Wieder Mensch sein

Erinnerungen des Holocaust-Überlebenden Abe Korn

Abe & Joey Korn

Übersetzung: Thomas Welling

Published by
SUGARCREEK PRESS
P.O. Box 431
Grovetown, Georgia 30813
Phone/Fax: 706-733-0204
E-mail: ABE@remember.org
Website: http://remember.org/abe/
Copyright © 1995, 1999 and 2011 by Joseph Korn
All rights reserved. No part of this book may be reproduced in any form or by any means without the prior written permission of the Publisher, excepting brief quotations used in connection with reviews, written specifically for inclusion in a magazine or newspaper.
Hardback edition printed in Canada, April 1995.
Second Edition printed in Canada, April 1999.
Second Edition reprinted in United States, November 2011
Library of Congress Catalog Card Number: 99-60545
ISBN: 978-1466490390
Korn, Abram, d. 1972.
Abe's story : a Holocaust memoir / by Abram Korn and Joseph Korn ; annotated by Richard Voyles.--2nd ed.
p. cm.
Includes bibliographical references.
LCCN: 99-60545
ISBN: 978-1466490390

Ich widme dieses Buch meiner Frau Ellie, die mich im Laufe der Jahre dazu inspiriert hat, bei all meinen Unternehmungen Erfolg zu haben. Ich widme dieses Buch auch der Erinnerung an Herrn Jack Y. Platzblatt. Ich kam als Vertriebener nach Amerika. Ich wollte durch meine eigenen Bemühungen und nicht durch die Nächstenliebe anderer erfolgreich sein. Herr Platzblatt gab mir die Gelegenheit, genau das zu tun. Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich stolz bin, Amerikaner zu sein. Ich möchte meinen Kindern und allen, die dieses Buch lesen, vermitteln, warum ich so dankbar bin, Teil dieses großartigen Landes zu sein, der Vereinigten Staaten von Amerika.

Abe Korn

Eine Anmerkung von *Joseph Korn*

Mein Vater hat einen groben ersten Entwurf seiner Memoiren hinterlassen, als er 1972 starb. Nach gründlichen Recherchen und Interviews habe ich einige Formulierungen geglättet, kleinere sachliche Fehler korrigiert und einige Geschichten ergänzt. Es wurden alle Anstrengungen unternommen, um die Sprache, den Gedankenfluss und die Satzstruktur meines Vaters aufrechtzuerhalten, um sicherzustellen, dass Abes Geschichte seine Gedanken, Erfahrungen und Aufzeichnungen über den Holocaust genau widerspiegelt.

Einige der Namen wurden geändert, um die Privatsphäre zu schützen, aber die meisten Namen wurden so belassen, wie mein Vater sie erwähnt hat, in der Hoffnung, dass ich von Freunden oder Verwandten meines Vaters erfahren werde.

Inhalt

7 Vorwort zur deutschen Ausgabe
11 Danksagung
15 Einführung von Richard Voyles
16 Karte von Deutschland, Polen und der Tschechoslowakei
21 Der Beginn
31 Aus unserem Heim vertrieben
39 Im Ghetto Kutno
49 Unser letzter Abschied
55 Heilende Engel
65 Überleben in den Lagern
89 Versklavt, um zu leben
99 Gute Deutsche
109 Auschwitz
123 Widerstand
137 Hilfe für andere
143 Der Todesmarsch
153 Mehr Leid, mehr Marschieren
163 Buchenwald und die letzten Tage
175 Befreiung und Erholung
189 Unsere neue Umgebung
197 Reisen und ankommen
207 Ein neuer Anfang
227 Epilog
239 Nachwort

Vorwort zur deutschen Ausgabe von »Abe's Story«

Herausgegeben vom Wetzlarer Geschichtsverein

Mein Vater, Abe Korn, war erst 16 Jahre alt, als die Nazis am 1. September 1939, dem ersten Tag des Zweiten Weltkriegs, in seine Heimatstadt Lipno in Polen einfielen. Er ertrug die Qualen von zwei Nazi-Ghettos und acht Konzentrationslagern, bis er im April 1945 aus dem Konzentrationslager Buchenwald befreit wurde. Er verlor seine Eltern, zwei kleine Schwestern und Generationen weiterer Familienmitglieder. Papa überlebte mit intakter Menschlichkeit und Würde. Er behielt seinen Glauben an Gott, er glaubte noch an die angeborene Güte der Menschheit und er gab diese Werte an meinen Bruder, Jack, meine Schwester, Helen und mich weiter.

Als mein Vater 1972 im Alter von nur 49 Jahren starb, hinterließ er einen groben Entwurf seiner Lebensgeschichte. Ich war erst 19 Jahre alt. Ich hatte über einen Zeitraum von fast drei Jahren einige Kapitel gelesen, als er sie schrieb. Allerdings las ich sein Manuskript nicht vor 1979 von Anfang bis Ende durch. Zu diesem Zeitpunkt war ich verheiratet und wir hatten unser erstes Kind. Ich lernte, unser Familienunternehmen zu führen, ohne dass Papa an meiner Seite war. Nachdem ich Papas Geschichte gelesen hatte, wurde mir zum ersten Mal klar, was für ein großartiger Mensch er war. Als ich aufwuchs, hatten mir so viele Freunde meiner Eltern erzählt, wie besonders er war, aber für mich war er nur mein Vater. Ich fühlte mich ihm jetzt näher als jemals zuvor und er war weg. Ich wusste, dass ich eines Tages seine Geschichte vervollständigen und veröffentlichen würde.

Jack und Agnes Platzblatt, die später meine Paten wurden, gaben Papa seinen ersten Job in Amerika. Mister Jack und Aggie, wie ich sie nannte, gaben einem jungen Einwanderer eine Chance, und mein Dad half ihnen, ihr sehr kleines Autoteilegeschäft zum größten Autoteilehändler in un-

serer Region auszubauen. Als sie starben, vermachten sie die Parts Warehouse Company meinem Vater. Mein Vater kam mit nichts nach Amerika, er beherrschte nicht einmal die Sprache, und jetzt besaßen er und meine Mutter ihr eigenes Haus und Papa hatte sein eigenes Geschäft. Sie hatten endlich den amerikanischen Traum verwirklicht. Leider starb Papa ein Jahr später im Alter von nur 49 Jahren und überließ das Geschäft meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwester. Es war der Verkauf dieses Geschäfts, zwanzig Jahre später, der mir Gelegenheit gab, die Geschichte meines Vaters zu beenden und sie für die Veröffentlichung vorzubereiten.

Longstreet Press veröffentlichte die erste Ausgabe von *Abe's Story: A Holocaust Memoir* und lieferte sie am 11. April 1995 aus, dem 50. Jahrestag der Befreiung meines Vaters aus dem Konzentrationslager Buchenwald, genau der Tag, für den ich Jahre zuvor geplant hatte, Papas Buch zu veröffentlichen. Ich fand, die Geschichte meines Vaters zu veröffentlichen, war das Bedeutendste und Wichtigste, was ich jemals erreicht hatte.

Lange bevor Abes Geschichte veröffentlicht wurde, hatte ich meinen Cousinen in Deutschland, Ellen Schubert und Hannelore Welling, Kopien des Manuskripts geschickt. Als Hannelores Ehemann Thomas es las, wollte er es sofort ins Deutsche übersetzen, da er Englischlehrer war. Viele Jahre später, nachdem er sich vom Unterrichten zurückgezogen hatte und seine Kinder erwachsen waren, widmete sich Thomas der Übersetzung, zuerst für den Rest der Familie in Deutschland zum Lesen und dann arbeitete er daran, einen Verlag zu finden.

Es bedeutet meinem Bruder Jack, meiner Schwester Helen, mir und dem Rest unserer Familie sehr viel, dass Abes Geschichte jetzt auf Deutsch gelesen werden kann. Umso bedeutungsvoller ist es, dass sie vom Wetzlarer Geschichtsverein veröffentlicht wird, da meine Mutter Ellie Müller Korn in Wetzlar geboren wurde und meine deutschen Verwandten noch dort leben.

Abes Geschichte ist einzigartig unter den Holocaust-Memoiren. Sie ist eher inspirierend als deprimierend zu lesen. Papa konzentrierte sich auf das Gute in den Menschen und nicht auf die Gräueltaten, die er und so

viele erdulden mussten. Abes Geschichte lässt Sie das Gefühl haben: „Wenn Abe trotz der Hindernisse auf seinem Lebensweg das erreichen konnte, was er vollbracht hat, kann ich vielleicht auch alles erreichen, was ich wirklich möchte!“ Viele Leser haben mir das vermittelt.

Ich denke, Papas Buch ist besonders wichtig für die Deutschen. Papa machte nicht alle Deutschen dafür verantwortlich, was mit ihm, seiner Familie und auch Millionen anderer Juden und Nichtjuden geschah. Er beschuldigte nur die Täter. Nach dem Krieg traf Papa meine Mutter Ellie Müller, eine deutsche Lutheranerin, und verliebte sich in sie. Er liebte auch ihre Familie und sie liebten ihn. Als Lebensmittel und andere Waren nach dem Krieg rationiert wurden, gab meine Oma Papa zusätzliches Essen, wenn er mit ihnen aß, und sie reduzierte die Portionen der eigenen Familie. Jahre später, als ich hier in Amerika geboren wurde, nannten mich meine Eltern Joseph Walter, nach Mamas Bruder Heinz Walter, der im Krieg getötet wurde. Das mag Ihnen eine Vorstellung von seinem Charakter geben. Mein Vater und meine Mutter waren beide besondere Menschen.

Es ist mir eine Ehre, dass Sie Papas Buch in Ihren Händen halten. Sie werden das Gefühl haben, meinen Vater kennenzulernen, als würde er Ihnen seine Geschichte erzählen, wie es so viele andere Leser hier in den Vereinigten Staaten von Amerika auch schon gefühlt haben. Möge Abes Geschichte Sie immer inspirieren.

Joseph (Joey) Korn
Oktober 2020, Augusta, Georgia, USA

Danksagungen zur zweiten Auflage

Kurz nachdem die erste Auflage von *Abe's Story* 1995 veröffentlicht wurde, entdeckte ich die Website *Cybrary of the Holocaust* (siehe www.remember.org). Diese unglaubliche Website wurde durch persönliche Bemühungen eines engagierten Mannes, Michael Declan Dunn, geschaffen. Ich danke Mike von Herzen, dass er mir geholfen hat, die Geschichte meines Vaters über die Cybrary mit anderen auf der ganzen Welt zu teilen.

Mein besonderer Dank gilt auch Sylvia Wygoda, Vorsitzende der Holocaust-Kommission für Georgia, die mir geholfen hat, die Geschichte meines Vaters mit Lehrern und Schülern in ganz Georgia zu teilen. Auch Sylvia kennt die Freude, die Geschichte ihres Vaters veröffentlicht zu haben (siehe *Weitere Ressourcen* im Anhang).

Jill Dible arbeitete sehr eng und geduldig mit uns zusammen und bereitete diese Ausgabe von *Abe's Story* vor. Greg Godek und Dan Poynter waren mit ihrer Verlagsexpertise wieder für uns da, ebenso wie ein neuer befreundeter Autor, Michael Norwood. Susanna Capelouto, Tomasz Stanek und Amy Mills halfen bei der Vorbereitung des Ausspracheführers am Ende dieses Buches. Rick Voyles fand eine wichtige Referenz, die zu den Anmerkungen hinzugefügt werden sollte, wodurch die Geschichte meines Vaters in historische Perspektive gerückt wurde. Margret Bezold-Chatwin fügte weitere Unterlagen über die Reise meines Vaters hinzu.

Vielen Dank an die vielen Lehrer, die Abes Geschichte in ihren Klassenzimmern verwenden, wo sie die Schüler noch für viele weitere Jahre begeistern wird. Vielen Dank an die vielen Studenten und anderen Leser, die mir mitteilten, wie Abes Geschichte ihr Leben und ihr Herz berührt hat. Vielen Dank an Rebecca Crumrine und Jennifer Berger, die mir geholfen haben, den Leitfaden für Lehrer zu entwickeln, der auf der *Abe's-Story*-Website veröffentlicht ist.

Nochmals vielen Dank an meine geliebte Frau Jill, die mich bei allem,

was ich tue, unterstützt und die beste Freundin und Mutter ist, die ich mir je vorstellen konnte. Danke an unsere drei wundervollen Kinder Jason, Jana und Julia, die alle Mühen danken. Danke auch an meinen Bruder Jack, meine Schwester Helen, an ihre Familien und an meine Schwiegermutter Carol, die stets an die Bedeutung der Familie erinnert haben.

Zweite Auflage (Nachdruck)

Besonderer Dank geht an Ingrid Zepp für die Ermöglichung des Nachdrucks der zweiten Auflage. Sie ist immer für mich da. Danke auch an Jose Klingbell für die zusätzlichen Informationen zum Ghetto Kutno (siehe www.jewish.kutno.free.fr).

Danksagungen zur ersten Auflage

Viele Leute halfen dabei, die Geschichte meines Vaters für die Veröffentlichung vorzubereiten. Zunächst möchte ich mich bei meiner Lektorin Suzanne Comer Bell bedanken. Nachdem ich viele Monate daran gearbeitet hatte, den Rohentwurf meines Vaters in veröffentlichbare Form zu bringen, verglich Suzanne die letzte Version sorgfältig mit dem Originalmanuskript, Abschnitt für Abschnitt, und arbeitete fleißig daran, viele der ursprünglichen Wörter, die sie für »zu wertvoll« hielt, wiederherzustellen. Sie behandelte mein Projekt mit dem Respekt, den es verdient hatte, und war genau diejenige, die ich als Redakteurin brauchte. Suzanne ist ein wahrer Purist. Danke, Suzanne.

Ich bin Jack Wyland ewig dankbar, möge seine Erinnerung für immer leben, und dem Rabbiner Benjamin Rosayn, der meinen Vater ermutigt und ihm geholfen hat, seine Geschichte zu Papier zu bringen. Danke auch an Jack Wylands Familie.

Ich möchte William und Elizabeth Schweitzer danken, mögen sie in Frieden ruhen, die meine Eltern aus Deutschland nach Amerika gebracht haben. Und danke an den Rest der Familie Schweitzer.

Ich möchte insbesondere Herrn Jack und Frau Aggie Platzblatt, meinen Paten, danken, die meinen Eltern die Möglichkeit gegeben haben, sich und unserer Familie ein neues Leben aufzubauen. Beide haben unserem

Leben so viel Liebe hinzugefügt. Ich möchte meinen Eltern, Abe und Ellie, danken, die die Werte der Familie in mich, meinen Bruder Jack und meine Schwester Helen eingepflanzt haben. Mögen die Erinnerungen an meine Eltern und Paten für immer leben.

Mary Lou Helmly arbeitete hart daran, die handschriftlichen Notizen zu entschlüsseln, und schrieb das Originalmanuskript. Penny Lewis und Shirley Fleeman halfen, das Originalmanuskript erneut einzugeben. Jahre später gaben Katerina Malin und Sharon Galloway es sorgfältig in meinen Computer ein.

Es war die konstante Ermutigung von Elie Wiesel im Laufe der Jahre, die mich dazu brachte, die Geschichte meines Vaters zu veröffentlichen. Seine fähige Assistentin, Martha Hauptman, hat immer dafür gesorgt, dass er meine Botschaften erhielt, selbst wenn er gerade ein Sabbatical nahm, aber ich ihn einfach »erreichen« musste.

Danke an Martin Gilbert für die hervorragende Dokumentation des Holocaust in seinen Büchern, durch die ich einige wichtige Aspekte der Geschichte meines Vaters überprüfen konnte.

Miriam Kleinman, die Cousine meines Vaters, und ihr Ehemann Eli halfen mir, Überlebende zu finden, die meinen Vater kannten und alte Fotos identifizieren konnten. Miriam lieferte auch eine nützliche Beschreibung von Lipno, Polen. Eva und Leon Kruger, Ann und Herszel Menche, Joe Grosnacht und Simek Kirstein trugen Geschichten bei über den Neubeginn ihres Lebens zusammen mit meinem Vater im Nachkriegsdeutschland.

Ich danke allen meinen Schülern, die mich im Laufe der Jahre immer wieder ermutigt haben, die Geschichte meines Vaters zu veröffentlichen.

Rabbiner Jordan Parr, Rabbiner Avigdor Slatus und Rabbiner Maynard Hyman trugen alle auf verschiedene Weise dazu bei.

Der langjährige Freund Gary Capelouto hat meine Bemühungen von Anfang an unterstützt. Danke auch an seine Frau Susanna, die eine Radiodokumentation über die Geschichte meines Vaters produziert hat, die am 11. April 1995 im National Public Radio ausgestrahlt wurde, dem

Datum der Veröffentlichung der ersten Ausgabe von *Abe's Story*.

Vielen Dank an Janet Bray, die sich viel Zeit genommen hat, um bei der redaktionellen Vorbereitung mitzuarbeiten.

Vielen Dank an Debbie Gillespie, die inspiriert war, einige wundervolle Kunstwerke für uns zu schaffen, nachdem sie die Geschichte meines Vaters gelesen hatte.

Besonderer Dank geht an Esther Levine, die mich meinem Redakteur bei Longstreet Press vorstellte.

Vielen Dank an die Mitarbeiter von Longstreet, die wunderbar mit ihnen zusammengearbeitet haben und es mir ermöglicht haben, eng in den Veröffentlichungsprozess eingebunden zu sein.

Viele Freunde lasen das Manuskript und/oder gaben Anregungen, Hinweise und Unterstützung. Unter ihnen sind Greg Godek, Kevin Ryerson, Dan Poynter, John Stoessinger, Barry Steinberg, Jerry Blumberg, Thomas Welling, Tim Gillespie, Kenny Shusterman, Myra Scheer, Henry und Donna Scheer, Cary und Sarah Friedman, Diane und Lionel Solursh, Marc Solursh Frank und Laurie Chambless, Diane Van Giesen Barrett, Jim Anderson, Daniel McLeod, Harold Mays, Frances Sideman, Rick Davis, Randy Salzman, Ingrid Heggoy, Milton Butler, Norman Prinsky, Annie Alpert, Debra Bennett, Linda Lynch, Eric Fleishner, Ina und Valarie Spratlin, Frederic Beil, Nancy Sladky, Eva Selve, Cheryl Zimmerman, Heide Lange, Hilda Rubin, Barbara Steinberg Smalley, Abram Serotta, Betty Cantor, Rob Bissell, Michael Berger, Joe Beck, Chris Kelly, Dottie Schmidt, Blanche Selwyn und meine liebe Schwiegermutter Carol Myers.

Abschließend möchte ich mich bei meiner geliebten Frau Jill (meinem Redakteur Nr. 1) bedanken, die mir bei jedem Schritt des Weges geholfen und mich ermutigt hat, und meinen wunderbaren Kindern Jason, Jana und Julia, die mir allen Grund gegeben haben, die Geschichte meines Vaters zu veröffentlichen.

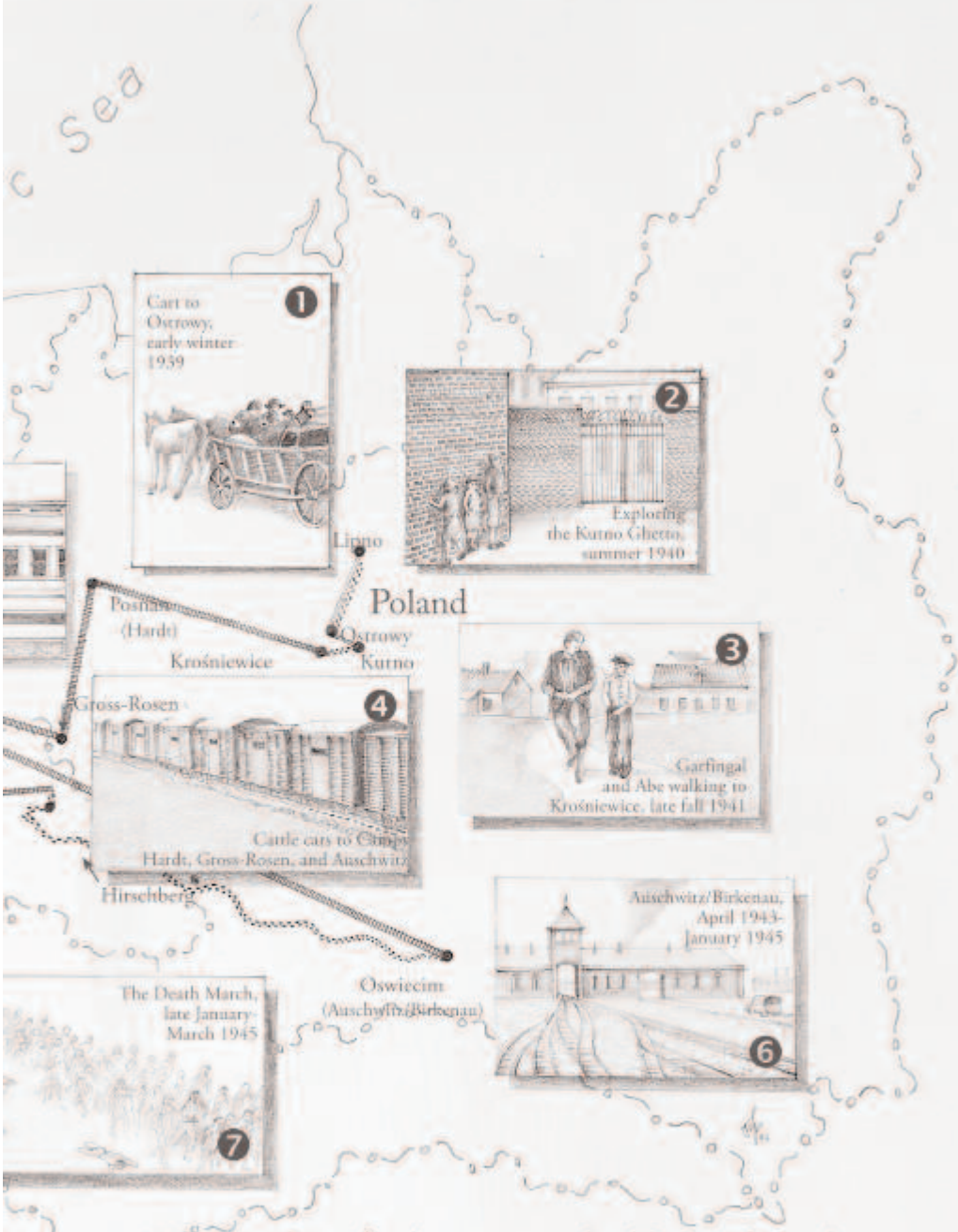
Einführung

von Richard Voyles

Holocaust-Überlebende sind etwas Besonderes für mich. Als Holocaust-Erzieher für Schüler und andere Lehrer habe ich gehört, wie viele Überlebende ihre Geschichten erzählen. Einige geben ihre Berichte auf Video, einige im Fernsehen, manche in Büchern, andere persönlich – und jede hat immer Auswirkungen auf mich. Meine Schüler scheinen von diesen Überlebenden genauso angezogen zu sein. Bei den Bewertungen des Kurses kommentiert fast jeder die Geschichte des Überlebenden: »Er hätte früher kommen sollen«; »Ich werde ihre Geschichte nie vergessen«; »Bring Überlebende zum Sprechen«; »Ich konnte sein Buch nicht weglegen. Ich habe es in einer Nacht gelesen.« Nur wenige sprechen nicht von der starken Präsenz der Überlebenden. Präsenz, nicht so sehr im Körper, sondern einfach im Leben, direkt vor uns. Diese Präsenz hat eine Kraft, die besagt, dass diese Person eine Geschichte zu erzählen hat, weil sie oder er gelebt haben. Diese Personen haben ein System überlebt, das für ihre Zerstörung entworfen wurde.

Abram Korn war so ein Überlebender. Durch seine Memoiren, *Abe's Story*, erzählt er die Geschichte seines Lebens im polnischen Lipno. Als 16-jähriger Junge, der in der Holzwerkstatt seines Vaters arbeitet, hatte Abe die üblichen Ziele eines Teenagers: Romantik, Bildung, Verantwortung. Abes Leben von 16 bis 22 war jedoch alles andere als normal, nachdem die Nationalsozialisten Polen besetzt und begonnen hatten, Juden

Passenger cars to Camp Dretz,
February 1942
5
Berlin
9
Liberation of Buchenwald,
April 11, 1945, 3:15 P.M.
Buchenwald
Open railroad car to
Buchenwald, March 1945
8
LEGEND
National Boundaries
Travel by foot
Travel by cattle wagon
Travel by rail
Czechoslovakia
Germany



National boundaries reflect the approximate political divisions of pre- and post-war Europe. (During World War II, most of this region was Greater Germany.)

See Interactive Map with Summary of *Abe's Story* at www.rememember.org/abe

Map Illustrations by Will Fahnoe.

zusammenzutreiben. Anstelle der Romanze fand Abe sich in einem Ghetto wieder. Anstelle der Erziehung lernte Abe, wie man eine Portion Brot für einen Tag auf drei Tage streckt. Statt der Verantwortung lebte Abe unter der demoralisierenden Grausamkeit von missbräuchlichen Kapos und Wachen. Fast sechs Jahre lang litt Abe in den Fängen der Nazimaschinerie. Fast zwei Jahre davon verbrachte er in Auschwitz, einem der tödlichsten Konzentrationslager. Trotzdem hat Abram Korn überlebt . . .

Die Nazis traten im September 1939 in Abes Leben ein und zerstörten seine Welt wie eine Flutwelle einen Hafen. Sie fielen ein mit einer dunklen, übergreifenden Macht, stürzten mit einer verheerenden Kraft auf alles nieder und hinterließen zersplitterte Teile seines einstigen und glücklichen Lebens. Diese verheerende Kraft war das Ergebnis jahrelanger NS-Praktiken gegen deutsche Juden. Hitler, der am 30. Januar 1933 Kanzler Deutschlands wurde, ging rasch gegen die deutschen Juden vor. Eine Woche, nachdem er am 24. März die Befugnis erhalten hatte, Gesetze für den Reichstag zu erlassen, erklärte Hitler einen eintägigen Boykott aller jüdischen Geschäfte und Läden in Deutschland. Nach dem Boykott wurden am 7. April 1933 alle in der Regierung arbeitenden Juden in den Ruhestand versetzt.

Die Nazis wollten jeden Juden aus Deutschland verdrängen, und es schien, als gäbe es wenig, um sie aufzuhalten. Die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 beraubten alle Juden als Bürger in Deutschland ihrer Bürgerrechte. Eigentum, Geschäfte und Häuser wurden den Juden weggenommen und den Deutschen übergeben. Unter dem Vorwand der Überfüllung durften jüdische Kinder nicht mehr in ihre Klassenzimmer gehen. Und jüdische Ärzte durften keine deutschen Patienten mehr behandeln.

Viele Juden versuchten, Deutschland zu verlassen, und die Aufmerksamkeit der internationalen Gemeinschaft konzentrierte sich auf ihre Notlage. Am 5. Juli 1938 hielten die internationalen Führer eine Konferenz in Evian (Frankreich) ab, um das Problem der wachsenden Zahl von Flüchtlingen anzusprechen. In vielen Ländern wurden für Juden restriktive Zuwanderungsquoten festgelegt, und wenn sie nicht erhöht oder auf-

gehoben werden konnten, hatten die Juden keinen Platz, wenn sie Deutschland verlassen wollten. Leider waren diese Nationen, einschließlich der Vereinigten Staaten, der Ansicht, dass es unmöglich sei, ihre Einwanderungsbeschränkungen zu ändern, wodurch Tausende von Juden in Deutschland gestrandet waren.

Es scheint, als habe Hitler ihre Aktion als Erlaubnis gelesen, seine aggressive Politik gegen die Juden fortzusetzen, und er folgerte daraus, dass niemand zu ihrer Hilfe kommen würde. In der Nacht vom 9. November desselben Jahres, 1938, wurden jüdische Geschäfte und Läden in einem landesweiten Pogrom, genannt Kristallnacht (Reichspogromnacht), aufgebrochen und ausgeraubt. In ganz Deutschland verbrannten und zerstörten die Nazis Synagogen, entweihten Thora-Rollen und schlugen Rabbiner, während die örtliche Polizei danebenstand und zuschaute. In jüdische Häuser wurde eingebrochen und Familienwerte aus den Fenstern auf die Straße geworfen und verbrannt. Und am nächsten Morgen wurden fast 30.000 jüdische Männer verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen gebracht. Einige Kinder sollten ihre Väter nie wiedersehen.

Bis September 1939 war die Flutwelle des Nazi-Hasses auf Juden eine Kraft, die durch staatliche Gesetze und staatliche Umsetzung gestützt wurde. Als sie die Grenze nach Polen überquerte, stürmte sie herein und wusch jedes Gefühl der Menschenwürde für polnische Juden ab. Alle Richtlinien und Praktiken, die in Deutschland jahrelang umgesetzt wurden, wurden sofort in Polen eingesetzt. Daher kam die Zerstörung für Abe und seine Familie schnell in der Person von Menschen in seiner Gemeinde, mit denen er gespielt hatte, und alle schienen sich über Nacht gegen sie zu wenden. Abe und seine Familie mussten gelbe Armbänder tragen, die sie zu jeder Zeit als Juden identifizierten. Ihr Holzgeschäft wurde konfisziert, und im Frühjahr 1940 wurden sie von dort aus in das Ghetto Kutno gebracht.

Abes Geschichte erzählt vom Kampf eines jungen Mannes gegen das entmenschlichte System der Nazis. Mit unerbittlicher Präzision beraubten die Nazis ihre Gefangenen der Würde und des Lebens, und Abe gab

seine Würde nie völlig ab. Abe behandelte sich und seine Mitmenschen weiterhin wie Menschen. Als andere Gefangene in ihrem Kampf ums Leben gedemütigt wurden, bemühte sich Abe, ihnen zu helfen, ihre Menschlichkeit zu erhalten. Anstatt die Menschen für ihre Handlungen zu verurteilen, ängstigte er sich, wenn die Menschlichkeit verloren ging – ob bei Deutschen, Polen, Russen oder Juden.

Die Nazis wollten unbedingt den Juden Europas alles wegnehmen. Als alles vorbei war, hatten sie Abe nicht nur sechs Jahre seines Lebens genommen, sondern auch seine Mutter, seinen Vater und seine beiden Schwestern. Die Nazis hatten einen Plan, eine »Endlösung«, und dieser Plan beinhaltete keine Überlebenden. Sie versagten.

Abe hat überlebt . . . und erzählt seine inspirierende Geschichte.

Der Beginn

Kapitel 1

Meine Geschichte beginnt 1939, als ich 16 Jahre alt war. Luftschutzsirenen und Kirchenglocken weckten uns in dieser Nacht; sie warnten vor der Gefahr und Zerstörung durch Hitlers Luftwaffe. Die Piloten waren so angriffslustig, dass sie ein paar abgedeckte Karren zerstörten, obwohl sie gar nicht wussten – oder es kümmerte sie nicht –, dass diese einfach nur Baumaterial für den Bahnhof unserer Stadt enthielten.

Es war der 1. September 1939, der erste Tag dessen, was man jetzt als den Zweiten Weltkrieg kennt. Obwohl die Zahl der Verletzten dieses ersten Angriffs vergleichsweise gering war, war er der Vorbote eines Krieges, der Millionen von Leben vernichten und unzählige Familien ins Elend stürzen sollte.

Meine Familie lebte in Lipno in Polen, einer Stadt mit ungefähr 30.000 Einwohnern nahe Warschau. Viele Leute nannten Lipno »kleines Paris«; Parks und Grünanlagen belebten die Stadt, welche von Wäldern umgeben war. Mein Vater Joseph führte unser kleines Geschäft für Bauholz am Rande der Stadt, das uns von den Eltern meiner Mutter vererbt worden war. Ich erinnere mich an viele Stunden, die ich spielend zwischen den

Bauholzstapeln verbrachte; Klettern, Verstecken und Nachlaufen mit meinen Schwestern, meinen Freunden und meinem braven Hund Kajtek. Kajtek war für viele Jahre mein treuer Gefährte.

Wir waren eine Familie, die bei vielem, für das es sich zu leben lohnt, zusammenhielt. Mein Vater war ein tief religiöser Mensch und stolz auf seine jüdische Herkunft. Er war in direkter Linie der erstgeborene Sohn der Gerer Hassidim, einer hoch angesehenen Dynastie der Chassidischen Jüdischen Bewegung in Osteuropa. Er liebte seine Familie sehr und war ein geschätztes Mitglied unserer Gemeinschaft. Meine Mutter, Hannah, war eine starke Frau, die sich ganz in den Dienst unserer Familie stellte. Mit 16 Jahren wurde ich in die Geschäfte einbezogen und half meinen Eltern, unsere Familie zu ernähren.

Meine Schwestern waren jünger als ich. Gitel war 13 und Mirjam war 10. Gitel war ein sehr empfindsames und hübsches Mädchen, mit langem, dunklem Haar und braunen Augen. Sie hatte das Gesicht eines Engels und liebte es, sich farbenfrohe Kleider anzuziehen. Mirjam war auch hübsch und war reifer, als ihre Jahre vermuten ließen. Sie hatte einen starken Willen und war hitzig in ihrem Unabhängigkeitsstreben. Mirjam wurde in allem, was sie anfing, von ihrem starken Willen angetrieben. Wir hatten ein glückliches Leben in unserer netten Gemeinde und dachten, dass sich das niemals ändern würde – bis zum Angriff der Luftwaffe.

Die Ereignisse jener Nacht bestürzten uns alle. Der Überraschungsangriff hinterließ unsere Mitbürger fassungslos; sie hofften auf Neuigkeiten und bereiteten sich auf das Schlimmste vor. Nach drei Tagen gaben die Stadtoberen bekannt, dass sich alle männlichen Bürger im Alter von 16 bis 55 Jahren in Wloclawek, einer Stadt ungefähr dreißig Kilometer entfernt, einfinden sollten. Die polnischen Verteidigungskräfte wollten Lipno aufgeben und eine Verteidigungsstellung gegen die eindringenden Deutschen in Wloclawek errichten. Sie hatten keine Pläne für die Frauen, Kinder und unseren Besitz gemacht, in der naiven Annahme, dass die Deutschen ihnen nichts anhaben würden. Sie gingen davon aus, dass im Krieg ausschließlich die Soldaten in die Kampfhandlungen verwickelt werden und die Zvilbevölkerung verschont bliebe.

Als Reaktion auf diese Anordnung packten mein Vater und ich unsere nötigsten Sachen und banden sie auf unser wertvolles Fahrrad. Wir liefen neben unserem Fahrrad her auf dem Fluchtweg. Es gab hunderte erschütterter Menschen, die mit ihren Karren, ihrem Vieh und zu Fuß fortzogen. Nach einer Reise von zwei Tagen, die wir gehend und gelegentlich auf einem Pferdewagen mitfahrend bewältigten, fanden wir uns in den Vororten von Wloclawek wieder. Wir waren erschöpft, hungrig und durcheinander. Wir mussten die Wisla-Brücke überqueren, um in die Stadt hineinzukommen.

Nun brauchten wir Essen und Unterkunft. Mein Vater und ich suchten entfernte Verwandte in Wloclawek auf, welche uns Unterkunft anboten. Die Zeit arbeitete jedoch gegen uns. In weniger als einer Woche hatten wir unsere Essensvorräte vollständig verbraucht. Wir gaben unser gesamtes Geld für Brot aus und standen bald in der Warteschlange für die Brotausgabe an. Die hungrigen Menschen warteten stundenlang auf ihre Brotration. Etwas zu essen zu bekommen wurde zu einem ernsthaften Problem. Während wir warteten, schoss die Luftwaffe auf uns – aber niemand rannte weg, um Schutz zu suchen. Was wäre der Vorteil davon gewesen, dieser Lebensbedrohung zu entkommen, wenn die Gefahr des Verhungerns genauso real war? Essen bedeutet Leben, und Brot war unser einziges Essen.

Unsere Pläne, unser Überleben zu sichern, wurden jetzt systematisch zunichte gemacht. Die polnischen Verteidigungskräfte sprengten die Brücke über die Wisla, um den deutschen Vormarsch zu stoppen, aber das deutsche Militär überlistete uns. Sie schickten ihre Panzer, Ausrüstung und Soldaten auf dem Landweg und erlangten so leicht die Kontrolle über die Stadt.

Den jüdischen Menschen schien es ein außergewöhnlicher Zufall zu sein, dass die Nazis am ersten Tag des jüdischen Neujahrstags (*Rosh Hashanah*, einer der höchsten Feiertage des Jahres) nach Wloclawek kamen.

Entgegen den offensichtlichen Gefahren waren meine jungen Freunde und ich begierig darauf, mit eigenen Augen deutsche Soldaten aus der Nähe zu sehen. Wir fanden, dass sie jung, gut ausgestattet und höflich

waren. In unserer Unbedarftheit konnten wir uns nicht vorstellen, dass diese netten Menschen uns etwas antun könnten. Die Soldaten sprachen offen mit uns, da sie uns nicht als Juden erkannten. Schlimme und beängstigende Nachrichten machten die Runde. Sobald es uns gelang, mit den deutschen Soldaten im Vertrauen zu sprechen, erzählten sie uns, dass sie nichts gegen die christlichen Bürger von Polen planten, aber sie hatten nichts anderes im Sinn, als den Juden Leid zuzufügen. Da sie uns nicht als jüdische Polen erkannten, waren wir in der Lage, diese Informationen unmittelbar von den deutschen Soldaten zu bekommen, die einen jüdischen Polen von einem christlichen Polen nicht unterscheiden konnten.

Schlimme Verordnungen und Neuigkeiten verbreiteten sich schnell. Die Nazis ordneten an, dass sich sämtliche jüdischen Bürger von Wloclawek innerhalb einer Woche bei den Behörden zu melden hatten. Mein Vater und ich lasen diese Bekanntmachung, die auf dem Marktplatz angebracht wurde. Sie eröffnete uns einen Ausblick auf das, was kommen sollte. Wir entschlossen uns, nach Lipno zurückzukehren. Schließlich waren wir in Wloclawek wegen einer Anordnung der polnischen Streitkräfte, um unsere Heimat zu schützen, aber Lipno war unser Zuhause. Eine Fähre war anstelle der zerstörten Brücke in Betrieb genommen worden, um den Fluss Wisla zu überqueren. Von dort wanderten wir zurück nach Hause.

Hilflosigkeit und Verzweiflung starrten uns ins Auge. Mein Vater, ein aktives, robustes Mitglied der Gemeinschaft, war mit 39 Jahren im besten Alter. Mein Vater, der uns immer durch sein Bauholzgeschäft ernährt hatte und mit selbst erarbeiteter Würde stolz einherschritt, merkte jetzt, dass er seine Familie und sich selbst nicht länger schützen konnte. Ich sah einen großen, starken Mann, den ich liebte und respektierte, einfach zusammenbrechen und weinen.

Wir kamen zuhause an und es war himmlisch, unsere Familie wiederzusehen nach einer Trennung, die für uns vielleicht vergleichbar mit dem Tod war. Meine Mutter gab uns Reste vom Festtagsessen, das wir versäumt hatten. Wir ruhten uns aus und fürchteten uns vor dem unbekannten Morgen.

Unsere Sorgen waren nicht grundlos. Nach zwei Tagen hatten die Deut-

schen die Namen der Juden in Lipno herausgefunden und registriert. Sie wiesen uns an, auffällige gelbe Armbinden, »Judenstern« genannt, zu tragen, welche den sechszackigen Stern Davids darstellen sollten. Um uns noch mehr zu demütigen, befahlen die Nazis jedem Juden, seinen Hut zu ziehen und vom Gehweg auf die Straße zu treten, sobald ihm ein Deutscher in Uniform begegnete. Sie hielten uns für ungeeignet, den Gehweg gemeinsam mit menschlichen Wesen zu benutzen. Wir waren nur eine Zumutung.[1]

Dann gaben die Nazis bekannt, dass Juden keine Tiere mehr besitzen konnten, die als Schlachtvieh dienten oder zur Beförderung von Waren benutzt wurden. Die einzige Ausnahme waren Hunde; Juden und Hunde rangierten auf einer Ebene.

Die Schlinge begann sich zuzuziehen. Die Nazis behaupteten, dass die katholische Mehrheit protestantische Polen deutscher Abstammung verfolgt und unterdrückt hatte. Sie identifizierten diese deutschen Polen und beförderten sie in verantwortliche Positionen in der »Bürgerwehr«. Vorher war niemand imstande gewesen, sie von anderen Polen zu unterscheiden. Die Nazis profitierten außerdem von anti-jüdischen Vorurteilen, die in ganz Europa verbreitet waren.[2] Sie hatten einen Plan und benutzten jeden, der freiwillig mit ihnen zusammenarbeiten wollte, zum Umsetzen ihrer Ziele. Die Nazis benutzten auch das jüdische Eigentum und Geld zu ihrem Vorteil.

Der nächste Schritt, einer von vielen, war, die Juden ihres gesamten Vermögens zu berauben, welches die Nazis dann beschlagnahmten. Na-

1. Die Regelung, Juden zum Tragen eines besonderen Abzeichens zu zwingen, stammt aus dem Jahre 1215, als das vierte Lateran-Konzil so entschied. 1267 wurde in der Synode zu Breslau festgelegt, dass Juden in besonderen Bezirken, den Ghettos, leben mussten. Für mehrere Jahrhunderte sahen christliche Kirchenlehrer die Juden als verantwortlich für den Tod Jesu und daher als Feinde Gottes und der Menschheit, die man konvertieren, aussondern oder töten müsse.
2. Die »Arisierung jüdischen Besitzes« wurde 1938 zu den seit 1935 existierenden Nürnberger Gesetzen hinzugefügt. Durch die Nürnberger Gesetze wurden den Juden ihre Bürgerrechte genommen, der Zusatz erlaubte dem Staat, ihren Besitz zu enteignen.

türlich versuchten viele zu behalten, was ihnen möglich schien. Juden konnten nicht länger Geschäftsleute sein, noch konnten sie in irgendeiner öffentlichen Branche arbeiten.

Es dauerte nicht lang, bis die deutschen Besatzer unser Geschäft beschlagnahmten. Eines Morgens kamen sie mit einer Kolonne von Pferdewagen und fuhren unseren vollständigen Lagerbestand von Bauholz ab. Wir hatten Fragen, aber die einzige Antwort, die wir bekamen, war eine Quittung. Wir waren nicht die Einzigen. Die Nazis beschlagnahmten außerdem weitere kleine Bauholzgeschäfte in der Umgebung.

Eines Tages schenkte unser Cousin, der ein kleines Geschäft für Stoffe und Kurzwaren besaß, mir einen kleinen Teppich. Ich war überrascht und froh, aber er war weder großzügig noch rücksichtsvoll. Er wusste, dass die deutschen Besatzungskräfte bald alles enteignen würden. Da eine strikte Ausgangssperre angeordnet war, wartete ich, bis es zulässig war, auf die Straße zu gehen und den Teppich nach Hause zu tragen. Ich hatte kein Glück. Janke, ein ehemaliger Angestellter und Freund von uns, entdeckte mich und den Teppich. Er war jetzt in voller polnisch-deutscher Militäruniform. Da dieser Mann seinen Lebensunterhalt seit Jahren auf unserem Bauholz-Hof verdient hatte, nahm ich an, dass er zulassen würde, dass ich meinen Weg fortsetzte. Ich hatte falsch gedacht. Er ergriff mich, wie er es mit einem gewöhnlichen Kriminellen getan hätte, und führte mich zu meinem Haus.

Als meine erschütterte Mutter die Tür öffnete und mich sah, den Teppich und Janke mit der Hand auf seiner Pistole, verstand sie die Situation unmittelbar. Sie kniete weinend vor ihm und flehte: »Bitte, nimm den Teppich und lass meinen Sohn in Frieden.« Janke nahm den Teppich und ließ mich und meine Mutter in Ruhe. Er hätte mich beschuldigen können, deutsches Eigentum zu stehlen, oder irgendein anderes Verbrechen erfinden können.

Mein Vater erzählte uns eine Geschichte, um das beängstigende Ereignis vergessen zu machen. Sie handelte von einigen Leuten, die mit dem Zug unterwegs waren. Ein Reisender schuldete seinem Gefährten 25 Zloty (ungefähr 5 US $). Der Zug hielt bald an ungewöhnlicher Stelle zwischen

zwei Bahnhöfen. Er argwöhnte, dass Räuber den Zug gestoppt hatten, also sagte der Schuldner zu seinem Freund: »Hier sind die 25 Zloty, die ich dir schulde.« Nach ein paar Minuten kamen die Räuber in das Zugabteil und nahmen den Reisenden sämtliche Wertsachen und das Geld ab. Auf jeden Fall hätte er seine 25 Zloty verloren – auf diesem Weg hatte er jedoch außerdem noch seine Schulden bezahlt.

Die Nazis befahlen von Beginn an Zwangsarbeit für Juden. Sie forderten von sämtlichen jüdischen Männern zwischen 14 und 55 zwei Tage pro Woche Frondienst für die deutschen Besatzer. Meine erste Zuteilung war das Reinigen einer Schule, welche die Nazis als Büro benutzten. Sie sagten, sie würden uns später für die Arbeit bezahlen. Als der Tag vorbei war, teilten sie die Arbeiter in Gruppen, ließen uns antreten und führten uns in verschiedene Zimmer, angeblich, um unseren Lohn zu verteilen. Die Deutschen hatten einen vorgefassten Plan. Unser Lohn bestand aus einer kräftigen »Abreibung« in Form von Fußtritten und Schlägen. Einige der Nazis waren beschämt von der betrügerischen, niederträchtigen Handlungsweise ihrer Kameraden. Diese wenigen Deutschen versuchten ihr Gewissen zu erleichtern, indem sie uns Süßigkeiten und Zigaretten zuwarfen, aber wir ließen ihre großartigen Geschenke auf dem Boden liegen. Mit hängenden Köpfen, schmerzenden Körpern und gedemütigt bis ins Innerste, machten wir uns langsam auf den Weg nach Hause.

Später bestimmten die Nazis einige von uns für die Wasserwerke. Sie hatten unsere Elektrizitätsversorgung zerstört und die Pumpen unbrauchbar gemacht, die das Wasser in Vorratsbehälter pumpten. Wir mussten das Wasser von Hand mit Eimern in die Behälter schütten. Das war zermürbende Arbeit. Mein tuberkulosekranker Cousin befand sich in meiner Arbeitsgruppe. Er brach häufig unter der Anstrengung zusammen. Die Nazis »belebten« ihn mit einem Eimer voll Wasser, den sie in sein Gesicht schütteten, und der Androhung von schlimmerer Bestrafung in Zukunft. Er und ich schleppten uns weiter dahin.

Unter den Deutschen gab es ein paar mit menschlichen Gefühlen, Werten und Empfindungen. Hauptmann Schmidt war einer von diesen guten Menschen. Als er erfuhr, dass ich Deutsch sprechen konnte, wollte er gern

von mir durch die Stadt geführt werden. Wir gingen und redeten stundenlang wie menschliche Wesen. Er erzählte mir von seiner Familie und ich sprach über meine. Ich zeigte ihm die hübschen Parks und die typischen, flachen Häuser. Unser Rundgang führte uns in die Randbezirke von Lipno. Sobald ich ihm unser bescheidenes Zuhause und das Holzlager gezeigt hatte, wollte Hauptmann Schmidt meine Familie kennenlernen. Ich führte ihn hin und stellte ihn vor.

Nachdem er meine Mutter begrüßt hatte, begutachtete Hauptmann Schmidt die Ordentlichkeit und Sauberkeit unseres anständigen Zuhauses. In Deutschland hatte man ihm beigebracht, dass alle Juden dreckig und verlaust waren. Überall an den Wänden gab es Plakate, die Juden mit großen Hakennasen und Gesichtern wie Schweine zeigten. Er konnte sehen, dass das nur Lügen waren. Hauptmann Schmidt fühlte sich zuhause bei uns; es erinnerte ihn an sein eigenes Heim. Er kam viele Male, um meine Eltern zu besuchen und mit ihnen zu reden. Dabei war das Risiko für seine Karriere als Nazi-Offizier groß und vielleicht sogar für sein Leben. Auch in all dem Bösen gab es gute Menschen. Die Ausnahme ist immer vorhanden, sogar unter den Nazis.

Bald befahlen die Nazis den jüdischen Männern, alles, was Gold enthielt, zu einem angegebenen Sammelplatz zu bringen. Dort erklärte der Kommandant oder höchste Nazi-Offizier, was wir tun mussten, um als Bürger der Gemeinschaft weiter leben zu können. Wir wussten, dass nicht zu gehorchen den Tod bedeuten konnte, aber manche versuchten dennoch, ihren Besitz zu retten.

Nachdem wir unseren Goldschmuck abgeliefert hatten, ließ uns der Kommandant offen wissen, dass die Juden die Schuldigen waren. »Ihr Juden seid verantwortlich für den Krieg«, sagte er uns, »und ihr müsst die Kriegskosten tragen. Wir werden euer ganzes Gold dazu benutzen, den Krieg zu gewinnen. Falls ihr immer noch irgendwelches Gold versteckt, tut ihr das bei Todesgefahr für euch selbst und eure Familien. Geht dieses Risiko nicht ein.«

Er schwieg einen Augenblick, um zu sehen, ob noch jemand mit mehr Wertsachen vortrat. Doch niemand rührte sich. »Jetzt, wenn ich bis drei

gezählt habe«, schnauzte er, »verschwindet ihr besser schnell.« Vielleicht liefen ein paar Leichtfüßige schnell genug, um der Prügelei, die folgte, zu entkommen. Polnisch-deutsche Uniformierte, Hilfspolizei genannt, umstellten den Marktplatz. Diese ehemaligen Nachbarn von uns hatten ihren Spaß daran, mit ihren Knüppeln und Peitschen auf unsere jüdischen Körper einzuschlagen.

Die Juden waren nicht die Einzigen, die zu leiden hatten. Die Nazis stellten Nachforschungen an und erhielten eine Liste von Priestern und anderen Persönlichkeiten einschließlich unseres Bürgermeisters, welche sich in einflussreichen Positionen der Gemeinschaft befanden. Sie trieben sie zusammen, ohne Warnung, und verschickten sie nach einem unbekannten Ziel. (Wir hatten damals keine Ahnung, aber später nahmen wir an, dass die Nazis sie in ein Konzentrationslager schickten.)[3]

Die Juden jedoch waren immer noch das »Lieblingsziel« der Nazis. Die Nazis befahlen den Juden, sich alle an einem Dienstag zu versammeln – es schien, dass sie Dienstage für ihre Drecksarbeit bevorzugten –, reisefertig für eine längere Fahrt. Sie rieten uns, Wechselwäsche einzupacken, und versicherten uns, dass wir unsere Kleidung behalten könnten. Widerstand gegen diese Anordnung bedeutete das Todesurteil.

Als wir uns versammelt hatten, sagten uns die Nazis, dass viele Deutsche frieren würden und Kleidung benötigten. Dies war das Signal für die vielen »Hilfspolizisten«, uns unsere Bündel mit Kleidern abzunehmen. Wir konnten nichts tun, falls wir leben wollten. Mein Vater stand neben mir; er trug seinen besten und wärmsten pelzbesetzten Mantel. Ein junger deutscher Hilfspolizist, von diesem Mantel angelockt, kam auf meinen Vater zu. Beim Näherkommen erkannten wir Fritz Janke, einen ehemaligen Beschäftigten auf unserem Bauholz-Hof. (Es war nicht der gleiche Janke, welcher den kleinen Teppich nahm.) Fritz zeigte einen noblen Charakterzug – er wollte meinen Vater seinen Mantel behalten lassen. Er rief

3. Konzentrationslager wurden überall in Deutschland errichtet. Das erste war Dachau bei München im März 1933. Nach und nach kamen hinzu (nur ein paar Beispiele): Sachsenhausen im September 1936, Buchenwald im August 1937, Flossenbürg und Mauthausen 1938, und Ravensbrück, ein Frauenlager, im Mai 1939.

mit ängstlicher Stimme: »Läuse! Läuse! Ein Mantel mit Läusen! Verschwinde mit deinen Läusen!« Niemand wollte ihm nahe kommen, und so half er meinem Vater seinen Mantel zu behalten.

Augenblicke später gaben die Nazis bekannt, dass wir, nachdem sie bis drei gezählt hätten, fliehen sollten, als ob tausend Teufel uns verfolgen würden. Ich umging glücklicherweise die Hilfspolizisten, die ihre Knüppel zum Zuschlagen bereit hatten. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie mein Vater auf den Kopf geschlagen wurde. Als ich ihm zu Hilfe kam, hörte ich, wie er versuchte, mit seinem Peiniger zu argumentieren. »Warum willst du mich verletzen?«, rief er. »Du weißt, ich würde dir nichts Schlimmes antun!«

In meinem jugendlichen Temperament rief ich meinem Vater zu: »Vater, versuch nicht, an sein Gewissen oder Herz zu appellieren. Er hat keins!« Der Nazi hörte auf, meinen Vater zu verprügeln, und ging auf mich los. Als ich versuchte zu entkommen, fiel er in den Dreck, aber seine Trillerpfeife rief die Hilfe von einem Dutzend Männern herbei. Sie fingen mich und schlugen mir direkt auf den Kopf. Da ich klein war, konnte ich mich in meinem Mantel verstecken und vermied einige ihrer Schläge. Auf meinem Rücken war ein Bündel, in welches meine Mutter ein großes Glas mit Honig getan hatte, das ich während meiner Reise in das Unbekannte als Vorrat haben sollte. Die Schläge haben das Glas zerbrochen und in der Dunkelheit verwechselten sie wahrscheinlich den tropfenden Honig mit meinem Blut. Sie ließen mich fallen und gingen weg; sie erwarteten wohl, dass ich verbluten würde.

Aus unserem Heim vertrieben

Kapitel 2

In Zeiten der Gefahr und Bedrohung werden die Ohren aufmerksam und der Verstand geschärft. Wir erfuhren, dass die deutschen Besatzer planten, in ungefähr zwei Wochen alle Juden aus Lipno in das Warschauer Ghetto zu verlegen. Wir hatten etwas dagegen und machten Pläne, diesem jämmerlichen Schicksal zu entgehen. Meine Eltern und ich waren Menschen mit Vertrauen in die Zukunft und erwarteten schon sehnsüchtig den Tag, da diese Wirren vorbei sein würden, wenn wir in unser Haus zurückkehren könnten und in die Gemeinschaft, die wir liebten.

Mein Vater beabsichtigte, in das Sommerhaus meiner Großeltern in Ostrowy zu gehen. Er mietete einen Kutscher mit Wagen, um unsere Familie dorthin zu bringen, während ich zuhause blieb, um eine Möglichkeit zu finden, unsere wenigen Habseligkeiten bis nach dem Krieg unterzustellen. Das war nicht einfach. Die meisten unserer christlichen Freunde waren sogar zu verängstigt, um mit mir zu sprechen. Juden zu helfen war gefährlich in dieser Zeit, aber ich fand einige wenige Freunde, die bereit waren, einige von unseren Möbeln unterzustellen.

Ich sprach mit unserem Freund und Nachbarn, Herrn Pytelewsky, der

mich oft als Helfer bei seiner Arbeit als Elektriker beschäftigt hatte. Er stimmte zu, etwas von unserem Eigentum aufzubewahren, jedoch erfuhren die Nazis irgendwie davon, und sie beschlossen, ein Exempel zu statuieren. Sie beschlagnahmten nicht nur unser gesamtes Eigentum bei Herrn Pytelewsky, sondern sie beschlagnahmten ebenfalls das Hab und Gut von vielen seiner christlichen Freunde. Dann wurde Herr Pytelewsky öffentlich mit Schlägen bestraft, wobei seine Familie und die Nachbarn zuschauen mussten, und sie sperrten ihn für mehrere Monate ein.

Probleme schärfen den Geist und den Verstand. Sie lassen einen vorzeitig erwachsen werden. Die Nazis sprengten bald die einheimische Synagoge, und wir waren nun alle überzeugt, dass die Deutschen beabsichtigten, Lipno für immer völlig *judenrein* zu machen. Ich war 16 Jahre alt, als ich herausfand, dass ich meine Verantwortung – Lagerung und Schutz für unser Eigentum zu finden – nicht erfüllen konnte. Heim und Geburtsort zu verlassen ist niemals einfach, jedoch verlassen musste ich sie.

Ich beschloss, nach Ostrowy zu gehen, um meine Eltern zu treffen. Aus der Stadt herauszukommen war für einen Juden ein kleines Kunststück. Ich nahm mein Fahrrad, ein Bündel mit Lebensmitteln und meinen treuen Hund Kajtek mit. Sehr wenige Juden trauten sich nach Beginn des Krieges noch mit dem Fahrrad zu reisen, besonders mit einem Hund. Ich entfernte meine Armbinde und gab vor, ein Christ zu sein, der keine Ausgangssperre zu beachten hatte. Es war ein gefährlicher Plan, aber es musste gelingen, da ich keine andere Wahl hatte. Entweder in die Bratpfanne oder ins Feuer. Meinen Judenstern zu tragen bedeutete, die Feindschaft aller auf mich zu ziehen; ihn nicht zu tragen, Bestrafung durch die deutsche Besatzungsmacht im Falle meiner Entdeckung. Ich verließ das Dorf um ungefähr 20 Uhr, nach dem Beginn der Ausgangssperre für Juden. Die patrouillierenden Milizmänner ließen mich passieren. Zweifellos nahmen sie an, dass ich der Sohn von einem von ihnen war, der auf eine kurze Reise ging.

Die Nacht war dunkel, kalt und windig, mit drohenden Regenwolken. Nach zwei Stunden fing es zu regnen an. Zu allem Unglück ging auch noch mein Fahrradlicht aus. Der Regen hatte nun meine Bekleidung durchnässt

und ich zitterte in der Kälte. Die Furcht vor dem Unbekannten machte mich betrübt, einsam und ängstlich. Trotzdem verlor ich mein Gleichgewicht nicht. Ich beschloss, eine Unterkunft für die Nacht zu finden und es am nächsten Morgen von Neuem zu versuchen.

In der Ferne konnte ich den Saum von dem Dorf Chelmice sehen. Ich ging auf die ersten Lichter zu, die ich erkennen konnte. Nachdem ich im Dunkeln umherirrte, fand ich den Eingang eines Hauses und klopfte an die Tür, während mein zitternder Hund bellte. Ich konnte ein Gespräch auf Deutsch aus dem Inneren des Hauses hören. Ich stand vor einem polnisch-deutschen Zuhause. Es war einfach Pech, aber es wäre noch gefährlicher gewesen, wegzulaufen.

Die Tür öffnete sich langsam und eine Frau fragte: »Was wünschen Sie?« auf Polnisch. Ich antwortete auf Polnisch: »Ich brauche eine Unterkunft für mich und meinen Hund. Wir sind auf dem Heimweg nach Ostrowy, und das kaputte Licht an meinem Fahrrad hat uns gezwungen, unsere Reise zu unterbrechen.« Die Dame war sehr höflich, lehnte es aber ab, mich unterzubringen. Ich tat ihr leid, wie ich nass und zitternd vor Kälte vor ihr stand, und sie riet mir, es im vierten Haus auf der rechten Seite zu versuchen.

Langsam näherte ich mich dem vierten Haus. Es war eher wie eine große Hütte, ein armes Heim mit vernagelten Fenstern und ohne brennendes Licht. Mein Klopfen an der Tür brachte erschreckte Stimmen hervor. »Wer ist da?« Mein Glück hatte sich zum Besseren geändert. Sie sprachen Jiddisch! Die Kerosinlampen drinnen schienen hell, als der Hausherr mich auf Polnisch fragte: »Was wünschen Sie?«

Ich antwortete auf Polnisch: »Ich benötige eine Unterkunft für eine Nacht und eine warme Mahlzeit. Ich kann für beides bezahlen.« Sie erlaubten mir, ihre Ein-Zimmer-Hütte zu betreten. Wieder hörte ich Flüstern auf Jiddisch, was mir Mut machte, meine jüdische Identität zu enthüllen.

Ihre Haltung änderte sich sofort, als sie ein Mitglied ihrer Glaubensgemeinschaft erkannten, und sie begrüßten mich herzlich. Sie hatten von meiner Familie gehört und sie waren sehr höflich. Während meine Klei-

dung neben der Feuerstelle trocknete, schlürften Kajtek und ich eine Schale heiße Suppe. Sie gaben mir einen vorzüglichen Platz zum Schlafen, wo ich mit meinem Hund an der Seite ruhen konnte. In der Dunkelheit weckten mich bald das Knurren meines Hundes und andere Geräusche. Die Mäuse und Ratten erschienen sowie das Licht erlosch! Ich konnte den Morgen nicht erwarten, um meine Reise fortzusetzen.

Es gab so wenige Juden in diesem Dorf, dass die Nazis alle Bürger als Polen behandelten. Sie hatten den Sohn meines Gastgebers, Moshe, zur deutschen Militär-Zivilpatrouille eingezogen. Am nächsten Morgen war Moshe an der Reihe, auf den Straßen zu patrouillieren, und er riet mir, um sechs Uhr morgens weiterzureisen. Ich dankte meinen Gastgebern für ihre Gastfreundschaft. Uns stiegen Tränen in die Augen, und ich verabschiedete mich auf die unbekannte Straße, in der Hoffnung, meine Eltern und meine Familie später in Ostrowy zu erreichen.

Die aufgehende Sonne führte mich weiter auf meiner Reise. Nach einer Stunde kamen mein Hund, mein Fahrrad und ich am Rande von Wloclawek an. Die Brücke über den Fluss Wisla war noch nicht repariert worden. Es war eine einfache Sache, den Fahrpreis zu bezahlen und die Fähre zu nehmen – aber nicht für Juden.

Ich trug immer noch nicht die erforderliche Armbinde, die mich als Juden identifizierte. Mein Herz klopfte vor Angst, als ich mein Fahrgeld bezahlte, die Fähre bestieg und mit meinem Hund den Fluss überquerte. Unsere Probleme endeten nach der Überfahrt aber nicht. An den Straßenecken stand die bewaffnete deutsche Wehrmacht, die nach Flüchtigen suchte und Zufallskontrollen durchführte. Als polnischer Teenager mit Fahrrad und Hund blieb ich unbehelligt von diesen Nazisoldaten. Mein Mut und meine Täuschung hatten sich ausgezahlt.

Einige Stunden später befand ich mich auf der Straße außerhalb einer kleinen Stadt, Lubien. Einige meiner Verwandten lebten dort und ich war versucht, eine Pause bei ihnen zu machen. Müde und hungrig, während Ostrowy noch zwei Stunden entfernt war, strebte ich mit neuem Atem weiter meinen Eltern zu.

Mein Hund, der mir treu gefolgt war, stand kurz vor dem Zusammenbruch. Glücklicherweise tauchte ein Pferdewagen auf. Ich bat den Bauern, mir zu erlauben, meinen Hund auf dem Heu auszuruhen, und er stimmte zu. Obwohl er erschöpft war, war Kajtek nicht damit zufrieden, bequem zu sitzen, es sei denn, ich hielt mich wenigstens am hinteren Pfosten des Wagens fest. Kajtek liebte mich und hätte die Annehmlichkeit aufgegeben, um an meiner Seite zu sein.

Die Minuten, Stunden und Kilometer brachten uns näher an den Zufluchtsort meiner Eltern. Die Sonne ging unter, und ich war den ganzen Tag müde getrottet. Der Gedanke, dass ich bald in der Gegenwart meiner liebevollen Eltern sein würde, belebte mich und hielt mich auf meinem Weg. Der Moment kam und ich ging ohne vorherige Ankündigung zu dem Aufenthaltsort meiner Eltern, den sie jetzt ihr Zuhause nannten. Alle Freude brach heraus, als meine Eltern, meine Schwestern und ich uns in einer himmlischen Wiedervereinigung fanden. Kajtek konnte sich kaum beruhigen. Er rannte im Kreis herum, sprang vor Freude hoch und leckte jeden Familienangehörigen glücklich und ungläubig ab.

Kajtek und ich hatten den ganzen Tag nicht gegessen. Der gewöhnliche Teller mit heißer Suppe schmeckte wie ein königliches Festmahl. Nachdem ich die vielen Fragen meiner Eltern beantwortet hatte, küssten sie mich zur guten Nacht und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Die Herzlichkeit unseres Familientreffens verwandelte sich bald in einen Alptraum. Einige Milizsoldaten, die ehemalige Nachbarn meines Onkels waren, erschienen am nächsten Morgen mit dem Befehl, uns zu vertreiben. Sie gaben uns fünfzehn Minuten, um unsere Sachen zu packen. Zusammen mit unseren verängstigten Verwandten kletterten wir an Bord der Viehwagen, die draußen warteten.

Meine Gedanken richteten sich auf meinen Hund, meinen geschätzten Besitz. Ich packte ihn, um ihn mitzunehmen. Ohne ein Wort oder ein Zeichen von Gefühl, ohne Herz, riss der deutsche Soldat Kajtek von mir weg, und als mein Hund sich aufrappelte, um aufzustehen, wurde er vor unseren Augen erschossen. Die Wagen begannen traurig ihre dunkle Reise. Meine Schwestern und ich versuchten, unseren Eltern Mut zu machen,

indem wir *Hatikvah* sangen – das Lied der Hoffnung. Alles, was wir noch hatten, war Hoffnung.[1]

Im Laufe des Tages tickten die Sekunden langsam vor sich hin. Die Angst vor dem Unbekannten lastete schwer auf uns. Ungefähr zwei Stunden später erreichten die Viehwaggons, mit denen wir transportiert wurden, ihr Ziel. Wir wurden von den Waggons in ein großes Lagerhaus befördert, das zuvor von einer Zuckerfabrik als Lagerhalle genutzt worden war. Wir hatten alle richtig geraten; wir waren in der Stadt Kutno. Die Deutschen hatten vor unserer Ankunft dort schon fünfzig andere Juden untergebracht.[2]

Bald darauf kündigte ein deutscher SS-Wachmann an, dass wir auf Anweisungen des verantwortlichen Sturmführers warten sollten. Wir warteten ängstlich und verzagt und wussten nicht, welche Katastrophe uns erwartete. Nach mehr als einer Stunde hörten wir zwei Gewehrschüsse. Dann Knallen einer Peitsche und Schreien eines Opfers. Sekunden später trat der Sturmführer mit großspurigem militärischen Pomp ein. Schweigen befiel uns, als wir darauf warteten, was er zu sagen hatte.

»Liebe Freunde«, begann er, »die Schüsse, die ihr gehört habt, waren die Hinrichtungen von zwei Juden, die unsere Befehle nicht befolgt haben. Das Auspeitschen war für ein geringeres Verbrechen. Wenn ihr mit euren Familien weiterleben wollt, müsst ihr genau das tun, was wir euch sagen. Wir werden euch bald zu einer bequemen Unterkunft für euer Wohl und euren Schutz bringen. Ein besonderer Stadtteil wird für euch eingerichtet. Ihr könnt dort mit euren Mitjuden in Ruhe leben und arbeiten.«

Der Sturmführer zeigte dann auf große Tische, auf denen sich zwei große, leere Kisten befanden. »Legt euer gesamtes Geld in diese Kiste«,

1. Während Abe den Tod von Kajtek, seinem Hund, betrauerte und sich fragte, wie diese Menschen so grausam sein konnen, hatten die Nazis ihr Euthanasieprogramm begonnen. Dieses Programm führte zum Tod von mehr als 70.000 Menschen mit geistiger und körperlicher Behinderung, einschließlich Kindern.
2. Im Herbst 1939 wurden Juden aus ländlichen Gemeinden in Westpolen systematisch in ausgewiesenen Ghettos zusammengefasst. Bis Ende Januar 1940 wurden rund 78.000 polnische Juden aus ihren Häusern vertrieben.

sagte er, »und in die andere eure anderen Wertgegenstände. Ihr könnt eure Uhren aufbewahren, da ihr pünktlich sein müsst, um alles zu erledigen, was ihr zu tun habt. Ihr werdet von Zeit zu Zeit durchsucht werden. Findet man irgendwelche Wertsachen bei euch, werdet ihr sofort erschossen.« Der Sturmführer verließ den Raum, aber wir hatten das Gefühl, dass die Nazis uns ausspionierten, um sicherzustellen, dass wir ihre Anweisungen befolgten.

»Wir werden genau das tun, was uns gesagt wird«, sagten uns unsere Eltern. »Wir wollen nicht riskieren, unser Leben für etwas Geld und ein paar Wertsachen zu verlieren. Wenn wir alle weiterleben«, sagten sie, »werden wir viele Möglichkeiten haben, was wir verloren haben, zu ersetzen.«

Nach einigen Minuten kam der Sturmführer zurück. Er betrachtete zufrieden die Sammlung von Geld und Wertgegenständen. Er befahl den Wachen, es einzusammeln, drehte sich dann um und ging.

Die Wachen sagten uns, wir sollten unsere Quartiere finden, aber in diesem Lager gab es keine Quartiere. Es gab keine Betten und keine Einrichtungen für die Menschen. Trotzdem richteten wir uns in unserer Ecke des großen Raums ein, der ungefähr 75 m^2 groß war. Wir rollten die Decken und Kissen aus, die wir hastig gerafft hatten, verteilten den Rest unseres Hab und Guts und nannten dies mit belegten Stimmen und nassen Augen unser neues Zuhause.

Später erfuhren wir von anderen Juden, die uns vorausgegangen waren, dass die Nazis einen von ihnen, der vollkommen unschuldig war, gewaltsam mitgenommen hatten, und dass er willkürlich geschlagen wurde, um uns alle einzuschüchtern. Er brauchte mehr als eine Woche, um sich zu erholen. Die Nazis hatten auch die Gewehrschüsse in die Luft abgefeuert, um uns gefügig zu machen.

Meine Schwestern und ich waren jung und neugierig. Wir verließen die Sicherheit unserer Eltern, um nach draußen zu gehen, um herauszufinden, wo wir waren. Ein trauriger Anblick begrüßte unsere jungen Augen. Um uns herum sahen wir eine hohe Mauer und ein Tor, das von bewaffneten deutschen SS-Männern bewacht wurde. Wir waren in einem

ummauerten Ghetto oder Gefängnis. Wir mussten erkennen, dass unsere Freiheit verschwunden und unser Leben in großer Gefahr war.

Im Ghetto Kutno

Kapitel 3

Der Sprecher der jüdischen Gemeinde mit seinem gelben Armband sagte uns am nächsten Tag, dass wir zu den ersten von vielen Juden gehörten, die unter erzwungener Obdachlosigkeit zu leiden hätten. Die Nazis zwangen die ganze jüdische Gemeinde von Kutno, mehr als 300 Familien, dazu, auf eigenen Füßen in dieses Lager zu marschieren. Langsam, ohne Unterbrechung, füllte sich unser »Zimmer« mit anderen Juden aus Kutno. Die Menge war unbeschreiblich und Versorgungseinrichtungen waren praktisch nicht vorhanden. Mehr als 2.000 Menschen teilten sich nur eine Toilette, eigentlich eine offene Grube, und es gab nur eine Handpumpe zum Wasserholen. Wir mussten stundenlang in der Schlange warten.[1]

Irgendwie erhielten die Juden aus Kutno etwas gebrauchtes Bauholz und errichteten Latrinen – besser als rohe Nebengebäude beschrieben.

1. Die Nazis beabsichtigten mit der Überfüllung und den schlechten gesundheitlichen Bedingungen innerhalb der Ghettos, die Juden zu entmenschlichen und die Verbreitung von Krankheiten zu beschleunigen. Wir wissen jetzt, dass ungefähr 7.000 Juden und über 1000 Familien in Kutno im Ghetto inhaftiert waren bei drei öffentlichen Toiletten. Siehe jewish.kutno.free.fr

Wir mussten eine Gebühr für ihre Nutzung bezahlen, eine Gebühr, die sich die meisten von uns nicht leisten konnten. Die jüdischen Laienanführer, die *Yeddishe Gemeinde*, begannen eine Ordnung aus dem Chaos hervorzubringen. Von den Deutschen als Verbindungsleute ausgewählt, organisierte die Gemeinde einen Judenrat oder eine jüdische Ghetto-Regierung. Der Judenrat bestand aus 24 Mitgliedern der Gemeinschaft. Die Nazis erteilten alle Befehle durch diese Räte. Die Ratsmitglieder waren dann dafür verantwortlich, dass wir diese Befehle befolgten. So konnten die Deutschen mit geringsten Anstrengungen das Beste herausholen.

Die Gemeinde stellte eine Küche auf und gab uns eine warme Mahlzeit am Nachmittag und eine Scheibe Brot mit Gelee am Morgen und Abend. Wenn wir Glück hatten, konnten wir statt Gelee Margarine oder Butter auf dem Brot bekommen. Bald gründete die Gemeinde ein Postamt und ein Büro für den Zahlmeister.

Die jüdische Bevölkerung aus Kutno, die die Bedingungen im Ghetto im Voraus kannte, war eher in der Lage, sich darauf vorzubereiten. Sie brachten kleine, dicke Öfen mit. Sie suchten ihr Quartier an den Wänden und machten Löcher, um die Ofenrohre herauszuführen. Wie beim Zelten begann die Haushaltsführung.

Jeden Tag hofften wir, dass dieser Alptraum durch ein Wunder beendet würde, dass wir wieder in unseren eigenen Häusern wären. Bis dieser Tag kam, wussten wir, dass wir improvisieren mussten, um überhaupt existieren zu können. Wir fanden Holzreste für den Herd und kauften Tee auf dem Schwarzmarkt. Wir kochten ein improvisiertes Sabbatmahl, nur mit Suppe und Tee. Das Leben ging trotz seiner Unmöglichkeiten weiter.

»Arbeit macht das Leben süß«, erzählten uns die Nazis spöttisch und auf Plakaten. Um uns von der Verzweiflung abzuhalten und Rebellion zu vermeiden, zahlten sie uns zwei Mark pro Tag (ungefähr 50 Cent) durch die Gemeinde. Manchmal arbeiteten wir außerhalb der Grenzen des Ghettos und konnten Lebensmittel kaufen, um sie wieder hineinzuschmuggeln.

Jeden Morgen hatten wir Arbeitsaufgaben, die von deutschen Zivilisten überwacht wurden. Wir hatten die schlimmsten Aufgaben zu erledigen,

beispielsweise die Reparatur der Eisenbahn, das Entladen von Kohle und das Reinigen der Straßen. Wir mussten auch die deutschen Soldatenquartiere reinigen, damit sie blitzten und glänzten. Die Nazis brachen systematisch Körper und Geist, um uns zu willigen Arbeitern zu machen.

Ich werde mich lange an meine Rückkehr in unser »Fabrikhaus« nach meinem ersten Tag des Kohleschaufelns erinnern. Mein Gesicht war schwarz vom Kohlenstaub, meine Kleidung war schweißgetränkt und mein Körper vor Schmerz und Erschöpfung verkrampft. Mit tränenüberströmtem, sanftem Gesicht umarmte mich meine Mutter, obwohl mich Kohlenstaub von Kopf bis Fuß bedeckte. Sie küsste mich auf meine schwarze Stirn, tätschelte meinen Rücken und sagte: »Mein wunderbarer kleiner Ernährer! Mein wunderbarer kleiner Ernährer!« Ich wurde mehr als belohnt für meine rückgrat-krümmenden und herzzerreißenden Erfahrungen.

Obwohl das Schaufeln von Kohle weder einfach noch wünschenswert war, kam mir bald eine Idee. Wenn ich irgendwie etwas Kohle mitbringen könnte, könnten wir sie gegen andere Notwendigkeiten wie Nahrung oder Seife eintauschen. Die Deutschen mussten uns etwas zu essen geben, um unsere Arbeitskraft zu erhalten, gaben uns aber überhaupt keine Seife.[2]

Langsam freundete ich mich mit einer deutschen Wache an. Ich nutzte eine Chance, vielleicht unter Lebensgefahr, und fragte ihn: »Bitte, bitte, bitte, kann ich jeden Tag ein wenig Kohle mitbringen, wenn ich von der Arbeit komme? Meine Familie hat nicht genug, um sich warm zu halten, und wir könnten sie auch gegen Lebensmittel eintauschen. Sie wissen, wir haben nicht genug zu essen.«

Er war mitfühlend. »Wie willst du die Kohle tragen?«, fragte er. »Es sieht zu offensichtlich aus, wenn du sie in deine Tasche steckst.«

»Jeden Tag«, sagte ich zu ihm, »könnte ich ein wenig in meiner Unterwäsche verstecken. Ein bisschen Kohle jeden Tag würde uns mehr helfen, als Sie jemals ahnen können.«

2. Die von den Nazis kontrollierte Nahrungsmittelversorgung reichte absichtlich nicht aus, um die Menschen am Leben zu erhalten.

»Aber denk dran«, sagte er und sah mich mit Mitleid an. »Ich sehe dich nicht. Wenn du erwischt wirst, bist du auf dich allein gestellt.« Die Strafe für Diebstahl war der Tod.

Ich betrachtete mich als glücklich, besonders als mein Vater anfing, mit mir zu arbeiten. Es gab uns eine doppelte Gelegenheit. Wir stahlen fast einen Monat lang und brachten so viel Kohle heim, wie wir verbergen konnten.

Eines Abends, als mein Vater und ich von der Arbeit zurückkehrten, warteten meine Schwestern und meine Mutter schon auf uns. Wir vermuteten, dass wahrscheinlich etwas Gutes passiert war – aber was? Meine Mutter hat ihr Geheimnis geheim gehalten, bis sie es uns im Stillen erzählen konnte.

»Ein Wunder ist passiert!«, rief sie schließlich aus. »Vor Monaten hatte Gitel eine 100-Zloty-Banknote [etwa 20 Dollar] in ihrer Unterwäsche für einen Notfall eingenäht, der ihrer Meinung nach sicherlich kommen würde. Wegen der Anspannung und der Angst vergaß sie alles. Sie vergaß sogar, es anzugeben, als es darum ging, dem Sturmführer zu gehorchen. Mit diesem Geld können wir mindestens zwanzig Brote kaufen!« Dies bedeutete für länger als vierzig Tage mehr Brot, als wir von den Nazis für unsere fünfköpfige Familie erhielten. Es war ein von Gott gesandtes Wunder. Wir freuten uns über das Wissen, dass wir mit etwas Zuversicht in die Zukunft blicken konnten.

Im März 1940, als sich der Griff des Winters gelockert hatte, brachten sie uns schließlich von der temporären Anlage in das Ghetto Kutno.[3]

Es dauerte etwa zwei Monate, bis ein großer Teil der jüdischen Arbeiterschaft ankam. Es sind Dinge passiert, die mir immer in Erinnerung bleiben werden.[4]

3. Nur wenige Tage bevor Abe und seine Familie in das Ghetto Kutno verlegt wurden, wurde der Befehl erteilt, ein Konzentrationslager im polnischen Auschwitz zu errichten.

4. Am 16. Juni 1940 war die Zwangsumsiedlung der Juden in das Ghetto Kutno abgeschlossen, wodurch die Juden dauerhaft eingeschlossen waren. In Lodz, weniger als 60 km entfernt, wurde das Ghetto am 1. Mai 1940 »versiegelt«; das etwa 70 Kilometer von Kutno entfernte Warschau wurde am 15. November 1940 versiegelt.

Wir hatten bald Beweise dafür, dass unsere Laienführer uns betrogen. Wir wussten, dass wir für unsere anstrengende Arbeit keinen angemessenen Lohn bekamen. Wir konnten uns keine andere Lösung vorstellen, als den Judenrat zu stürzen.

Zwei Wochen lang planten zwei von uns eine Rebellion. Als der Aktionstag endlich da war, folgten wir unseren Plänen auf das Genaueste. Innerhalb von zehn Minuten hatten wir die Schuldigen gebunden und geknebelt. Die jüdischen Sicherheitspatrouillen, die zur Bewahrung der Ordnung mit Schlagstöcken bewaffnet waren, wandten sich gegen ihre eigenen jüdischen Vorgesetzten und halfen uns, sie zu stürzen. Sie wussten, dass es gerecht und notwendig war. Meine Aufgabe war es, den Verantwortlichen unserer Poststelle zu ersetzen, eine große Aufgabe für einen 17-Jährigen. Alle Ghetto-Gefangenen bejubelten die Umstürzler für ihre Heldentaten.

Unser Vorhaben dauerte zwar lange in der Planung, war aber von kurzem Erfolg. Die Nazi-Wachen vermuteten bei einer Routineüberprüfung etwas. Sie untersuchten alles hastig und fanden uns kurz davor, die Kontrolle zu übernehmen. »Wir haben keine Beschwerde über die Deutschen«, erklärten mein Freund Yakob und ich einem NS-Offizier. »Wir wissen, dass Sie uns gut behandeln und für unsere Arbeit gut bezahlen«, sagten wir ihm schlau, »aber unsere eigenen Anführer stehlen viel von unserem hart verdienten Geld. Wir mussten etwas dagegen unternehmen.«

»Wenn das so ist«, sagte der Offizier, »werden wir euch nicht bestrafen, aber ihr müsst die Gemeinde in ihre angestammten Führungspositionen zurückbringen.« Dies taten wir wie befohlen. Unser Aufstand dauerte ungefähr drei Stunden.

Trotz dieser angespannten Momente während unserer inneren Rebellion beruhigten sich die Dinge bald. Um nicht zu verzweifeln, richteten wir eine Routine ein und versuchten, aus unserer traurigen Situation das Beste zu machen.

Wir hofften immer, dass die Dinge sich zum Guten entwickeln würden, dass die Dinge besser werden würden, dass der Alptraum verblassen würde.

Während wir warteten und hofften, versuchten wir in unserem Ghetto ein Gemeinschaftsgefühl aufzubauen.[5] Wir organisierten eine Art Bibliothek. Jeder, der ein Buch hatte, spendete es gerne. Wir hatten sogar einen Bibliothekar, Chaim Lopotik, den begabten Sohn unseres geliebten musikalischen Kantors. Wie sein Vater Reb Joseph, zeichnete Chaim sich in vielen Bereichen aus. Er komponierte eigene Lieder – Wörter und Musik – und brachte sie unserer Jugendgruppe bei, wobei er unseren Geist sehr beflügelte. In unserer Verzweiflung spendete Chaim, wenn auch nur vorübergehend, Licht und Freude und zerstreute die Dunkelheit.

Jeden Freitagabend versammelten wir uns in unserer »Judenstadt« (unserem jüdischen Zuhause in der Ferne), um den Heiligen Sabbat einzuleiten. Wir freuten uns auf diese Momente des Gebets und des Zusammenseins. Unsere gemeinsamen Probleme hatten uns zu einer kooperativen Gemeinschaft gemacht. Am Samstagabend fanden sich die jungen Leute – auch ich – regelmäßig auf einer Lichtung auf dem Feld im Lager ein. Das Programm bestand aus einer Überprüfung und Diskussion verschiedener Bücher und Ideen. Unsere Treffen wurden immer mit Liedern der Hoffnung auf ein zukünftiges besseres Leben in Normalität mit Freiheit und Freude eröffnet und geschlossen. Unsere Lieder waren auf Hebräisch, Jiddisch und Polnisch. Die meisten unserer Gespräche waren immer noch in unserer Muttersprache Polnisch.

Unsere Jugendabende und Zusammenkünfte am Samstagabend haben viele Freundschaften gestärkt und Romanzen hervorgebracht, auch für mich. Ein schlankes, wohlgeformtes, dunkeläugiges Juwel leuchtete für mich. Ihr Name war Golda Schuster.[6] Wie ihr Name andeutete, sah ich sie als ein goldenes Leuchtfeuer, das durch meine Tage und Nächte strahlte.

Eines Nachmittags verlegte mich die Gemeinde von den Kohlenhöfen zu einem neuen Arbeitsplatz bei der Eisenbahn, dort reparierten wir die

5. Während die Juden von Kutno warteten und hofften, verlor Frankreich am 22. Juni 1940 den Krieg mit Deutschland und die Besatzung durch die Nazis begann.
6. In der Ghetto-Volkszählung wurde keine Golda Shuster gefunden. Ihr Name war wahrscheinlich Jachwet Shuster, 18 Jahre alt.

Kreuzungen und fixierten die Gleise. Mit 1,65 m und 41 Kilo war mein Körper nicht für diese Art von Arbeit gebaut, aber sie erwarteten, dass ich mit den anderen Schritt halten würde. Am späten Nachmittag, nach Stunden anstrengender Arbeit über meine Kräfte hinaus, brach ich zusammen und ein Streckenteil fiel auf meinen rechten Fuß. Durch ein Wunder brach mein kleiner Fuß nicht, sondern schwoll auf seine doppelte Größe an. Meine Freunde trugen mich zurück ins Ghetto und legten mich auf meine Decke auf den Boden.

Die Nachricht von meinem Unfall verbreitete sich und Golda war eine der Ersten, die reagierten. Innerhalb von Minuten kniete sie sich auf den Boden und legte kalte Umschläge auf meinen geschwollenen, schmerzenden Fuß. Bevor sie zu mir kam, hatte sie sich die Zeit genommen, sich umzuziehen. Sie trug weiße Kleidung und ähnelte einer Krankenschwester, als sie sich um mich kümmerte.

Goldas Augen trübten sich und schauten mich mit Liebe und Mitgefühl an. Es schien, dass, wie durch ein Wunder, auch sie sich wünschte, dass wir beide von diesem hässlichen Ort weglaufen könnten, an eine Ort, an dem Schmerz, Armut und Erniedrigung nicht drohten, an einen Ort, wo wir leben, lachen und lieben konnten. Mit einfühlsamer Zärtlichkeit versuchten ihre geschickten, heilenden Hände, meinen Schmerz zu lindern. Meine Eltern wussten von Golda und respektierten unsere Privatsphäre. Sie ließen uns in Ruhe und wussten, dass ich in fürsorglichen Händen war.

Keiner von uns kann unsere Eltern oder sein Schicksal wählen. Golda war die Tochter eines einfachen Schuhmachers. Für sich genommen, stach sie heraus, aber die Tradition des *Familien-Yichus* sollte gegen uns ins Spiel kommen. Ich war der erste Sohn in einer Reihe von Nachkommen der Gerer Chassidim, einer angesehenen Dynastie der chassidischen jüdischen Bewegung. Ich sollte mich nur mit Mädchen mit gleichem Yichus oder gleichem Status verbinden. Sogar in den dunklen Mauern des Ghettos, wo wir eigentlich nach dem Motto »Einer für alle – alle für einen« hätten leben müssen, spielte Yichus eine wichtige Rolle und war ein gewichtiger Faktor. Wie dumm es auch war, aber ich war an die Bedeutung dieser Familientradition gebunden.

Innerhalb einer Stunde sollte sich die Szene ändern. Mein Onkel Yankel hatte die Nachricht gehört. Er musste etwas für den Familien-Yichus unternehmen. Es fand, es sei eine Schande für die Familie, eine Schustertochter so nahe an einem Mitglied der »Elite« zu haben. »Dieses Mädchen ist unwürdig!«, rief er aus. Mein Onkel hatte das Gefühl, er müsse einen Ersatz für Golda finden. Er entsandte seine eigene Tochter Zonka, die die Gesinnung ihres Vaters übernommen hatte.

Zonka wies Golda sehr unhöflich ab und rief: »Wer, glaubst du, bist du, dich mit Abe einzulassen? Ich weiß besser, wie ich ihm helfen kann, und ich übernehme das hier!« Golda rannte schluchzend in die Nacht davon.

Diese Episode brach uns das Herz. Golda konnte die erzwungene Trennung, die jetzt vor uns lag, nicht ertragen, und sie plante, mit einer Freundin zu fliehen. Am folgenden Tag gelang es ihr, viele Meilen Abstand zu gewinnen.

Zonkas Lächeln war falsch. Ihr Mitgefühl war falsch. Zonka kam nur, weil sie, wie ihr Vater, die Befriedigung genossen hatte, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit jemanden zu erniedrigen. Sie verließ mich in weniger als einer Stunde um niemals zurückzukehren. Sie spielte ihre täuschende Rolle gut. Meine liebende Mutter kümmerte sich in den nächsten drei Wochen um mich.

Innerhalb der Mauern des trostlosen Ghettos versuchten viele, ihr Los zu verbessern. Meine Schwestern waren keine Ausnahme. Sie hatten beide von meiner Mutter gelernt hauszuhalten, zu nähen, zu stricken und zu häkeln. Sie konnten ihre Talente in Geld verwandeln, da unsere Familie immer hungrig war. Sie kauften alte Wollpullover, die nicht mehr verwendbar waren, auf und entrollten die zerlumpten Pullover langsam und sorgfältig in Wollknäuel. Sie verwendeten die Wolle, um neue Pullover zu stricken, um sie zu verkaufen, und sie strickten Tag und Nacht, sogar im Dunkeln. Mit dem zusätzlichen Geld kaufte unsere Familie Nahrungsmittel, um unsere Körper zu erhalten.

Aber auch unter Leidensgenossen lauerte das Böse. Frau Kabtzan, eine Nachbarin im Ghetto, machte ein Geschäft mit meinen Schwestern, nach-

dem sie von ihrer guten Arbeit gehört hatte. Sie vereinbarten, aus den Überresten von drei alten einen neuen Pullover für sie herzustellen. Die beiden Mädchen verbrachten die nächsten drei Wochen damit, den Pullover zu stricken, wie von Frau Kabtzan vorgegeben. Der fertige Pullover war ein Meisterwerk an Design und Schönheit. Am folgenden Nachmittag übergab Gitel mit Stolz Frau Kabtzan den fertigen Pullover und wartete auf das Geld, das sie so ehrlich verdient hatten.

Frau Kabtzan legte den Pullover auf eine provisorische Waage, und ohne Gitel in die Augen zu sehen, verweigerte sie meinen Schwestern jegliche Bezahlung. »Ich habe dir genau drei Pfund und zwei Unzen Wolle gegeben«, sie verzog das Gesicht, »aber jetzt wiegt mein neuer Pullover nur zwei Pfund und sechs Unzen. Ihr habt meine Wolle gestohlen, und ich werde euch keinen Zloty zahlen.« Die geizige Frau Kabtzan vergaß bequemerweise, dass beim Aufribbeln eines alten Pullovers ein Großteil der Wolle unbrauchbar wird.

Gitel, die von Natur aus schüchtern und einfühlsam war, konnte sich nie mit einem anderen streiten oder ihm widersprechen. Mit gebrochenem Herz, Tränen in den Augen, rannte sie nach Hause und erzählte ihre Leidensgeschichte. Meine Mutter weinte mitleidig. Mein Vater wurde aufrichtig empört und schrie im Zorn: »Das ist nicht richtig!«, als er mit der Faust auf den Tisch schlug, um den Punkt zu betonen.

In diesem Moment der Verunsicherung und Untätigkeit trat meine jüngste Schwester gebieterisch auf. Meriem war auf jeden Fall nett, aber sie war auch jemand, der immer aufstehen und für seine Rechte kämpfen würde. Sie versicherte allen, dass sie sich persönlich um die Dinge kümmern würde, dass sich niemand Sorgen machen müsse. Ohne auf die Diskussion zu warten, packte Meriem ihre Nachtkleidung und ging hinaus. Mit großem Selbstbewusstsein stürmte meine elfjährige Schwester in Frau Kabtzans Quartier. »Ich bin hier, um mit dir zu leben, bis du uns das zahlst, was du uns schuldest!«, sagte Meriem, während sie sich häuslich einrichtete.

Einige Nachbarn kamen, um den Grund für die Störung zu erfahren. Meriem berichtete überzeugend über die Ungerechtigkeiten und auch

laut genug, damit die Nachbarn hören und zustimmen konnten. Frau Kabtzan fürchtete die Anschuldigungen und die Respektlosigkeit, mit denen sie überhäuft würde, und bezahlte schleunigst das geschuldete Geld. Mit einem zufriedenen Lächeln kam Meriem nach Hause. Sie stand stolz da, als sie das Geld in die Hände unserer Mutter legte. Wir schliefen alle gut und waren sichtlich stolz auf die kleine Meriem. Mit diesem Geld konnten wir sieben Brote kaufen. Wie glücklich hat uns das gemacht!

Unser letzter Abschied

Kapitel 4

Der kühle Herbst folgte auf die Sommerhitze. Ende 1940 wehte der kalte Winterwind. Ein schlechter Wind war es.

Wir hatten unseren Holzvorrat fast vollständig erschöpft. Jedes Stückchen, jeder Zweig, jedes Holzteilchen wurde verbrannt, um uns warm zu halten. Die menschlichen Ausscheidungen und der Müll sammelten sich und quollen über. Gestank und Läuse kamen. Unsere unterernährten Körper hatten einen Kampf zu führen – gegen den Ausbruch von Typhus.

Das Leben im Ghetto drehte sich jetzt um eine nie endende Routine in den Warteschlangen. Wir hatten immer noch nur eine Toilette und eine Wasserpumpe, um die Bedürfnisse von rund 2.000 inhaftierten Juden zufriedenzustellen. Ich erinnere mich, wie ich in der langen, langen Schlange gewartet habe, bis ich an der Reihe war, um Wasser für meine Familie zu holen. Als ich den Pumpengriff erreichte, schaute ich in die Gesichter der Wartenden. Ihre zitternden Hände und abgemagerten Beine stützten schwache Körper, die nur noch halbwegs lebendig waren. Mit diesem Anblick in meinem Kopf konnte ich nicht anders, als für sie dazubleiben und Wasser für diejenigen zu pumpen, die nicht mehr selbst pumpen konnten.

Nach einiger Zeit schickte meine Mutter eine meiner Schwestern nach mir und wir gingen nach Hause.

Sobald ich meinen Wassereimer abgestellt hatte, musste ich mich in einer anderen Schlange anstellen, um unsere kleine Ration Brot und Suppe zu erhalten. Es dauerte drei Stunden, und im kalten Wind mit einem geschwächten Körper zu warten war eine lebenserhaltende Aufgabe. Meine Schwestern und ich stellten uns abwechselnd in der Schlange an, damit wir uns zwischendurch ausruhen konnten, ohne unseren Platz zu verlieren.

Trotz unserer vielen Eingaben waren die deutschen Besatzungstruppen jetzt zu müde und einfach zu unmenschlich, um den Abfall und das Abwasser zu entfernen oder zuzulassen, dass wir es selber tun konnten. Typhus war die unvermeidliche Folge.

Die Nazis erlaubten niemandem mehr, das Ghetto zu verlassen, und niemand war töricht genug hereinzukommen. Früher konnten wir unter strengen Sicherheitsvorkehrungen außerhalb der Grenzen des Ghettos arbeiten. Wir konnten einige der Grosze (Münzen), die wir verdienten, verwenden, um zusätzliches Essen zu kaufen und es ins Ghetto zu schmuggeln. Nun war alles vorbei. Wir mussten entweder Essen in der Schlange bekommen oder nicht essen. Unser Schicksal und unser Kampf mit dem unmittelbar bevorstehenden Tod kamen näher, als uns die Tore des Ghettos einschlossen.

Typhus ist eine besonders hässliche, schmerzhafte und beängstigende Krankheit, aber ein schneller Weg, um zu sterben, wenn er nicht behandelt wird. Durch Läuse verbreitet, verursacht er hohes Fieber und starken Husten, und er schwächt den Körper vollständig. Am Dienstag hatte ich noch mit Schloma und Faibel gesprochen; am Mittwoch waren sie beide tot. Angst und Hilflosigkeit breiteten sich zusammen mit dem dunklen, düsteren Tod aus. Jung und Alt starben wahllos. Sie starben an der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber seinen Mitmenschen.

Innerhalb des Ghettos hatten vier jüdische Ärzte ein Krankenhaus improvisiert, das überhaupt kein Krankenhaus war. Es gab keine Einrichtungen, keine Medikamente, keine Stethoskope – nichts außer behelfs-

mäßigen Betten und dem Willen der Ärzte, zu helfen und zu heilen. Innerhalb von Stunden füllten sich die achtzehn Betten schnell mit den Lebenden, die im Sterben lagen. Andere hatten keine andere Wahl, als zu Hause zu sterben, und das machte auch keinen Unterschied.

Trotzdem schienen die Schlangen der Wartenden endlos zu sein. Man wartete und wartete entweder auf Brot, Wasser und Toiletten. . . oder wartete in der Schlange, um begraben zu werden. Eine solche Katastrophe bringt das Beste, das Schlimmste und den schwarzen Humor der Menschen hervor. Der Anblick schockierte unseren Lehrer Reb Mottel. Immer und immer wieder sagte er: »Sie erblicken diese Schlange für Brot. . . Die Leute wollen an erster Stelle stehen. Sie erblicken diese Schlange der Sterbenden und Toten. . . Die Leute wollen der Letzte sein!« So war seine Klage.

Das jüdische Volk verehrt sogar die leblosen Überreste einer Person. Immerhin gibt der Heilige Leben, und er nimmt es. Die Gesellschaft der Heiligen Unternehmungen, Hevra Kadeesha, hatte nun mehr zu tun, als sie bewältigen konnte. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, die Körper auf eine würdige Bestattung vorzubereiten. Trotz der Bedrängnis, Gefahr und Mangel an Vorräten funktionierte die Gesellschaft. Die Mitglieder legten die Leichen sorgfältig auf einen Wagen und zerrten sie zu den Begräbnisstätten. Sie legten sie ehrfürchtig in markierte Gräber und rezitierten die notwendigen Gebete bei ihnen.

Das Verhängnis starrte uns ins Gesicht. Unsere einzige Hoffnung auf Überleben bestand in der Flucht – so lange unsere Füße uns noch tragen konnten. Aber wie? Einige der deutschen Wachen hatten noch einen Funken Mitleid. Wenn wir ihnen einen Anreiz bieten konnten, um sie für ihr Risiko zu entschädigen, konnten wir möglicherweise eine Flucht planen.

Ich erfuhr, dass ein Freund von mir, Garfingal, eine Flucht plante. Er war in diesen Angelegenheiten geschickt und hatte die richtigen Verbindungen, um herauszufinden, was ich benötigte, um mit ihm zu fliehen.

Leider hatte ich für die Flucht wenig anzubieten. Alles, was ich hatte, war eine Armbanduhr und ein Wollteppich, den meine Schwestern aus den Überresten von Zuckersäcken gemacht hatten. Er war hübsch und ungewöhnlich.

Am nächsten Morgen brachte Garfingal mir eine gute Nachricht. Sein Kontakt würde von Mitternacht bis 6:00 Uhr im Wachdienst sein. Gegen 4:00 Uhr wäre ich in der Lage, die Uhr und den Teppich gegen mein Leben einzutauschen. Natürlich konnte es ein, dass ich mit einem anderen Nazi-Wächter, der unsere Flucht beobachten konnte, um mein Leben schachern müsste. Sogar der Kontakt meines Freundes, der sich bereit erklärt hatte, uns für einen gewissen Preis durchzulassen, konnte sich gegen uns wenden. Es gab keine Garantie. Ich gab ihm die Uhr und den Teppich, mit denen er die Vorkehrungen treffen konnte.

Noch herausfordernder, als dem Tod gegenüberzustehen, war es, als ich meine Eltern und Schwestern mit der Nachricht konfrontierte, dass ich zu fliehen beabsichtigte. Ich werde meine Mutter nie vergessen, wie sie schluchzend zu mir sagte: »Mein Sohn, Abe, hör mir zu! Denkst du, dass du anders oder besser bist als wir? Handele nicht so egoistisch. Du solltest bei deiner Familie bleiben und unser Schicksal teilen. Was uns widerfahren wird, wird mit Gottes Willen auch dir geschehen. Sei nicht egoistisch. Verlass deine Familie nicht.« Meine Mutter überzeugte fast jeden, dass sie Recht hatte – sogar mich.

Mein Vater hatte den Mut, anders und logisch zu denken. Nachdem er über das Problem, mit dem wir alle konfrontiert waren, nachgedacht hatte, sagte er: »Möchtest du, dass Abe hierbleibt und stirbt, Gott bewahre, mit uns? Oder möchtest du lieber, dass er flieht und lebt – und möglicherweise hilft er uns später, auch zu entkommen!« Die Weisheit meines Vaters setzte sich durch und überzeugte uns davon, dass die Flucht das Richtige war.

Ohne auf Ruhe oder Normalität zu warten, nutzten wir sofort unsere nervöse Energie. Meine Mutter legte meine eine Garnitur Unterwäsche, ein Handtuch, ein Hemd, Socken und eine Hose in einen Rucksack. Das war mein einziges Gepäck. Mein Vater, der die Ereignisse ohne Teilnahme verfolgt hatte, brach nun die Stille und erinnerte mich daran, oft zu beten und mich zu erinnern – ich hatte irgendwie vergessen, mein bestes Paar Schuhe mit Ledersohlen mitzunehmen, die ich gerettet hatte. Ich nahm sie dankbar von ihm entgegen und legte sie hastig in meinen Rucksack.

Nun starrte meine Familie mit mir in den leeren Raum und wartete auf die Stunde Null – wenn ich meine Flucht versuchen wollte. Mein Vater war ruhig und gefasst, trotz der Anspannung, die uns alle packte. »Vergiss nicht, deinen Judenstern von deinem Mantel zu entfernen«, sagte er. Sogar aus der Ferne identifizierten uns diese gelben Abzeichen der Schande für jeden als misshandelte Juden, obwohl sie unseren verehrten Davidstern zeigten.

Mir brach das Herz, als sich der Moment der Abreise und der Trennung von meiner Familie näherte. Ich lief in die ausgestreckten Arme meiner Mutter. Ihre gebrechliche, geschwächte Gestalt wurde vom Schluchzen geschüttelt, als sie mich umarmte und zum Abschied küsste. Sie hielt mich mit einem Griff fest, der Bände sprach. Er sagte: »Geh.« Er sagte: »Bleib.« Er sagte: »Wie traurig.« Er sagte: »Wie sehr ich dich jetzt und für immer liebe.« Er sagte: »Gott, bitte pass auf meinen Sohn auf.« Er sagte das Unaussprechliche. Er sprach von der Liebe einer Mutter zu ihrem einzigen Sohn. Meine Schwestern weinten und hielten mich fest, als wollten sie die Erinnerung an diesen Moment festhalten – und an das Leben.

Mein Vater – der immer meine Stärke und mein Schild gewesen war – wartete bis zuletzt. Er hatte ein raues Gesicht mit einem einfachen, kurzen Schnurrbart und einem Schopf aus vorzeitigem Grau, geboren aus Schmerz. Er nahm seine Brille ab, sank an meine Schulter, umarmte mich mit aller Kraft und ließ dann abrupt los. »Vergiss uns nie«, sagte er. »Vergiss niemals, wer du bist und was uns unsere Religion lehrt. Achte auf dich selbst und möge der Ewige, der über uns alle wacht, dich barmherzig beschützen.« Ich musste all meine Kraft aufbringen, damit meine Füße mich trugen.

Ich sollte meine Familie nie wiedersehen.

Die deutsche Wache hatte meine Uhr und meinen Wollteppich erhalten, und Garfingal hatte ihn bestochen, um mit mir zu entkommen. Er ließ uns also raus und wir atmeten die kalte, aber freie Luft ein. Wir waren dankbar, außerhalb der Mauer zu sein, mit einer neuen Chance auf die Freiheit und auf das Leben. Als wir nach Krosniewice gingen, war unsere größte Sorge, von den Nazis entdeckt zu werden.

Wir hatten durchgespielt, was wir sagen wollten, wenn wir angehalten würden. Ich hatte einen alten Ausweis, den ich in Ostrowy erhalten hatte, um zu zeigen, dass ich dort ansässig war. Mein Begleiter Garfingal hatte keinerlei Ausweis. Er plante zu behaupten, er sei ein Flüchtling aus Warschau und wir hätten uns in Ostrowy getroffen. Er wollte sagen, wir hätten uns entschlossen, in Kutno nach einer Arbeit zu suchen, hätten aber keine Anstellung gefunden und kämen jetzt nach Ostrowy zurück.

Krosniewice, eine kleine Stadt zwischen Kutno und Ostrowy, war etwa 15 Kilometer entfernt. Wir erfuhren, dass es ein offenes Ghetto gab – ein armer Stadtteil, in dem alle Juden aus der Stadt und den umliegenden Gebieten leben mussten, mit ein wenig Freiheit, um zu kommen und zu gehen. Sie lebten in überfüllten Häusern, aber immerhin in Häusern. Es gab immer noch nicht genug zu essen. Das Leben war schwierig, aber nicht unmöglich. Wir hatten keine andere Wahl, als dies zu unserem Ziel zu machen.

Wir gingen in Furcht und Gebet. Wir konnten unsere Herzen schlagen hören. Wie durch ein Wunder kamen wir unerkannt am Stadtrand von Krosniewice an. Garfingal ging weiter nach Gostynin, wo er bei Verwandten blieb. Wir wünschten uns viel Glück und trennten uns. Die Verwandten meines Vaters und meiner Mutter lebten in Krosniewice. Auf ihre Hilfe hatte ich meine Hoffnung gesetzt.

Heilende Engel

Kapitel 5

Mit gerade mal 18 Jahren stand ich vor der Aufgabe, mir ein neues Leben aufbauen zu müssen, während ich immer noch versuchte, meiner Familie zu helfen. Ich hatte nichts, was mir dabei helfen konnte, außer meinen eigenen Kräften, meinem Lebenswillen und der Hilfe anderer. Meine Zukunft war unsicher, aber zumindest hatte ich eine Zukunft.

Meine Gedanken konzentrierten sich jetzt auf das unmittelbarste Problem, das vor mir lag – wo ich bleiben konnte. Meine Tante Chaya und ihre beiden Töchter Sarah und Rachel waren jetzt auch Fremde in Krosniewice, die aus Lipno dorthin geschickt worden waren. Sie waren die lästigen Gäste ihrer Angehörigen, Frau Rose Issac und ihrer Familie. Ich beschloss, eine Ablehnung zu riskieren und zu fragen, ob ich bei meiner Tante und ihren Töchtern leben konnte. Obwohl ihre Quartiere klein und ausgesprochen armselig waren, machte mir die Entscheidung, bei der Familie meines Vaters in einem größeren Haus zu wohnen, Angst. Ich fühlte mich wie ein Fremder unter ihnen.

Frau Issac erlaubte mir, das Quartier mit meiner Tante zu teilen. Ich schlief auf vier zusammengeschobenen Stühlen neben dem Küchentisch.

Für meine Bequemlichkeit hatte ich lediglich ein paar Stofffetzen, um die harten Holzsitze zu polstern, und einige Deckenreste zum Zudecken. Trotzdem grollte mir Frau Issacs Sohn Eizik. Sie könnten schließlich jemanden gegen Geld aufnehmen, der sich die Miete leisten konnte.

Am folgenden Tag besuchte ich aus Höflichkeit den Bruder meines Vaters, Shaaye-Schloime. Ich erzählte ihm von den fürchterlichen Lebensbedingungen im Ghetto Kutno und von der Angst, die wir alle hatten. Er freute sich, dass keiner von uns wie so viele andere Opfer von Typhus geworden war. Mein Onkel war erfreut, mich zu sehen, lud mich aber nie ein, bei ihm zu bleiben.

Sehr schnell holte mich die Nazi-Routine ein. Alle Juden in Krosniewice mussten sich bei der Gemeinde registrieren lassen. Die Deutschen forderten, dass jeder Jude den deutschen Besatzungskräften zwei Tage kostenlose Arbeit leisten musste. Ich erfuhr, dass die hiesigen Juden immer noch ihr Hab und Gut hatten, einschließlich Geld, und dass manche lieber einen anderen auszahlen würden, als ihre zugeteilte lästige und erniedrigende Arbeit anzutreten. Nachdem ich meine erforderlichen Tage gearbeitet hatte, arbeitete ich so viele zusätzliche Tage wie möglich, um zusätzliches Geld zu verdienen.

Die Nationalsozialisten hatten dieses Schema schnell erkannt, das System formalisiert und dadurch von der Situation profitiert. Die Gemeinde musste bald eine Quote von 66 Arbeitern pro Tag erreichen. Sie besteuerten diejenigen, die nicht arbeiten wollten oder konnten, und bewerteten sie mit 5 Zloty pro Tag (etwa 1 US-Dollar). Die Gemeinde wiederum zahlte 4 Zloty pro Tag an diejenigen, die bereit waren, zusätzliche Tage zu arbeiten. Es gab immer eine längere Reihe von willigen Arbeitern als zusätzliche Zloty.

Das Glück schien mir treu. Frau Rose Issac arbeitete direkt mit der Gemeinde zusammen. Trotz meiner kleinen Statur konnte sie mich an meinen freien Tagen regelmäßig für die Arbeit auswählen. Ich habe etwas von diesem zusätzlichen Geld verwendet, um die Ausgaben von Tante Chaya zu unterstützen und damit auch Frau Issac zu helfen.

Die jungen Leute wollten nicht in ihren überfüllten Quartieren bleiben. Wir suchten andere junge Leute, mit denen wir einige unserer Abende verbringen konnten. Ich werde meinen Freund Abram Danziger nie vergessen, dem ich mein verletztes Herz ausschütten konnte. Abram war ein junger Mann von 18 Jahren, der alle einheimischen Jugendlichen kannte. Wir gingen zusammen spazieren und redeten, teilten unsere Gedanken und ermutigten uns gegenseitig.

Eines Abends stellte Abram mir Ester Rosenthal vor, die schöne Tochter des örtlichen Uhrmachers. Immer wenn ich Ester erblickte und ihre wohlgeformte Gestalt sah, geriet mein Herz aus dem Takt. Ihr cremeweißer Teint wurde von ihren schönen dunklen Augen und Haaren kontrastiert.

In meiner Unerfahrenheit konnte ich jedoch keinen geeigneten Weg (oder Mut) finden, um meine Gefühle für sie auszudrücken – aber die Liebe findet einen Weg. Nach einem anstrengenden Arbeitstag stellte ich mich eines Abends mit allen anderen zusammen an, um meinen Laib Brot zu kaufen. Ich hatte mehr als zwei Stunden in der scheinbar endlosen Schlange gewartet. Jeder brauchte Essen, und dies war unsere einzige Gelegenheit, es zu kaufen. Wir warteten und hofften, dass es noch Brot zu kaufen gäbe, wenn wir das Ausgabefenster erreichten.

In mein leeres Leben und mein schmerzendes Herz trat jetzt Ester. Ihre Lieblichkeit überwältigte mich – aber was sollte ich tun? Eine Inspiration durchzuckte mich. »Ester«, rief ich, »hier ist der Ort, an dem du gestanden hast.« Ester musterte die lange, lange Reihe, die vor ihr stand. Es erfreute sie, nicht am Ende der Schlange anstehe zu müssen. Ihr wunderschönes Gesicht strahlte vor Freude, als sie hinüberglitt und ihren Platz vor mir einnahm. Ester neigte sich liebevoll zu mir. Sie lächelte und bedankte sich mit ihrer tiefen, lebhaften Stimme. Mein Inneres regte sich und ich hatte das Gefühl, dass wir endlich eine Verbindung aufgenommen hatten.

Esters Lächeln verwandelte sich bald in Trauer. Die Deutschen hatten ihrem Vater, dem örtlichen jüdischen Uhrmacher, einige ihrer kaputten Uhren zur Reparatur gegeben. Sie hatten die meisten dieser Uhren von Juden konfisziert, die ihnen absichtlich ihre kaputten Uhren gaben. Die Deutschen befahlen ihm, die Uhren in der folgenden Woche zu reparieren.

Leider konnte er viele von ihnen nicht rechtzeitig reparieren, da keine Teile verfügbar waren. Dies war die einzige Entschuldigung, die die Nazis brauchten. Sie töteten Esters Vater und nahmen all seine Uhren, Werkzeuge und Geräte mit. Sie war vom Tod ihres Vaters am Boden zerstört.

Ich arbeitete weiter für die Gemeinde. Das meiste Geld ging an meine liebste Wohltätigkeitsorganisation – meine Eltern und Schwestern, die ich nicht für einen Moment vergessen hatte. Ihre Gesichter verfolgten mich bittersüß. Ich konnte Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt kaufen und in das Ghetto schmuggeln lassen. In schwierigen Zeiten gibt es immer einen Schwarzmarkt, der von dem Bedarf der Betroffenen lebt. Ein mit Heu getarnter Planwagen fuhr jeden Mittwoch von Krosniewice ins Ghetto Kutno. Alles, was es brauchte, war Geld oder Wertsachen, um für Lebensmittel und Kleidung zu bezahlen, was für alle von zentraler Bedeutung war. Meine Freundin, Racheal Rottenberg, war das persönliche Dienstmädchen des Kutnoer Ghettokommandanten. Vielleicht hatte der Kommandant sogar wegen ihr ein wenig Mitleid. Er ließ den getarnten Wagen, der mit Essen und Kleidung beladen war, in die Mauern des Ghettos, aber Racheal musste ihm ein Drittel ihrer Einkünfte bezahlen.

Was für ein wunderbares Gefühl war es für mich zu wissen, dass ich meinen Eltern und Schwestern auch aus der Ferne helfen konnte. Wenn sie genug zu essen hatten, könnten ihre Körper genug Widerstand haben, um die Typhus-Epidemie abzuwehren. In den folgenden Wochen arbeitete ich so hart wie möglich, um meiner liebenden Familie Lebensmittel zu kaufen und zu schicken.

Racheal kehrte bald von einer Einkaufstour nach Krosniewice zurück. Sie hatte viele Wertsachen und etwas Geld von den schwachen, hungernden Überlebenden des Ghettos Kutno gesammelt, um auf dem Schwarzmarkt etwas für sie zu kaufen. Sie ging in unser Quartier und bat um Hilfe, die Ware nach Kutno zurückzubringen.

»Was würdest du mir dafür bezahlen, dass ich dir helfe?«, fragte ich.

»Ein Dutzend Eier und ein Pfund Butter«, antwortete sie.

Ich konnte nicht ablehnen und übernahm diesen gefährlichen Job. Ich

wickelte ihre Essensbündel sorgfältig in ein Tuch. Ich beugte mich vor, um diese schwere Last auf meinem Rücken zu halten, und ging die 15 Kilometer nach Kutno. Zu wissen, dass meine Familie zusätzliche Nahrung erhalten würde, um sie zu ernähren, war eine ausreichende Belohnung für mein Risiko. Ich dachte, ich hätte den Schlüssel zu ihrem Überleben gefunden.

In der folgenden Woche machte ich mich auf eine andere gefährliche, aber gut bezahlte Reise. Und gefährlich war es. Einige Kilometer außerhalb von Kutno stoppten mich zwei Gendarmen. Sie nahmen meine kostbare Fracht mit Lebensmitteln und verhörten mich in ihrem Wagen. Meine Freundin Racheal hatte einen anderen Weg eingeschlagen und glücklicherweise die Festnahme vermieden. Ich wusste, was mich erwartete, und entschied, dass ich, wenn irgend möglich, keine echten Namen preisgeben würde, selbst nicht von Händlern auf dem Schwarzmarkt.

Es dauerte nicht lange, bis die Gendarmen einen anderen Juden fingen. Sie warfen ihn auf den Kutschwagen und gingen weiter in Richtung Kutno. Unterwegs beschlossen die Gendarmen, Spaß zu haben. Das Leben war langweilig für sie und ein Jude konnte immer etwas Ablenkung bieten. Sie warfen uns vom Wagen und befahlen uns, neben den Pferden zu laufen. Um sicherzustellen, dass wir rannten, peitschten sie uns doppelt so viel wie die Pferde. Nachdem wir vor Erschöpfung hingefallen waren, stoppten sie die Kutsche und sagten uns, wir sollten wieder hinten hinaufklettern. Ich hörte jetzt, wie der österreichische Gendarm seinem deutschen Kollegen sagte, dass er möchte, dass wir wieder neben den Pferden laufen würden – dass es ihnen großen Spaß machte und gut war als Strafe für die Juden. Der deutsche Fahrer widersprach dieser Idee, aber der Österreicher bestand darauf, und so warfen sie uns erneut von der Kutsche, peitschten uns und ließen uns mit den beiden Pferden laufen. Wir brachen bald erneut zusammen. Noch einmal zogen wir uns irgendwie auf den Wagen und legten uns wie zum Sterben hin.

Als die Gendarmen in Kutno ankamen, machten sie Einkäufe und gingen dann in Richtung der Gendarmenstation Krosniewice. Wieder verhörten sie mich, und ich erzählte wieder dieselbe Geschichte: »Ich habe

das Essen von Fremden auf dem Schwarzmarkt in Krosniewice gekauft und trage es zum Verkauf nach Kutno.«

Der zwei Meter große Gendarm packte mich schnell und warf mich auf eine lange Bank. Er setzte sich auf die Bank, nahm meinen Kopf zwischen die Knie und hielt meine Hände. Der andere fing an, mich mit einer Peitsche zu schlagen. »Sag uns die volle Wahrheit oder wir werden dich zu Tode peitschen!«, wiederholten sie. Ich hielt schweigend durch und wurde von der Tortur ohnmächtig. In einem halb bewusstlosen Zustand hörte ich einen der Gendarmen sagen: »Wenn dieser kleine Jude stirbt, wirf ihn einfach auf den Müllhaufen und ruf die Yeddishe Gemeinde an, um ihn abzuholen und zu begraben.«

Die Auspeitschung wurde kräftig durchgeführt. Als ich wieder zu Bewusstsein kam, befand ich mich in einer Gefängniszelle und lag in meinem eigenen Blut. Ich hatte Schmerzen, war schwach und fiebrig. Vor allem bettelte ich um Wasser – und ich trank. Der Anblick des zerrissenen, blutenden Fleisches auf meinem Rücken bewegte selbst den abgestumpften Wachmann, der täglich Zeuge menschlicher Brutalität wurde und daran teilnahm. Ich muss einen erbärmlichen Anblick geboten haben.

Während des Verhörs hatte ich erwähnt, dass mein Onkel in Krosniewice lebte. Der Wachmann kontaktierte meinen Onkel Shaaye-Schloime und erlaubte ihm, mich mitzunehmen. Ich habe nie erfahren, was mit dem anderen Mann, den sie gefangen hatten, passiert ist.

Mein Onkel trug mich zu seinem Haus und legte mich auf ein Feldbett. Er rief einen Arzt an, der auch im Ghetto lebte. Nachdem er mich untersucht hatte, hörte ich ihn sagen: »Wenn er die Nacht überlebt, hat er eine Chance. Er wird jemanden brauchen, der bei ihm bleibt, um ihn zu beobachten und ihn mit warmen Kompressen zu waschen. Wenn sich sein Zustand stabilisiert, braucht er Orangensaft und Milch, um sich zu erholen.« Das war, als würde man nach dem Mond fragen.

In meinem Delirium und meinen Momenten des Bewusstseins hörte ich zu, wie die Frau meines Onkels sich darüber beschwerte, dass sie gute Kohle vergeudet habe, um meine Umschläge warm zu halten. In Zeiten der Not werden normalerweise großzügige Menschen im Kampf um

Selbsterhaltung auch bei ihren Angehörigen extrem egoistisch. Es war jetzt Winter im Dezember 1940.

Der gute Herr sandte seine heilenden Engel. Ja, sogar Menschen können sich in Engel verwandeln. Nachrichten über meinen Zustand und meine Bedürfnisse verbreiteten sich im ganzen Ghetto. Mein guter Freund Abram Danziger organisierte meine Jugendfreunde in Schichten, um sich zu mir zu setzen. Sie haben mich nie ohne Gesellschaft gelassen. In den nächsten Tagen normalisierte sich meine Temperatur, und ich konnte jetzt hoffen, dass ich leben würde.

Die Beschaffung von Milch und Orangensaft für mich war das nächste Problem, mit dem mein Onkel konfrontiert war. Eines Tages kam Herr Chaim Arnavi zu meiner Rettung. Obwohl er mich kaum kannte, war er davon überzeugt, anderen helfen zu wollen, egal was es ihn kostete. Herr Arnavi wusste, dass die Rettung eines Lebens die letzten Ersparnisse wert ist. Herr Arnavi nutzte sein Geld verschwenderisch und aufopferungsvoll und schaffte es fast immer, Milch und Orangen für mich auf dem Schwarzmarkt zu beschaffen.

Mit dieser Nahrung und Pflege kehrte meine Kraft langsam zurück. Mein Rücken war immer noch schwarz von Blutergüssen und mein Körper war immer noch schwach. Ich dankte Gott, dass ich am Leben war und langsam heilte.

Probleme bringen Menschen zusammen, manchmal sogar mehr als Glück. Mit den täglichen Besuchen von Herrn Arnavi bei mir wuchs unsere Freundschaft. Er sagte mir immer wieder, dass er weiter versuchen würde, mir zu helfen. Ich wiederum war erfüllt von tief empfundener Wertschätzung für seine Großzügigkeit. »Lieber Gott«, betete ich, »hilf mir und gib mir Kraft, damit ich die Güte und die Opfer dieses feinen Mannes für mich zurückzahlen kann.« Es dauerte einige Zeit, bis dieses Gebet erhört wurde.

Drei Monate später ging es mir wieder gut – oder so gut es zu erwarten war. Frau Issac organisierte ein Essen zu Ehren meiner Genesung. Mit auf dem Schwarzmarkt gekauften Lebensmitteln war es fast ein Festmahl.

Als die Party vorbei war, ging ich mit einem breiten, glücklichen Lächeln zurück zum Haus meines Onkels. Zu meinem Entsetzen fand ich die Tür verriegelt und das Kinderbett, in dem ich mich erholt hatte, vor der Tür stehend. Mein Lächeln verwandelte sich in Tränen. Es schien, dass mein Onkel und seine Familie das Gefühl hatten, genug für mich getan zu haben. Nun, da ich auf den Beinen war, war ich allein. Wohin? Was sollte ich tun?

Frau Issacs Zuhause war nur eine Querstraße entfernt und von dort war ich so glücklich gekommen. Mit tränennassem Gesicht klopfte ich an ihre Tür. Sie öffnete und ich erzählte ihr, was passiert war. Frau Issac umarmte mich und sagte, ich hätte keinen Grund zur Sorge. »Mein Zuhause ist dein Zuhause«. Sie führte mich in den Flur, deutete auf einen Tisch an der Wand und zeigte mir, wie einfach es war, ein Bett darauf zu bereiten. Am nächsten Morgen ging ich zu meinem Onkel, um meine wenigen Sachen abzuholen, und zog in die Zwei-Zimmer-Wohnung von Frau Issac.

Die Issacs hatten eine Tochter, Zosia. Weil ich gut erzogen war und aus einem guten familiären Umfeld stammte, ließen sie kleine Andeutungen fallen wie: »Zosia ist ein feines Mädchen. Ist das nicht so?« Ich nahm die Hinweise auf. Um die Issacs zu erfreuen, nahm ich ihre Tochter abends mit. Ich tat dies nicht aus Zuneigung, sondern aus einem Gefühl der Verpflichtung heraus. Zosia war ein schönes Mädchen, aber sie war kein Ersatz für Ester, die mein Herz ins Stolpern brachte.

Während ich mit Zosia ausging, beobachteten mich meine Verwandten. Nach ein paar Tagen riefen sie mich herbei, umzingelten mich und machten mir Vorwürfe. »Wie kannst du es wagen, so gedankenlos und egoistisch zu sein, über Mädchen nachzudenken und zu feiern, während deine Eltern in Kutno um ihr Leben kämpfen und hungern!« Obwohl ich alles tat, was ich für meine Familie tun konnte, kamen mir Tränen in die Augen und ich erstickte in Sprachlosigkeit, als ich an meine liebenden Eltern und Schwestern dachte, hilflos und weit weg.

Ein neuer Erlass durchbrach bald den bisherigen Ablauf. Die Gemeinde Krosniewice hatte eine Quote von 100 Mann aus unserem Ghetto für Zeit-

arbeit an anderen Orten zu stellen. Da ich ein Neuling und jung war, gehörte ich zu den ersten, die ausgewählt wurden. Sie setzten auch Herrn Arnavi und Abram Danziger sowie die Zwillingssöhne meines Onkels auf die Liste.

Es war ein trauriger Tag. Ich sammelte meine wenigen Kleidungsstücke, einschließlich meiner neuen Schuhe, auf die mein Vater bestanden hatte, um mich der unbekannten Straße zu stellen. Eilig verabschiedete ich mich und ging in den wartenden Zug. Wir waren alle fassungslos, als wir Hunderte bewaffneter Soldaten sahen, die den Zug bewachten und die Viehwagen abschlossen, in die wir gezwungen waren, einzusteigen. Nach einer ganzen Nacht kamen wir in Hardt in der Nähe von Posen an und marschierten kilometerweit zu unserem ersten Konzentrationslager.

Überleben in den Konzentrationslagern

Kapitel 6

Der Anschein kann täuschen, und zweifellos wurde ich betrogen. Vor uns standen neu gebaute und frisch gestrichene Gebäude, die unsere Kasernen sein sollten. Es war ein hoffnungsvoller Ausblick und ich freute mich über den Gedanken, dass ich jetzt, zum ersten Mal seit Kriegsbeginn, wie ein Mensch anstatt wie ein Tier behandelt werden würde. Ich war ein Mensch wie jeder andere auch. Nicht besser und nicht schlechter. Ich fühlte mich wichtig und das fühlte sich gut an.

Unsere neuen Herren führten uns zu einem Raum mit zwanzig neuen Etagenbetten, die jeweils mit zwei neuen Decken ausgestattet waren. Jedes Bett hatte auch ein strohgefülltes Kissen. In der Mitte des geräumigen Zimmers befand sich ein brandneuer, bauchiger Ofen, für den wir pro Nacht eine sehr kleine Kohlenmenge erhielten, genau einen Eimer voll Briketts. Jeder Insasse hatte sein eigenes Schließfach mit einem Schlüssel, und es war der sicherste Ort, um Wertsachen aufzubewahren. Meine

Augen musterten den Raum, und ich sprang zu einer oberen Koje und machte sie mir zu eigen.

Es stellte sich heraus, dass meine Wahl einer oberen Koje eine kluge war. Ich hatte Privatsphäre und vermied das häufige Ungemach, welches durch die kranke Blase eines Insassen der oberen Schlafkoje verursacht werden konnte. Mehr noch, ich vermied die genaue Inspizierung, die die deutschen Offiziere häufig in den unteren Kojen durchführten; die oberen kümmerten sie oft nicht so sehr.

Das deutsche Militär arbeitete wie eine Maschine. Ohne Zeit zu verlieren, versammelten sie uns an diesem Abend und gaben uns ein Stück Seife und ein sauberes Handtuch. Wir erhielten folgende Anweisungen: (1) Das uns anvertraute Gut – Decken, Handtücher usw. – sollte sorgfältig gepflegt werden. (2) Wenn wir etwas davon verlieren oder beschädigen würden, würden wir streng bestraft. (3) Unsere Mission bestand darin, für die deutschen Streitkräfte zu arbeiten.

Sie bauten die Lager-Routine so auf, dass die größte Arbeitsleistung bei kleinster Investition erzwingen konnten: einfaches Wohnen und magere Nahrung. Im Wesentlichen waren wir Sklaven der deutschen Wehrmacht. Unsere tägliche Routine bestand darin, um 5:00 Uhr morgens aufzustehen, um 5:20 Uhr abzuspülen, um 5:30 Uhr zu frühstücken, um 5:40 Uhr aufzuräumen und um 6:00 Uhr zum Zählappell anzutreten.

Der Tag hatte einen langen Marschanteil. Wir marschierten einen Block zur Latrine, einen Block zur Küche und eine Stunde zur Baustelle. Wir marschierten bei Regen, Sonnenschein oder Sturm.

Die Nazis warnten uns davor, unseren Arbeitsauftrag zu umgehen. »Blaumachen« war strengstens verboten. Sie banden jeden, der behauptete, krank zu sein, ohne nachweisbares Fieber zu haben, an den »Bestrafungspfahl« in der Mitte des Lagers. Die Gefangenen mussten bis zum Einbruch der Dunkelheit dort bleiben, ohne Essen, Toiletten oder Unterkunft, und es gab keinen Arzt in der Erste-Hilfe-Station des Lagers. In den folgenden Monaten starben viele, während sie an den Bestrafungspfahl gebunden waren. Diese armen Gefangenen hatten offensichtlich keine Krankheit vorgetäuscht.

Unsere Aufgabe bestand darin, einen Abschnitt von Hitlers Autobahn zu bauen, einen Abschnitt, der Berlin mit Warschau und Warschau mit Moskau verbinden sollte. 16 Männer bildeten eine Arbeitergruppe. Unser Vorarbeiter war Herr Philip Brandscheid, ein deutscher Zivilist. Sie gaben uns eine Spitzhacke und eine Schaufel für unseren Straßenbauauftrag. Die Deutschen hatten vermessen, mit dem Bulldozer planiert und so viel wie möglich mit ihrer Ausrüstung geräumt. Für uns fiel die Handarbeit an, die für Straßenbaumaschinen unpraktisch war. Wir bauten eine Feldbahn, indem wir nach der Vorbereitung und Nivellierung der Erde Schienen auf Querstreben verlegten. Dann schoben wir die schwer beladenen Loren zum Einsatzort. Die deutschen Aufseher haben unsere Handarbeit voll ausgenutzt.

Eines Tages bestand der Auftrag darin, ein tiefes Loch für einen Wassertank zu graben. Sechzehn unterernährte Körper dabei zu beobachten, wie sie bei der auszehrenden Straßenarbeit wie Sklaven schufteten, langweilte unseren Vorarbeiter. Herr Brandscheid brauchte etwas Unterhaltung – er wünschte sich sadistische Erfüllung – und es war an mir, ihn zu unterhalten. Da ich nur etwas mehr als 1,65 Meter groß war, wählte er mich absichtlich aus, um in ein Loch zu gehen, dessen Rand über meinem Kopf lag, um den Dreck herauszuschaufeln. Sosehr ich versucht habe, die Erde hochzuwerfen, damit andere sie von dem Loch wegschaufeln konnten, habe ich natürlich versagt. Mein Vorarbeiter stand daneben und lachte erfreut über meine unlösbare Lage. Als ich den Dreck herausschaufelte, fiel er zurück auf meinen Kopf und mein Gesicht.

»Fauler Jude«, rief er, »wirst du wohl aufhören, so faul zu sein? Ihr müsst härter arbeiten, um die Arbeit zu erledigen!« Herr Brandscheid genoss diese und andere Beleidigungen und schlug mich mit seinem schweren Stock auf den Kopf. Mein Blut sprudelte und ich sah Sterne.

Ich schrie vor Angst und Schmerz, und der Baumeister, oder Bauleiter, kam herbeigerannt, um zu sehen, was passiert war. Als der Vorgesetzte die kleine Figur eines Mannes sah, die mit Blut bedeckt war und auf dem Boden der tiefen Grube stand und schrie, verlangte er eine Erklärung. Herr Brandscheid sagte, er bestrafe mich für meine Faulheit.

Der Bauleiter donnerte zu Brandscheid zurück: »Warum steckst du nicht die großen Burschen in die Grube und lässt die kleineren den Dreck wegschaufeln?« Er befahl den anderen, mich aus der Grube zu ziehen. Der Baumeister brachte mich in die nahe gelegene Erste-Hilfe-Hütte, um meine Wunden waschen und verbinden zu lassen.

Innerhalb von Minuten trieben sie mich – ich wurde wirklich gezerrt und getragen – zurück in meinen Arbeitsbereich, gaben mir eine Schaufel in die Hand und befahlen mir, wieder zu arbeiten. Bald war es Zeit für eine halbe Stunde Mittagspause, die aus einem Stück Brot und einer Tasse schwarzem Kaffee bestand. Wir freuten uns darauf, nicht nur auf die magere Nahrung, sondern auch, weil wir ein paar Momente hatten, um frei zu atmen.

Mir war jetzt klar, dass die Nazis mich in mehr als einer Hinsicht nur als Werkzeug benutzten und dass mein Leben nichts wert war. Ich verstand schließlich, dass der Wert nur darin bestand, welche Arbeitsleistung ich für die Nazis erbringen konnte. Mein Überleben hing von dieser neuen Erkenntnis ab.

In Wahrheit sind alle Menschen von dem einen guten Herrn gleich erschaffen. Das Glück und Unglück, das die Menschen erfahren, ist jedoch sicher unterschiedlich. In den ersten Tagen im Camp Hardt hatte ich Tagträume davon, auf einer weit entfernten Insel zu sein und die gewöhnlichen Freuden und Probleme mit anderen zu teilen. Mein Bett war wie alle anderen, und meine dünne, wässrige Suppe, die man Essen nannte, war nicht besser und nicht schlechter als die aller anderen. Dies gab mir ein falsches Gefühl der Gleichheit und Sicherheit.

Es stellte sich heraus, dass es nicht so war. Fast alle meine Mitgefangenen hatten Verwandte außerhalb. An einigen Orten hatte der Krieg noch nicht das »normale« Leben der Menschen zerstört. Viele Gefangene schrieben nach Hause und beschwerten sich über schlechte Behandlung und unzureichende Ernährung, und ihre Angehörigen sandten ihnen Pakete mit Lebensmitteln, Kleidung, Seife und anderen persönlichen Gegenständen. Meine Nachbarn erhielten auch Liebesbriefe und Mitgefühl, um

sie zu ermutigen. Meine Situation war umgekehrt. Meine Eltern und Schwestern litten noch immer im Ghetto Kutno. Sie brauchten meinen Trost und meine Hilfe. Ich hatte diese zusätzliche Last zu tragen.

Was konnte ich nur tun? Ich konnte meinen Eltern und Schwestern weder Essen noch Kleidung schicken, aber ich konnte zumindest ihre Sorgen um mein Wohlergehen lindern. Meine Briefe an sie waren immer fröhlich und ich schrieb ihnen, wie wundervoll die Dinge im Camp Hardt für mich waren. Meine Notlügen waren gut gemeint und kosteten mich nichts. Ich wurde ein guter Erzähler.

Mein Vater schrieb glücklich und prahlerisch an den Vater eines Mitgefangenen aus Camp Hardt. Der Vater meines Nachbarn hatte Leidensbriefe von seinem Sohn erhalten. Sie konnten den widersprüchlichen Charakter unserer Berichte über die Bedingungen in demselben Lager nicht verstehen.

Selbst in dieser düsteren Umgebung gab es für mich ein Funkeln der Freundschaft und Hilfe. Mein Freund aus Krosniewice, Chaim Arnavi, der vor kurzem mein Leben gerettet hatte, indem er den für meine Genesung notwendigen Orangensaft und Milch beschaffte, war mit mir im Lager. Die Bedingungen von Knappheit und Entbehrung würden im Allgemeinen viele dazu zwingen, nur an sich selbst zu denken, aber Arnavi konnte sich über das Übliche erheben. Er teilte seine Pakete mit Lebensmitteln, hauptsächlich Brot, die er von seiner Familie in Krosniewice erhielt. Mein Dank kannte keine Grenzen. Eine Scheibe Brot ist für einen hungrigen Mann von unschätzbarem Wert, und ich war, wie jeder andere auch, immer hungrig.

Was konnte ich für so große Gefälligkeiten tun? Ich hatte das Gefühl, dass ich meine Anerkennung irgendwie erweisen musste. Ich hatte vor, seine Kleider zu waschen, seine Schuhe zu reinigen und seine Socken zu stopfen, aber Herr Arnavi lehnte es ab, für seine Freundlichkeit anerkannt oder belohnt zu werden. Ich bettelte und schließlich bestand ich darauf. Außerdem drohte ich, dass, sollte er mich nicht etwas für ihn tun lassen, ich ihn auch nichts mehr für mich tun lassen würde. Er gab schließlich nach.

Also habe ich seine und meine Wäsche gewaschen. Was als weiße Kleidung angefangen hatte, war grau oder fast schwarz geworden. Wie alle anderen musste ich ohne Seife waschen. Wir lebten und arbeiteten hart unter unhygienischen Bedingungen. Unsere zuvor weiße Unterwäsche war zwar dunkel, aber zumindest so sauber wie möglich. Wir waren immer noch stolz darauf, sauber zu bleiben.

Wir mussten hart und lange arbeiten. Sie gaben uns nur einen Laib Brot, den wir jeden Tag unter fünf Männern teilen mussten. Das war nicht genug, um Körper und Seele zusammenzuhalten. Wir waren immer hungrig. Wir haben nicht von Frauen, Sex oder Geld geträumt. Wir träumten nur von diesem Regenbogen am Himmel – ein Brot zum Essen. Wenn wir nur einen vollen Laib Brot zum Essen hätten. Wenn wir nur den einen Laib nicht unter fünf teilen müssten. Wenn nur…

Wir entwickelten einen Plan, um genau das zu tun. Jeden Tag teilte unser Gruppenanführer unseren einen Laib in fünf Teile. Wir schnitten jedes Stück in zwei Hälften. Wir aßen eine Hälfte und die andere Hälfte bewahrten wir auf und sammelten es für die nächsten fünf Tage an. Am Ende des Zeitraums von fünf Tagen zogen wir ein Los, um zu bestimmen, wer den ersten vollen Laib für seinen persönlichen Gebrauch erhalten sollte. Die anderen mussten ihr gesammeltes Brot verwenden, bis sie an der Reihe waren, um einen vollen Laib zu essen. Der Gedanke, dass wir endlich ein ganzes Brot für unser privates Festessen bekommen würden, war das Warten und Sparen wert.

Ich war Dritter und freute mich schon sehr auf das Bankett, das bald mir gehören sollte. Um Fairness zu üben und Auseinandersetzungen zu vermeiden, zogen alle Gruppenanführer Lose für die verfügbaren Brote. Während sie alle ungefähr das gleiche Gewicht hatten, sahen einige größer aus als die anderen. »Lieber Gott«, betete ich, »lass meinen Gruppenanführer Laib *G* ziehen, damit er es mir übergeben kann.« Brotlaib »G« sah am größten aus. Mein Gebet wurde erhört. Er nahm den größten Laib und gab ihn mir. Meine Freude war unbeschreiblich. Ich hatte das Gefühl, dass meine Probleme zumindest für ein paar Tage geringer waren.

Obwohl ich hungrig war und nach Nahrung lechzte, hatte ich mir an-

trainiert, nachzudenken, zu sparen und für morgen zu planen. Ich hielt meinen starken Wunsch, nur einen kleinen Teil meines Laibs zu essen unter Kontrolle. Was für eine Freude war es zu wissen, dass ein voller Laib Brot auf mich wartete – und mich allein –, um ihn morgen zu essen und zu genießen. Ich habe meinen Schatz mit meinem gelagerten Brot in meinem Schließfach eingeschlossen. Ich ging glücklich und beruhigt schlafen und wusste, dass ich reich war und genug zu essen hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem ich mich gewaschen hatte, öffnete ich mein Schließfach, um mein Brot zu streicheln und zu umarmen. Ich dankte Gott dafür, dass er es aus der Erde hervorgebracht hatte. Ich schaute. Ich schaute noch einmal. Ich überprüfte, ob ich das richtige Schließfach mit meinem Schlüssel geöffnet hatte, obwohl jeder Schlüssel angeblich nur zu einem Schließfach passte. Ich war sprachlos und verwirrt. Meine ganze Welt brach zusammen. Mein gesamtes Brot war gestohlen, und ich hatte jetzt mehr Hunger als je zuvor.

Nicht nur das – was konnte ich in den nächsten Tagen essen? Nichts.

In meiner Verzweiflung rannte ich hin und her. »Bitte gebt mir mein Brot zurück!«, rief ich den anderen Männern in meiner Baracke zu. »Hast du mein Brot gesehen? Sei nicht so grausam! Gib mir mein Brot zurück.« Die einzige Antwort, die ich erhielt, war Stille. »Bitte«, sagte ich zu dem verantwortlichen deutschen Offizier, »hilf mir mit etwas Brot«, und erzählte ihm die ganze Geschichte. Er hörte mit einem halben Ohr zu und sagte mir, ich solle mich wieder an die Arbeit machen und dass er nichts für mich tun könne. Wer, dachte ich, außer Gott könnte mir jetzt helfen?

Herr Arnavi war wieder der Engel des Herrn. Die Geschichte meines gestohlenen Laibs hatte sich verbreitet. Herr Arnavi kam zu mir und sagte: »Keine Sorge. Ich werde mein Brot mit dir teilen.« So war es. Sein Wort war besser als Gold.

Das Leben im Camp Hardt war nie spannungsfrei. Sie hatten uns vor unserer Verantwortung für die Decken, Strohkissen und anderen Gegenstände gewarnt, die uns anvertraut wurden. Normales deutsches Eigentum zu verlieren, konnte einen Tag ohne Lebensmittel und

Toilettenanlagen am Strafpfahl bedeuten, oder ein Auspeitschen oder sogar den Tod. Mein Cousin Jacob, der mehr als ein Jahr jünger, aber fast einen Fuß größer war als ich, kam eines Morgens mit einem Blick der Verzweiflung zu mir. Er konnte kaum zusammenhängend sprechen. Ich beruhigte ihn und er sagte mir, dass jemand eine seiner Decken gestohlen hatte. Er zitterte vor Angst.

»Was soll ich jetzt tun?«, klagte er. Ich sah die tiefe Verzweiflung und Angst in seinen Augen. Schnell zog ich eine der beiden Decken aus meinem eigenen Bett und gab sie ihm. Ich ließ ihn schwören, niemandem ein Wort zu sagen. Er lief benommen, aber dankbar, zurück.

Ich dachte schnell nach. Auf dem Weg zum Appellplatz lief ich zurück, als hätte ich etwas vergessen. Es war niemand im Raum. Schnell löste ich die erste Decke, die ich erreichen konnte, riss sie vom Bett ab und legte sie auf mein eigenes Bett. Ich rannte raus und stellte mich mit den anderen an, und los ging es zur Arbeit.

Wunder über Wunder! Als wir an diesem Abend alle in unser Quartier zurückkehrten, hatten alle – aber wirklich alle – zwei Decken! Vielleicht hatte jeder die gleiche Lösung wie ich und der Täter hatte schließlich seine dritte Decke verloren. Es wäre wunderbar gewesen, drei Decken gehabt zu haben, unter denen man sich warm halten konnte, aber nicht auf Kosten eines anderen. Wir froren wie zuvor.

Die Anforderungen und der Druck in Camp Hardt beeinflussten meinen Cousin Jacob emotional. Die Angst, die er wegen seiner gestohlenen Decke erlebt hatte, war zu groß für ihn. Beim Appell am nächsten Morgen wurde eine Person vermisst – Jacob. Obwohl die Deutschen die Sirenen betätigten und alles ausgiebig durchsuchten, war Jacob nirgends zu finden.

Als wir bei unserer Baustelle ankamen, waren wir überrascht, als wir die Gestalt eines Mannes sahen, der in eine Decke gehüllt war. Es war Jacob. Intensive Befragungen der Deutschen zeigten, dass Jacob in der Nacht aufgewacht war. Er hatte geglaubt, dass er verschlafen hatte und alle anderen bereits an der Arbeit waren. Aus Angst, bestraft zu werden, wickelte er sich in seine Decke, um sie vor Dieben zu schützen. Während

der Wachmann am Tor schlief, ging Jacob leise vorbei und auf die Baustelle, wo er benommen bis zum Morgen saß. Sogar die Deutschen konnten deutlich sehen, dass er den Verstand verloren hatte und sich nicht verstellte. Sie machten ihn zu einem Wasserjungen, bis er sich erholt hatte.

Die Dinge sollten schlimmer werden und nicht besser. Im November 1941 kam es zu eisigem Regen und Schnee. Wir marschierten und arbeiteten wie gewohnt. Weder Schlamm, Regen, Schnee noch Eis oder heulender, beißender Wind hielten uns von unseren Aufgaben ab. Unsere Schuhe und Kleidung waren durchnässt und konnten über Nacht nicht mehr austrocknen. Am nächsten Morgen mussten wir wieder die gleichen nassen, kalten Klamotten anziehen. Wir zitterten in der eisigen Kälte, aber die Routine war die gleiche. Wir marschierten. Wir arbeiteten. Wir hungerten. Wir schliefen ein paar Stunden ein, bis der Morgen wieder dieselbe Strafe brachte.[1]

Meine Schuhe zerfielen ebenso wie unser Verstand und unsere Körper. Ich hatte meine alten Schuhe angehabt, während ich das neue Paar gerettet hatte, das mein Vater mir gegeben hatte. Die Deutschen hörten meine Bitte um neue Schuhe und wussten nicht, dass ich ein Ersatzpaar hatte. Ohne Schuhe konnte ich nicht gehen oder arbeiten, also gaben sie mir ein Paar Schuhe. Sie hatten die falsche Größe und hatten Holzsohlen, aber es waren Schuhe, und ich trug sie. Ich war glücklich, ein neues Paar Schuhe zu haben. Sie waren höher und wärmer als meine alten.

Innerhalb weniger Stunden wurde mein Glück zur Belastung. Schnee

1. Abe verbrachte den größten Teil des Jahres 1941 im Konzentrationslager Hardt. Nachdem die Nazis am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion eingefallen waren, befanden sie sich vor Moskau, der Hauptstadt Russlands, als im November der eiskalte Regen und Schnee einsetzte. Während des Nazi-Vormarsches durch russisches Territorium ermordeten NS-Mordkommandos, sogenannte Einsatzgruppen, bis zu zwei Millionen sowjetische Juden. In Auschwitz wurden im September 1941 sowjetische Kriegsgefangene bei der Erprobung von Zyklon B ermordet, den Gaspellets, die zur Massenvernichtung in Gaskammern benutzt werden sollten.

und Eis klebten an den Holzsohlen, als ich zur Arbeit marschierte, und ich hatte das Gefühl, auf unebenen Stelzen zu laufen. Ich musste oft anhalten, um mit den Händen den Schnee abzukratzen und dann voraus zu rennen, um meinen Platz in der Schlange einzunehmen. Ich bin immer gerannt.

Der Winter traf ein. Unsere Hände und Körper waren gefroren und taub, ohne Schutz vor Kälte. Wir arbeiteten nach wie vor und konnten uns nur warm halten, indem wir mit der Schaufel schippten und uns bewegten. Die einfache Aufgabe des Wasserlassens oder der Defäkation wurde zu einem Hauptproblem. Unsere gefrorenen Finger konnten sich nicht beugen, um unsere Hosen aufzuknöpfen oder unsere Glieder zu bewegen. In dem Nebengebäude konnten wir uns nur für ein oder zwei Minuten im Privaten mühen, bevor Herr Brandscheid mit seinem Stock an die Tür klopfte und rief: »Heraus du Hund!« Oder: »Raus hier, du Hund!« Er gab uns die Erlaubnis, in die Latrine zu gehen, aber wir kamen zurück, ohne Erfolg zu haben. Wir verrenkten und verkrampften uns vor Schmerzen, kehrten aber aus Angst vor dem Bestrafungspfahl oder zu Tode geschlagen zu werden zurück.

Durch ein Wunder konnten wir vielleicht erneut die Erlaubnis erhalten, in das Nebengebäude zu gehen, und wären erfolgreicher.[2]

So schwer es auch war, tagsüber warm zu bleiben, war es nachts noch schwieriger. Nachts in unseren eiskalten Räumen zu schlafen, war fast unmöglich. Unsere Ration von einem Eimer Kohle pro Nacht war wie ein Tropfen im Meer. Nach einer Stunde war uns wieder kalt. Wir gingen jede Nacht ins Bett, befürchtend, dass wir vor dem Morgen erfrieren würden, wie so viele. Wir mussten einen Weg finden, uns in der Nacht warm zu halten. Wir steckten die Köpfe zusammen, um Abhilfe zu schaffen.

Am anderen Ende des Lagers hatten die Deutschen ihre Kohlevorräte.

2. Während Abe im kalten Eis und Schnee des polnischen Winters kaum noch am Leben blieb, waren die Vereinigten Staaten nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und der deutschen Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten am 11. Dezember in den Krieg eingetreten.

Wenn wir welche bekommen könnten, wären wir ein bisschen besser dran, aber wie? Es war eine Frage des Überlebens. Die zwanzig Männer, die in unserem Zimmer lebten, studierten das Problem sorgfältig. Das Scheinwerferlicht auf dem Turm machte die ganze Nacht lang langsam seine Runde über das Lager. Es dauerte acht Minuten. Unsere einzige Hoffnung bestand darin, mit einem leeren Eimer hinter dem Licht herzurennen und zu hoffen, mit etwas Kohle zurück zu kommen, bevor das Licht seinen Kreis vollendete. Entdeckt zu werden, würde den sicheren Tod durch Erhängen bedeuten, aber die Kohle nicht zu bekommen, sicher zu erfrieren. Jeder Mann in unserer Baracke musste sein Risiko eingehen, bis er drei Eimer mit Kohle zurückbringen konnte, die wir in eine Kiste steckten. Wir überlebten indem wir unser Leben riskierten.

Wir übernahmen abwechselnd die Verantwortung dafür, das Feuer am Laufen zu halten, und die Hitze von unserem glühenden Ofen war nicht verschwendet. Unsere hungrigen, suchenden Augen entdeckten Kartoffelschalen, die hinter die Küche geworfen wurden. Wir haben jeden Abend einen anderen Mann beauftragt, sein Leben zu riskieren und Kartoffelschalen mitzubringen. Wir wuschen sie und stellten sie auf den Herd. Diese gebräunten Kartoffelschalen waren nicht ganz wie moderne Kartoffelchips, aber für unsere verhungernden Bäuche waren dies königliche Köstlichkeiten.

Das Leben war eine nicht endende Routine harter Arbeit, der einige vergeblich zu entfliehen versuchten. Um das Beste aus ihren jüdischen Sklaven herauszuholen, führte das deutsche Kommando das Lager präzise. An einem Montagmorgen, als Weihnachten vor der Tür stand, entdeckte der Präzisionszähler der Deutschen, dass fünf Männer vermisst wurden. Sirenen tönten, Hunde bellten, und Pfeifen schrillten, während Deutsche hin und her rannten, aber nirgends waren die fünf Männer zu finden.

Ich konnte fast die Frustration und Selbstvorwürfe schmecken, die unsere deutschen Herren empfanden. Wie konnten sich fünf niedere Juden der Herrenrasse entziehen und einem so sicheren, gut bewachten Lager entkommen? Ihre Flucht schmerzte und beleidigte die Deutschen eindeu-

tig. Es war eine Frage der Ehre für sie. Wie konnte ein Jude es wagen, einen Deutschen zu entehren!

Fast vier Tage lang ging die Jagd weiter. Rund um die Uhr suchten die Nazis unerbittlich und gründlich die Flüchtlinge. Sie zwangen jeden verfügbaren Deutschen in den Dienst. Die fünf Juden mussten gefunden werden.

Am Donnerstagnachmittag, als wir von unserer Tagesarbeit zurückkehrten, pfiffen unsere Wärter vor Freude und begrüßten uns mit einem überlegenen Lächeln. Als Antwort auf unsere neugierigen Blicke und Fragen informierten uns die Nazis stolz, dass sie die Flüchtlinge gefangen und ins Gefängnis geworfen hatten. Sie taten so, als hätten sie eine Million Dollar gefunden.

Am Sonntagmorgen wurde uns mitgeteilt, dass wir zum Mittagessen eine festliche Mahlzeit bekommen würden – eine Fettsuppe mit schwimmenden Rosinenbrotstücken. Die Deutschen feierten – aber was? Weil Weihnachten näher rückte und sie nicht zu Hause waren, brauchten die Deutschen Abwechslung, Unterhaltung und Spaß. Sie hatten endlich die Flüchtigen erwischt. Diese fünf Juden sollten für ihren Triumf herhalten.

Die Nazis liebten es, Gefangene zur Unterhaltung zu hängen und damit gleichzeitig die anderen abzuschrecken. Sie zwangen eine Abordnung von Juden, einen Galgen für fünf zu bauen. Er war so perfekt und prachtvoll wie möglich unter den gegebenen Umständen. Der Kommandant befahl uns allen, den Galgen zu umstellen. Die deutschen Wachen beobachteten uns aufmerksam, um sicher zu sein, dass wir die verurteilten Gefangenen nicht aus den Augen verloren. Alle Nazis waren in ihren besten Uniformen anwesend. Sogar zehn Frauen, auch in Nazi-Uniformen, sahen sich das Schauspiel an. Wir mussten hinsehen, während sie die verurteilten Juden mit vorgehaltener Waffe zum Galgen führten.

Drei der Gefangenen hatten sich gestählt. Sie sahen das Ende als ein trauriges, aber unvermeidliches Ereignis, das sie nicht kontrollieren konnten. Sie behielten ihre Würde ohne ein Wimmern, als könte die Herrenrasse nicht Herr über sie werden. Die anderen beiden weinten und baten um Gnade, aber ihre Bitten blieben unbeantwortet. Als sie reali-

sierten, dass sie nur noch wenige Sekunden zu leben hatten, baten sie ihre versammelten Freunde, ihre Familien über ihren Tod zu informieren. Während sie ihre letzten Bitten brüllten, fiel das Gerüst und die Männer wurden bis zum Tode gehängt.

Die Nazis genossen die Show, als hätten sie den Krieg gewonnen.[3] Wir wurden aufgefordert, die nächste Stunde stehen zu bleiben, während die Männer tot am Galgen baumelten. Unsere Füße wurden durch die Kälte und das bewegungslose Stehen taub, während die Nazis ihre Hände rieben und mit den Füßen stampften. Schließlich nahmen sie die Leichen ab. Die deutschen Offiziere waren zufrieden, dass die Männer tatsächlich tot waren, wir eine schreckliche Lektion gelernt hatten und sie ihre vorweihnachtliche Unterhaltung hatten. Dann befahlen sie uns zu gehen.

Unsere Herzen waren traurig und schwer, als wir in unsere Unterkünfte zurückkehrten. Was konnten wir sagen? Was konnten wir machen? Die Deutschen hatten uns zu Sklaven gemacht und benutzten uns zu ihrer grausamen Unterhaltung. Jeder von uns wandte, fast im selben Moment, seine Augen und seinen Mund im Gebet zu Gott. Als ob uns jemand führen würde, sagten wir alle das »Kaddish«, ein Gebet für die fünf von uns, die für die Freiheit gestorben waren, aber nur den Tod gewonnen hatten. Es gab ein Schweigen, als wir über das Leben, über Gott und unsere Familien nachdachten.

Es wurde dunkel. Unsere Mägen konnten kein Essen aufnehmen. Die Deutschen haben uns an diesem Tag kein Abendessen gebracht. Wir gingen schlafen oder versuchten es.

Am Montagmorgen erwarteten wir die Erlaubnis, diese Männer beerdigen zu dürfen, auch wenn unsere Arbeitsgruppe noch nie Gelegenheit gehabt hatte, diese Männer kennenzulernen oder mit ihnen zu sprechen. Wir hatten bereits einen Mitgefangenen bestimmt, der die Gebete rezitieren sollte. Die Deutschen betrachteten uns jedoch nicht als menschlich

3. Wegen des harten russischen Winters begann sich der Krieg mit der Sowjetunion gegen die Nazis zu wenden, als sie Ende Dezember nicht in der Lage waren, Moskau zu erobern.

oder würdig und erlaubten keine Beerdigung. Wir haben nie genau herausgefunden, was mit ihren Körpern passiert ist, aber wir wissen, dass die Nazis sie wie Müll behandelt haben.[4]

Am nächsten Tag wiesen uns die Nazis die übliche Tagesarbeit zu. Sie schickten unsere Arbeitsteams zu Herrn Roter. Wie sein Name andeutete, hatte er ein rötliches Gesicht. Herr Roter befahl uns, Sandloren auf schmalen Schienen von den Sandhaufen zur Baustelle zu schieben. Dort mussten wir den Sand auf eine hölzerne Plattform werfen, die Herr Roter »der Hund« genannt hatte. Es war eine zermürbende Arbeit. Wir mussten die Karren aufrecht und ausbalanciert halten, damit sie nicht kippten und der Sand verschüttet wurde. Schimpfen und Peitschenhiebe als Strafe hätten uns erwartet, wenn wir den Sand verschüttet hätten. Wir arbeiteten stundenlang schnell und hart. Wenn wir etwas langsamer wurden, rief Herr Roter uns seinen Lieblingssatz zu: »Du verdammter Hund!« Diese Drohung hatte ein oder zwei Schläge zur Folge. Herr Roter hatte zu diesem Zweck eine Brechstange dabei und damit natürlich gleichzeitig das Werkzeug in Händen, das er zum Bewegen der Schienen benötigte.

Selbst ein unbeabsichtigter Fehler brachte schwere Strafen mit sich. Nachdem er eine Weile gearbeitet hatte, rief Herr Roter mich, um ihm »der Hund« zu bringen. Ich hatte gehört, wie Herr Roter meinen Freund David beschimpfte, indem er ihn »der Hund« nannte. Ich holte natürlich David. »Nein. Nein. Verdamter Hund!«, rief er und zeigte auf die hölzerne Plattform, die er auch »der Hund« nannte. Hund war sein Lieblingswort und ich hatte ihm den falschen Hund gebracht. Sogar Herr Roter lachte, aber dies war die einzige Sekunde der Freude, die ich erlebte. Einen Moment später setzte sich der wahre Charakter von Herrn Roter wieder durch. Er musste mich selbst für diesen einfachen und unschuldigen Irrtum bestrafen. Er befahl mir, mehr als die Hälfte der von unserer Mann-

4. Massenmorde beginnen am 8. Dezember 1941 im Vernichtungslager Chelmno, wobei speziell gebaute mobile Kleintransporter verwendet werden, um Juden und Roma (mit Motorabgasen) zu ersticken. Im Januar 1942 wurden 10.000 Juden aus dem Ghetto Lodz nach Chelmno deportiert.

schaft verwendeten Werkzeuge in die Lagerhalle in der Nähe unserer Kaserne zu tragen. Die anderen trugen weniger als ihre normale Last.

Eine weitere Woche verging. Eines Tages riefen sie meinen Namen zum Post-Empfang aus. Ich hatte noch nie Post erhalten. Wer auf Gottes Erde könnte oder würde mir schreiben, fragte ich mich?

Zu meiner Freude überreichten sie mir ein Paket. Ich öffnete es aufgeregt und sah knuspriges, goldenes Brot, ein Glas dicke Suppe und glänzende Kekse. Es war für mich wie eine Schachtel mit Juwelen. »Vielleicht ist es ein Wunder«, dachte ich, als ich das Brot anfasste.

Dann fand ich den beiliegenden Brief mit folgendem Inhalt: »Lieber Abe, bitte gib dieses Paket deinem Cousin Mendel. Er kann nur ein Paket pro Monat erhalten, und wir hatten das Gefühl, es würde dir nichts ausmachen, wenn wir deinen Namen verwenden, um deinem Cousin zu helfen.« Mendels Mutter hatte dieses Paket aus Krosniewice geschickt. Obwohl ich hungrig und in Versuchung war, hatten mein Zuhause und meine religiöse Ausbildung mich gelehrt, niemals einen anderen zu bestehlen oder zu betrügen. Auf dem Weg, in meiner Freizeit das Paket abzugeben – es war Sonntag, unser freier Tag – kam mir ein glücklicher Gedanke: Sicherlich wird mein guter Cousin Mendel mich belohnen, indem er einen Teil seines Brotes und seiner Kekse mit mir teilt!

Ich ging hinein und sah Mendel, wie er sich auf herkömmliche jüdische Weise hin und her bewegte und zitterte, als er seine Gebete murmelte. Mit seiner Zurschaustellung falscher Frömmigkeit bedeutete er mir, ihn in Ruhe zu lassen; es ist eine Sünde, ein Gespräch mit Gott zu unterbrechen, um einen Mann anzusprechen. Mendel schaute mich wieder an und sah das Paket. Er hörte schnell auf zu beten und rannte zu mir. Als er es öffnete, erzählte er mir, dass er einen Brief mit der Ankündigung des Pakets und eine Liste mit dessen Inhalt erhalten hatte. Im selben Atemzug beschuldigte er mich, ich hätte viel von dem, was gesendet wurde, gestohlen und forderte, dass ich es ihm zurückgebe. Er war ein schlauer, selbstsüchtiger, gemeiner und heuchlerischer Mensch. Mendel beschuldigte mich zu Unrecht, mir ein paar Kekse und ein paar Brösel Brot genommen zu haben. Mendel war ein betender Mann, aber offensichtlich

war er keiner, der seine Gebete ernst nahm. Das Ritual ja, aber die Bedeutung der jüdischen Lehren: nein.

Es war jetzt Winter, Anfang 1942.[5] Nach einem arbeitsreichen Tag kehrten wir nach Camp Hardt zurück, um zu erfahren, dass einige von uns in ein anderes Camp gebracht werden sollten. Diese Nachricht nahm ich mit gemischten Gefühlen auf. Ich stellte mir viele Fragen. Was jetzt? Werde ich ausgewählt? Wohin werde ich geschickt? Bin ich jetzt dran mit Sterben?

Nach unserem gewohnten Essen, so mager es auch war, standen wir mitten im Lager in einer Reihe, um die Nachrichten über unsere Zukunft zu hören. Ein SS-Offizier rief Namen aus einer Liste auf. Mein Cousin Jacob und ich waren zusammen mit Abram Danziger auf der Liste. Wir mussten uns zusammen mit ungefähr fünfzig anderen an einem anderen Ort hinsetzen. Das Wetter war kalt und der Boden war mit gefrorenem Schnee bedeckt. Meine Kleidung zeigte Anzeichen von langer Benutzung; sie war kaum besser als gar keine Kleidungsstücke.

Ich sah in die Gesichter der anderen, die sich versammelten, um zu gehen. Ich bemerkte, dass mein Freund, Herr Arnavi, nicht dabei war. Es machte mich traurig mir bewusst zu werden, dass er nicht mit uns kam. Als ich auf den Boden blickte, die kalte Luft spürte und meinen Freund vermisste, begann mein kalter Körper vor Angst und Unsicherheit zu zittern. »Das bedeutet, dass ich an unserem neuen Reiseziel neue Freunde finden muss«, dachte ich. »Gott, ich hoffe, ich kann es schaffen.« Wir gingen zurück in unsere Unterkünfte, um uns für die Nacht auszuruhen.

Am nächsten Morgen, nach einem sehr leichten Frühstück, machten wir uns auf die Reise. Ich steckte meine wenigen Sachen in meinen Ruck-

5. Am 20. Januar 1942 trafen sich im Berliner Vorort Wannsee vierzehn hochrangige Nazi-Funktionäre, die von Reinhard Heydrich eingeladen wurden, um Pläne für die totale Vernichtung der Juden, die »Endlösung«, zu entwickeln. Informationen, die von den Einsatzgruppen gesammelt wurden, von den speziellen mobilen Kleintransportern für die Vergasung (in Chelmno) und von Zyklon-B-Tests (in Auschwitz) führten zu einem Plan, der eine Massenvernichtung in Gaskammern und Krematorien von industriellem Ausmaß zur Folge hatte.

sack, einschließlich der Schuhe, an die mein lieber Vater mich erinnert hatte. Ich kam zu den anderen am Tor, wo wir die Lastwagen bestiegen, die bereits auf uns warteten. Sie waren voll beladen und wir hatten kaum Platz. Die Nazis fuhren uns zum Bahnhof und wir bestiegen die wartenden Vieh-Waggons. Unsere Zugfahrt dauerte etwa acht Stunden. Essen war nicht vorhanden. Unsere Körper litten unter Hunger und Auszehrung.

Als der Zug schließlich stoppte, marschierten wir etwa eine Stunde zu unserem neuen Ziel, dem Konzentrationslager Groß-Rosen in der Nähe von Breslau, Polen. Obwohl wir durch 30 cm hohen Schnee marschierten, hielt ich meine guten Schuhe um den Hals gebunden. Ich wollte sie schonen, bis ich sie wirklich brauchte.

Zwei SS-Wachen näherten sich uns, als wir durch das Lagertor kamen. Sie teilten uns in zwei Reihen auf, so dass einer von ihnen mit jedem sprechen konnte. Als er uns überprüfte, sagte mir der Wärter, ich solle meinen Rucksack ablegen. Er bemerkte meine neuen Schuhe und sagte mit Besorgnis in seiner Stimme: »Nimm deine Schuhe besser mit. Du wirst keine deiner Sachen zurückbekommen.«

Ich nahm seinen Rat an und steckte die neuen Schuhe unter meinen Gürtel. Er war ein Mann mittleren Alters, dem etwas an meinem Zustand leid tat, als er bemerkte, dass ich abgenutzte Schuhe mit Holzsohlen trug. Seine kleine Geste sollte bald mein Leben retten.

Als Nächstes gingen wir in den Waschraum des Lagers, wo wir uns für eine Entlausungsdusche auszogen und danach unsere alte Kleidung wieder anzogen. Sie teilten uns in die Unterkünfte ein. Wir wussten nicht, ob sie uns hierher geschickt hatten, um zu leben oder zu sterben.

Wir hörten Pfiffe und »Schnell!« rufen, als die Nazis uns befahlen, uns aufzustellen. Meine Augen sahen einen unglaublichen Anblick. Männer liefen barfuß im Schnee herum, als wären sie nicht bei Sinnen. Mit abgemagerten Körpern sahen sie nicht mehr wie Menschen aus. Meine Gedanken schweiften weit ab. Was ist mit diesen Leuten passiert? Was wird mit mir passieren? Warum haben sie mich hierher geschickt und wie bin ich in diese Lage gekommen?

Um uns in einer Reihe zu halten, peitschten uns die SS-Wachen wie Vieh. Als wir zu unserem Abendessen antraten – es konnte kaum als Abendessen bezeichnet werden – erlaubten sie jeweils einem Mann, in der Reihe voranzugehen und seine Portion Brot zu erhalten. Der Wachmann schlug dann die nächste Person, was sein Signal war, vorwärts zu gehen und seine Brotration zu erhalten. Dieses Peitschen tat unseren erschöpften, frierenden Körpern zutiefst weh. Musste mich dieses kleine Stückchen Brot von jetzt an ernähren? Wer weiß, wann ich meine nächste Mahlzeit bekomme?

Während ich mit dem Brot in der Hand zurück zu den Unterkünften im Schnee ging, wanderte ich in Gedanken wieder zum Camp Hardt. Mein Gott, das war im Vergleich zu diesem Lager wie der Himmel. Dieses Lager war die Hölle. so viel wusste ich. Als ich die Unterkunft betrat, mein vermeintliches neues Zuhause, sah ich, dass es keine Vorkehrungen gab, um dieses kalte, triste Gebäude zu heizen.

Kein Mensch wäre unter den Bedingungen, die in diesem Lager herrschten und in ähnlichen anderen, gesund geblieben. Unsere Blasen waren schwach und funktionierten nicht mehr richtig. Daher mussten wir während der Nacht viele Male zur Latrine gehen. Viermal, fünfmal und manchmal mehr mussten wir zum Urinieren durch den Schnee wandern, da es in den Baracken keine Toiletten gab.

Unsere einzige Möglichkeit bestand darin, die Latrinen-Einrichtungen einen Block weiter zu nutzen, um Erleichterung zu bekommen. Ich dachte, wenn ich so leben müsste, würde ich lernen zu überleben.[6]

Wie Tiere werden wir erfinderisch, wenn wir mit Nöten konfrontiert

6. Man mag sich fragen, wie solche Bedingungen in einem Konzentrationslager existieren konnten. Gab es keinen Protest von internationalen Organisationen? Die Nazis hatten über diese Möglichkeit nachgedacht, und um die Geheimhaltung zu gewährleisten, begannen sie am 24. November 1941 mit dem Bau eines »Musterlagers« namens Theresienstadt. Dieses Lager wurde verwendet, um Gruppen wie dem Internationalen Roten Kreuz und dem Vatikan zu zeigen, wie das Leben in den Lagern war. Theresienstadt, so gut wie in nichts den anderen Lagern ähnlich, sollte die Augen der Öffentlichkeit von dem fernhalten, was die Nazis den Juden in den Lagern und Ghettos wirklich angetan hatten.

werden. Wir fanden zwei große Schüsseln im Gebäude. Wir benutzten sie, um unser Wasser zu lassen und Erleichterung zu bekommen, ohne den langen Weg durch den Schnee zur Latrine zu machen. Als sich diese Schüsseln füllten, musste einer von uns den Inhalt außerhalb der Baracken in den Schnee entleeren. Wir haben unser Leben gegen die Möglichkeit, erwischt zu werden, eingesetzt.

Zu unserem großen Leid erfuhren wir bald, dass wir aus denselben Schüsseln essen mussten. Wir haben die Schüsseln so gut wie möglich mit dem Schnee außerhalb unseres Gebäudes gereinigt. Mein Gott, wie wir zu überleben versuchten, ist nur schwer vorstellbar. Sechs Männer essen aus einer Schüssel. Tiere wurden besser behandelt.

Am nächsten Morgen nahmen zwei von uns die Schüsseln und stellten sich in einer Reihe auf, um das für unsere Unterkunft zugeteilte Essen zu erhalten. Sie gaben uns etwas Rote-Beete-Suppe zum Mitnehmen. Dies war unsere Nahrung für den ganzen Tag! Ich konnte kaum glauben, was mit mir geschah. Ich ging mit dieser Suppenschüssel zurück in die Unterkunft und dachte: »Mein lieber Gott, wie können sechs hungernde Menschen auf einmal aus dieser Schüssel essen?«

Diese Leute waren sehr hungrig, berechnend und heruntergekommen. Ich dachte, mein Leben sei in Gefahr, wenn ich diese dürftige Ration für sechs Männer zurückbrächte. Ich betrat das Gebäude und stellte die Schüssel auf den Tisch. Sicher, ich sah die Männer wie Tiere nach dieser Ration greifen. Ich werde diesen höchst unerträglichen Anblick der Menschen, einschließlich mir selbst, niemals vergessen, als sie die Nahrung zum Überleben herunterschlangen. »Wenn es einen Gott gibt«, fragte ich mich, »wo ist er jetzt?«

Als wir mit dem Essen fertig waren, brachten wir die Schüsseln in den Waschraum und säuberten sie so gut wir konnten. Dann kehrten wir zurück in unsere Unterkünfte und lagen mehrere Stunden auf den Pritschen und warteten auf unser Schicksal.

Die Suppe, die wir in Gross-Rosen serviert bekamen, war extrem salzig und wurde in großen Milchbehältern aus Metall verteilt.[7] Wenn sie mit der extrem salzigen Mischung gefüllt waren, wog jeder Behälter über

45 kg. Die Deutschen wählten jeden Tag verschiedene Gefangene aus, um diese Behälter in die Kasernen zu tragen. Sie waren schon für gesunde Männer schwer zu tragen; die kranken Gefangenen konnten kaum die Kraft aufbringen, sie überhaupt zu heben. Wenn sie beim Versuch, die schweren Kannen zu tragen, nicht starben, ermordeten die Nazis sie häufig, weil sie nicht den Befehlen gehorchten.

Eines Tages hatten sie diese gefährliche Aufgabe einem griechischen Juden zugewiesen. So schwach er auch war, er verstand die Gefahr für sein Leben. Mit fast fehlerfreiem Deutsch antwortete er dem SS-Offizier zweimal, dass er es nicht tun könne. Das Ego der Nazis konnte die Weigerung eines Juden, einer direkten Anordnung zu folgen, nicht akzeptieren. Er schlug den griechischen Juden zusammen und Blut strömte über seinen Kopf.

Der Jude schrie unerschrocken: »Ich weiß, dass Sie mich töten können, aber vergessen Sie nie, was auf Sie wartet, wenn der Krieg vorbei ist. Sie wissen, wovon ich rede!« Diese Worte müssen bei dem SS-Offizier einen ängstlichen Widerhall erzeugt haben. Aus irgendeinem Grund hörte er auf, den Gefangenen zu schlagen und ging langsam davon. Der griechische Jude keuchte erleichtert auf und erholte sich langsam von seinen Wunden.

Am nächsten Tag befahlen uns die Nazi-Wachen plötzlich, Lastwagen zum Transport zu besteigen. Ohne Zeit zur Vorbereitung bestiegen wir die wartenden Lastwagen und erreichten Bolkenheim, ein Außenlager von Groß-Rosen. Zumindest mussten wir nicht laufen.

Obwohl ungarische Juden in Bolkenheim in Führungspositionen waren, litten wir unter ihren Händen. Sie behandelten uns genauso unmenschlich wie die Nazis, bedrängten und schlugen uns und erinnerten uns ständig daran, dass unsere Existenz bedeutungslos war.

7. Der Befehlshaber der Groß-Rosen-SS tötete in einem halben Jahr mehr als 65.000 russische Häftlinge, indem er ihnen Suppe aus Gras, Wasser und Salz gab, gefolgt von kaltem Wasser. »Sie erlitten Ruhr und starben wie die Fliegen.« Konnilyn Feig, Hitlers Todeslager (New York: Holmes und Meier, 1979), S. 206.

Zwei ungarische Juden führten mehrere von uns zum ersten Arbeitseinsatz in die Krankenstation des Lagers. Etwa zwölf Gefangene stöhnten vor Schmerzen in ihren Betten und litten an verschiedenen Beschwerden. In Bolkenheim waren Krankheiten weit verbreitet. Es war wie ein Wunder, die schrecklichen Bedingungen dort wie in den meisten Lagern zu durchleben, ohne von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen zu werden. Die deutschen Ärzte machten keinen Versuch, die kranken Häftlinge zu behandeln. Innerhalb von Minuten hauchten einige Insassen in unserer Gegenwart ihr Leben aus. Als zwei von uns sich bemühten, die Leichen zu ihrem Begräbnisplatz zu tragen, spürten wir immer noch Wärme in einigen Körpern. Sie waren nicht völlig tot, aber wir konnten nichts mehr für sie tun. Die anderen Männer in unserer Gruppe hatten Schwierigkeiten, große Massengräber in der harten, gefrorenen Erde auszuheben. Wir warfen die Leichen in die Grube und kehrten zurück, um die Routine zu wiederholen.

Am Ende dieses schrecklichen Tages wurden wir nach Gross-Rosen zurückgefahren.

Die Lagerärzte untersuchten uns bald darauf in dem Gebäude neben unserem. Nach bestandener Prüfung sagte der Arzt zu mir, dass ich einer der glücklichen wäre, die in ein anderes Lager gebracht würden. Er sagte mir, dass ich als Arbeiter auch wie ein Mensch behandelt würde. Irgendein Ausdruck von Glück muss sich auf meinem Gesicht gezeigt haben. Mein Tag rückte näher und ich wäre bald frei von dieser Hölle auf Erden.

Am Morgen wartete ich aufgeregt darauf, das Lager verlassen zu können, nur um mein Glück zerstört zu sehen. Die Lagerwächter befahlen mir, zu einem Bauernhof in der Nähe des Lagers zu gehen, um das Gelände von Schnee zu befreien. Der Bauer, der unsere Bemühungen beaufsichtigte, hielt uns mit einem großen Knüppel in Bewegung. Er schlug uns ständig auf den Rücken und befahl uns, schneller, schneller, schneller, härter, härter und härter zu arbeiten. Ich dachte oft, dass ich hinfallen würde. Ich war schwach. Mir war kalt. Ich war hungrig. Ich musste weiter machen oder zu Tode geprügelt werden.

Ich weiß immer noch nicht, wie oder warum mir geholfen wurde, in diesen schwierigen Zeiten am Leben zu bleiben. Es gab Zeiten, in denen ich das Gefühl hatte, dass der Tod eine Erlösung wäre – aber ich arbeitete weiter, weil ich Angst davor hatte, damit aufzuhören.

Abends wanderten wir völlig erschöpft und hungrig zurück zum Lager. Unsere Stimmung war unter dem Tiefpunkt. Als wir in unsere Unterkunft gingen – der am kältesten aussehende Ort, den ich je gesehen hatte –, sind wir einfach zusammengebrochen. Nachdem wir uns eine Weile ausgeruht hatten, setzten wir uns zusammen und sprachen miteinander. Wir besprachen, was wir an diesem Tag getan hatten, was wir über unsere Existenz dachten und ob und wann wir jemals aus diesem Lager heraus kommen würden.

Nach kurzer Zeit bemerkte ich, dass ein Freund von mir, Rabinowicz, nicht da war. Er hatte den ganzen Tag mit mir gearbeitet, und er muss sich genauso gefühlt haben, wie ich mich fühlte – hoffnungslos erschöpft. Ich fragte mich, wo er war.

Bald betrat er die Unterkunft mit glücklichem Blick und rief mich zur Seite. Er sagte, er würde sehr bald mit einem Transport abreisen. Es tat ihm leid, dass ich in diesem Lager bleiben sollte. Das hat mich sehr beunruhigt. Er hatte gerade einen Wachmann durch einen Kontakt bestochen und der Wachmann hatte ihn auf die Liste gesetzt. Ich fragte Rabinowicz, was ich tun könnte, um in diese Liste aufgenommen zu werden – um dieses Höllenloch zu verlassen. Er sagte mir, ich bräuchte etwas als Bestechung. Er hatte Tabak benutzt.

Ich blieb eine Minute stehen und dachte nach. Ich spürte meinem Körper nach und durchsuchte meinen Geist nach etwas, das ich als Bestechung verwenden konnte. Meine Gedanken fanden bald eine Lösung – meine neuen Schuhe, bei denen mein Vater darauf bestanden hatte, dass ich sie mitnehme, konnten jetzt mein Leben retten. Gott sei Dank durfte ich sie behalten, als ich dieses Lager betrat.

»Ich habe ein paar neue Schuhe«, sagte ich zu Rabinowicz. »Sie bestehen aus echtem Leder. Könnten sie als Bestechung verwendet werden?«

»Ich werde es versuchen«, sagte Rabinowicz und rannte heraus. In kür-

zester Zeit kehrte er zurück. »Abe, gib mir die Schuhe«, rief er. Er nahm Kontakt auf, und mein Name wurde auf die Liste gesetzt, um dieses gefürchtete Lager zu verlassen. Ich musste mich fertig machen und sofort nach draußen gehen, da sie bereits die Namen aufgerufen hatten. Ich rannte nach draußen, hörte meinen Namen und stellte mich in der Reihe an. Ich war erleichtert, diesen gottverlassenen Ort verlassen zu können.

Der Gedanke, zu gehen, brachte jedoch auch Traurigkeit mit sich. Mein Cousin Jacob, der zuvor wegen seiner fehlenden Decke im Lager Hardt einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, arbeitete jetzt fast wieder normal in diesem Lager. Er hatte die Möglichkeit, in der Küche zu arbeiten. Neben dem Essen zu sein, war wie im Himmel. Jacob lief an meine Seite, als er erfuhr, dass ich auf der Transferliste stand. Mit Tränen in den Augen bettelte er mich an, etwas zu tun, um dort zu bleiben, wo er mir beim Essen und anderen Annehmlichkeiten behilflich sein konnte.

Nichts, selbst die Gewissheit eines vollen Bauches und anderer Annehmlichkeiten, konnte mich zum Bleiben bewegen. Ich hatte Visionen, selbst verrückt zu werden, wenn ich in einer Umgebung bliebe, in der so viele Leute halb benommen herumirrten und Anzeichen eines geistigen Zusammenbruchs zeigten.

Versklavt, um zu leben

Kapitel 7

An diesem speziellen Tag ein geschätzter Arbeiter zu sein, bedeutete mehr als die üblichen Vorteile. Man versorgte uns großzügig und gab uns Brot für die Reise. Sie sagten nicht, wohin wir fahren würden oder wie lange wir reisen würden, aber ich war froh, etwas in meinem Bauch zu haben und mich auf den Weg zu begeben. Am Lagertor stieg unsere Gruppe von etwa 100 Mann in die wartenden Lastwagen und machte sich auf den Weg zum Bahnhof.

Bei unserer Ankunft trauten wir unseren Augen kaum. Vor uns standen zivile, komfortable Personenwaggons – nicht die Vieh- oder Güterwaggons, die wir erwartet hatten. Sie hatten weiche Sitze und wir saßen dort wie richtige Menschen. Wir hatten fast vergessen, dass die Welt da draußen von Menschen bewohnt und für Menschen organisiert wurde. Ich sah mich ungläubig um – aber es war real. Wir saßen auf bequemen Sitzen, als ob wir wichtig wären. Bald rollte der Zug langsam aus dem Bahnhof und wir fuhren in die Nacht zu einem anderen Lager.

Als die Sonne aufging, konnten wir eine Stadt sehen, und der Zug hielt

bald in Berlin an. Wartende Lastwagen brachten uns ins Lager Dreetz, nicht weit von der Stadt entfernt.[1]

Wieder wurden wir wie Menschen behandelt und es war angenehm. Es gab keine Wachen am Eingang des Lagers. Wir wurden in einen Raum geführt, in dem warme Duschen mit Seife und Handtüchern auf uns warteten. Danach wurden wir wie immer entlaust. Diesmal erwarteten uns jedoch kleine Luftdruckspritzpistolen mit verdünntem Desinfektionsmittel, die wir einzeln, jeder für sich allein, benutzen konnten. Wir fühlten uns wichtig und würdig. Es war auch gut zu wissen, dass, wenn sich Läuse an unsere Körper klammern würden, sie begast werden würden. Ich erinnerte mich dagegen an die Dutzende anderer Male, als wir wie Materialstücke benutzt und in Desinfektionstanks getaucht wurden. Es fühlte sich gut an, unsere Selbstachtung zurück zu haben.

Sie riefen uns dann zur Versammlung. Der Sprecher war auch ein jüdischer Kriegsgefangener, Herr Abbe. »Wir werden Sie nicht als Gefangene behandeln«, sagte er gemäß den Anweisungen, die er von den deutschen Behörden erhalten hatte, »aber als ausländische Arbeiter. Sie werden hier gut behandelt. Alles, was wir von Ihnen verlangen, ist, dass Sie hart arbeiten. Ich denke, Sie werden die Einrichtungen zufriedenstellend finden.« Er zeigte auf eine vier Meter hohe Zaunreihe und sagte: »Auf der anderen Seite dieses Zauns befindet sich ein Kontingent französischer Kriegsgefangener; hinter ihnen steht eine Gruppe russischer Gefangener. Sie sind alle hier, um zu arbeiten. Sie haben jetzt etwas zu essen und dann werden Ihnen Ihre Unterkünfte gezeigt. Das ist alles.«

Eine weitere angenehme Überraschung erwartete uns. Nach unserer Einweisung führten sie uns in einen großen, hellen, fast luxuriösen Raum. Es dauerte einige Zeit, bis wir feststellten, dass wir in einem großen Speisesaal waren. Sehr wenige von uns hatten jemals einen solchen Anblick gesehen, weil die meisten Gefangenen immer zu Hause gegessen hatten

1. Obwohl ich noch nie ein Camp Dretz gefunden habe, wurde der Name und der ungefähre Ort von Simek Kirstein, einem Mitgefangenen meines Vaters, verifiziert. J.K. [Mittlerweile klar: Dreetz, Brandenburg, Quelle: http://www.tenhumbergreinhard.de/05aaff9bed0fa4003/05aaff9bfd087c725/05aaff9bb810a3101.html T.W.]

und wir wenig Erfahrung mit dem Essen in Großstädten hatten. Wir wurden gebeten, an rechteckigen Tischen Platz zu nehmen, an denen jeweils sechs Personen Platz hatten. Dies sollte durch eine noch angenehmere Überraschung übertroffen werden. Ein französischer Kellner kam zu unserem Tisch und fragte nach unserer individuellen Speisenauswahl. Nicht nur das, aber nachdem wir das Essen bestellt hatten, brachten sie es uns tatsächlich! Stellen Sie sich vor: Wir saßen wie zahlende Kunden in einem exklusiven Restaurant und warteten auf französisches Personal (auch Kriegsgefangene).

Die Atmosphäre war mehr als geeignet, um gut zu essen. Wir waren so hungrig, dass wir wirklich keine Atmosphäre brauchten, aber es hat geholfen und wir haben es sehr geschätzt. Nachdem wir mit dem Essen fertig waren, fragten sie, ob wir mehr wollten – und wir alle wollten immer mehr. Der Duft verschiedener köstlicher Speisen mischte sich in die Luft, und wir fühlten uns wie Könige. Die Atmosphäre war so luxuriös wie das Essen lecker war. Wir alle sind wieder lebendig geworden. Wir schienen besser zu sehen, besser zu hören, besser zu laufen, besser zu lächeln, besser zu verdauen. Wir streckten stolz unsere Brust hervor und standen gerade. Es war eine vollkommen neue Erfahrung für uns alle.

Leider konnten wir dieses außergewöhnliche Erlebnis nie wiederholen. Offensichtlich hatten sie uns durch einen Irrtum in die für ausländische Arbeiter reservierte Kantine gelassen; sie war nicht für Russen und Juden bestimmt. Das Essen, das wir in unserer eigenen Unterkunft bekamen, war jedoch auch gesund und lecker. Obwohl wir keinen zweiten und dritten Gang serviert bekamen, sind wir im Vergleich zu den anderen Lagern glücklich ernährt und behandelt worden.

Die Deutschen erlaubten uns mehrere Tage Urlaub von der Arbeit als Erholungsphase. Sie mästeten uns, nicht um uns zu töten, sondern um uns auf das Arbeiten vorzubereiten. Sie hatten das Lager in einem Park oder Wald aufgebaut.

Das Wetter war kühl, aber mild, und wir liefen herum und sahen auf die schönen Bäume, die überall um uns herum standen. Auf der anderen Seite

nutzte ich meine Kenntnisse der deutschen Sprache, um mit mehreren Franzosen zu kommunizieren, deren Quartier sich an unseres anschloss. Etwas besser behandelt, waren sie mitfühlend und hilfsbereit und gaben uns zusätzliches Essen und aufmunternde Worte.

Unsere französischen Nachbarn erzählten uns, dass die Deutschen uns nur ernähren und am Leben erhalten würden, wenn wir produktiv arbeiten und unseren Unterhalt verdienen würden. Ansonsten war unser Leben nichts wert und sie würden uns in das Warschauer Ghetto schicken, um dort getötet zu werden.[2]

Bald darauf rief Herr Abbe unseren jüdischen Sektor von ungefähr 100 Männern auf, um von verschiedenen deutschen Handwerkern ausgewählt zu werden. Zuerst kam ein gut gekleideter Zivilist, der höflich um vierzig Bauarbeiter bat. Ich habe wie fast alle anderen meine Hand gehoben, um mich freiwillig zu melden. Sie haben mich nicht ausgewählt, da meine kleine Statur nicht den Eindruck erweckte, dass ich ein robuster Bauarbeiter sein konnte. Sie wählten die riesigen Körper von Männern aus, die offensichtlich schwere Arbeit mit Leichtigkeit erledigen konnten. Als nächstes kam ein deutscher Zivilist, der Maler brauchte. Ich habe mich nicht freiwillig gemeldet und hatte das Gefühl, dass mein Mangel an Erfahrung als Maler meinem neuen Arbeitgeber missfallen könnte. Der letzte Aufruf war für vier Elektriker. Mein Verstand begann zu rasen. Ich dachte mir, dass die Deutschen einem Juden niemals erlauben würden, die wichtigen, technischen und elektrischen Arbeiten auszuführen. Was sie wahrscheinlich brauchten, war ein Helfer eines Elektrikers. Als kleiner Junge in Polen half ich oft meinem Nachbarn, Herrn Pytelewsky, bei seiner elektrischen Arbeit. Ich habe es immer gern getan und habe viel von dem verstanden, wobei ich geholfen habe, und er hat mich immer für meine Hilfsbereitschaft gelobt.

2. Es war Frühling 1942 für Abe, und auf der Wannseekonferenz im Januar wurden Pläne gemacht. In Ostpolen wurden im März 1942 Gaskammern in Sobibor und Belzec in Betrieb genommen; am 1. Juni 1942 nahm Treblinka den Betrieb auf. Im Sommer und Herbst 1942 wurden Juden sowohl in Deutschland als auch in Polen in diese Vernichtungslager deportiert.

Schnell hob ich meine Hand und meldete mich. Hier konnte ich arbeiten – und das sollte ich auch besser, wenn ich zu den Lebenden gezählt werden wollte. Vier Männer meldeten sich freiwillig und Mr. Abbe sagte uns, dass ein deutscher Zivilist am nächsten Tag kommen würde, um uns abzuholen. Ungefähr zwölf Männer hatten immer noch keine Arbeit. Sie hatten Grund zur Besorgnis über ihren Status. Ich fühlte mich sicher in dem Wissen, dass ich ausgewählt worden war.

Der nächste Morgen brachte mir jedoch eine unerwartete Enttäuschung. Mr. Abbe rief: »Wo sind die vier Elektriker? Jemand ist gekommen, um sie zur Arbeit abzuholen.« Wie aus dem Nichts kamen fünf Männer heraus. Der fünfte Mann, der am Vortag nicht vorgetreten war, war Aaron Glickman, einer meiner engen Freunde. Er hatte Angst um sein Leben bekommen, als er keinen Arbeitseinsatz erhielt.

Es war eine plötzliche Konfrontation, auf die ich nicht vorbereitet war. Mir wurde gesagt, ich solle zurückbleiben. Ich erklärte Mr. Abbe, dass ich zu den vier am Vortag ausgewählten Personen gehörte. Mr. Abbe, der gelernt hatte, gefühllos und kalt zu sein, zuckte die Achseln und sagte: »Dies ist nicht meine Wahl. Die Entscheidung liegt bei dem deutschen Handwerker, der dich zur Seite gestoßen hat. Ich kann nichts tun.«

Es war eine besondere Persönlichkeit und Mentalität erforderlich, um ein deutscher Untergebener zu sein. Ja, es war gut, in der Position der Autorität zu sein – ein Chef zu sein, ein bisschen besser zu leben und etwas besser zu essen –, aber das Herz musste aus Stein sein. Man musste sein Mitleid und sein Mitgefühl beiseite schieben. Ich wollte nie die Stiefel der Deutschen lecken, um andere herumzukommandieren. Ich hatte nicht das Herz, um auf Kosten von Trauer und Elend eines anderen zu überleben.

Es war ein trauriger Moment für mich, ohne Arbeit in die Zukunft zu blicken. Es gab keine weiteren Anfragen für Arbeiter. Die Bitte um Elektriker war die letzte. Lager Dreetz war nur für Arbeiter und ich machte mir Sorgen, was mit mir geschehen würde.

Salz in meine Wunden streuend, kehrten die Arbeiter von ihren Aufgaben zurück und erzählten wunderbare Geschichten darüber, wie gut sie behandelt wurden. Die Bauarbeiter erhielten Köstlichkeiten und beka-

men Zigaretten und Lebensmittel mit nach Hause, aber sie mussten hart arbeiten. Die anderen hatten ähnliche Geschichten, die von einem zufriedenen Lächeln in ihren Gesichtern begleitetet wurden. Jeder Mann wurde zu Identifikationszwecken fotografiert, womit man ihm den Eintritt in die getarnte, unterirdische Munitionsfabrik, in der sie arbeiteten, erlaubte. Schließlich brachen die Elektriker (mit denen ich arbeiten sollte) mein Herz, als sie mit sehr gutem Essen, guter Behandlung und sehr wenig Arbeit prahlten. Aaron Glickman, der meinen Job gestohlen hatte, rühmte sich am lautesten.

Zwei Nächte lang wälzte ich mich herum und sorgte mich. Während des Tages schaute ich mich nach dem Dutzend Männern um, die nicht für die Arbeit ausgewählt wurden. Sie wirkten alle krank und schwach. Ich wusste in meinem Herzen, dass ihr Ende Vernichtung war, und ich machte mir Sorgen, mit ihnen sterben zu müssen.

Zwei Tage später schien die Morgensonne auf ein neues Wunder. Gegen zehn Uhr morgens bat ein deutscher Zivilist, Herr Krämer, Herrn Abbe um zwei Elektrikerhelfer. Sie haben sich für Glickman und mich entschieden. Glickman hatte seinen anderen Auftrag beendet.

Als ich mich umsah, konnte ich erkennen, dass unter denen, die ohne Arbeit waren – und deshalb zum Scheitern verurteilt waren – der Sohn von Frau Rose Issac, Eizik, war. Ich erinnerte mich, wie er mir in Krosniewice den Luxus missgönnte, auf vier Stühlen im elterlichen Haus zu schlafen. Er meinte, dass sie diesen Raum an einen anderen vermieten könnten, während ich kein Geld hatte. Jetzt war er an der Reihe, am empfangenden Ende zu sein und keine Gnade, kein Herz, keine Rücksicht zu empfangen. Es gab Gerechtigkeit und Vergeltung in Gottes Händen, dachte ich.

Die Rache war süß, aber nicht von langer Dauer. Leider erfuhr ich, dass er und sechs weitere nach Warschau geschickt wurden, wo sie den Tod fanden.[3]

3. Die Deportation der Juden des Warschauer Ghettos nach Treblinka begann am 22. Juli 1942. Am 28. Juli gründete sich die jüdische Kampforganisation des Untergrundes im Warschauer Ghetto.

Herr Krämer war ein deutscher Zivilist, der für den Gesamtbetrieb der Bergmann Elektrizitäts-Werke verantwortlich war. Die Aufgabe der BEW bestand darin, verschiedene unterirdische Munitionsfabriken zu elektrifizieren. Herr Krämer war ein feiner Gentleman, stand aber unter großem Druck. Er hatte eine schwierige Aufgabe darin, seine Ziele ohne unnötige Verzögerungen zu erreichen. Herr Krämer reduzierte seine Gespräche mit uns auf ein Minimum, und zwar nur für die anstehende Arbeit, niemals mit einem kleinen Gespräch. Er war ein Mann mit Stolz und edler Haltung.

Mein Lagerkollege Aaron Glickman stammte aus der Großstadt Warschau, Polen, und ließ das keinen vergessen. Sie verwiesen Glickman als Helfer des Elektrikers an Leo Blum, einen Handwerksmeister.

Es war mein Glück, einem anderen Handwerker, Herrn Heinrich Sträter, als Helfer zugeteilt zu werden. Wir nannten ihn »Herr Meister«. Verglichen mit meinem Leben in den Ghettos und Lagern war die Arbeit mit Herrn Sträter wie Tag im Vergleich zur Nacht. Ich war so lange erniedrigt und schlimmer behandelt worden als ein Tier, aber jetzt sprach mein Chef mit mir wie mit einem richtigen Menschen. Mein erster Arbeitstag bei Herrn Sträter war fast so, als würde ich für meinen eigenen Vater arbeiten. Er stützte sogar meine schwache Moral, indem er mir sagte, er sei doch nicht besser als ich.

Herr Sträter beruhigte mich, indem er mir versicherte, dass ich mir nie Sorgen machen müsse, solange ich für ihn arbeite. Mein Chef hielt sein Versprechen und brachte mir ein köstliches Mittagessen in großer Menge. Außerdem gab er mir extra belegte Brote zum Mitnehmen. Es war wie Manna vom Himmel.

Nachdem ich meine erste Mahlzeit beendet hatte, wunderte er sich, dass ich so viel gegessen hatte. »Wie kannst du so viel essen?«, fragte er. »Ich bin ein viel größerer Mann und kann nicht so viel essen.«

»Nur ein hungernder Mann«, erklärte ich respektvoll, »kann Hunger und den Bedarf an Nahrung kennen und schätzen. Es war eine leckere Mahlzeit und ich bin so dankbar. Gott sei Dank!«, rief ich aus.

»Danke nicht Gott«, sagte mein atheistischer Chef mit ruhiger Stimme,

»Gott brachte dir nicht das Essen. Ich tat es. Aber danke nicht mal mir.«

Mein Arbeit in der Fabrik, die jeden Morgen um 8:00 Uhr begann, umfasste die Reinigung des Büros und die Vorbereitung der Werkzeuge für die Arbeit des Tages. Ich habe ungefähr drei Wochen damit verbracht, die Benutzung der notwendigen Werkzeuge zu erlernen, die für die Arbeit als geeignet erachtet wurden, elektrische Verbindungen an Erdkabel anzulöten. Nach einem vollen Arbeitstag kehrte ich üblicherweise um 18:00 Uhr in unsere Unterkunft zurück.

Mein Chef gab mir reichlich zu essen, aber es gibt körperlichen und geistigen Hunger. Selbst nachdem ich mich satt gegessen hatte, war ich immer noch hungrig, weil ich Visionen hatte, morgen nichts zu essen zu bekommen. In diesem Sinne war ich immer hungrig.

Ärger und Hunger bringen den Überlebens-Instinkt zum Vorschein und den Wunsch, einem anderen leidenden Menschen zu helfen, in der Hoffnung, dass einem selbst geholfen wird. Mein Lagerkamerad Glickman, der für Herrn Blum arbeitete, war ein Kettenraucher. Als ich an seine Not und seinen Hunger dachte, sagte ich: »Glickman, lass uns einen Deal machen, um das zu teilen, was wir haben, damit keiner von uns hungern muss. Ich werde dir die Hälfte der zusätzlichen Nahrung geben, die ich bekomme, und du machst es genauso. Außerdem werde ich die Zigarre und die Zigarettenkippen aus dem Büro sammeln und dir geben, da ich nicht rauche. Ist das ein Deal?« Glickman schüttelte meine Hand und stimmte zu.

Danach brachte ich meine Extraportion Brot mit und teilte sie mit Glickman, aber ich war überrascht und traurig, dass Glickman nie extra Essen zu bekommen schien. Glickman beklagte sich immer über seinen Chef, Herrn Blum, und sagte, er habe nie mit ihm gesprochen und ihm nie etwas zu essen gegeben.

Die Nazis kommandierten Herrn Sträter bald an die russische Front, wo er seine Aufgaben in der Elektroinstallation fortsetzte. Der Chef-Aufseher, Herr Krämer, rief Glickman und mich in sein Büro. Er sagte uns, dass er bald einen von uns abweisen müsse, weil ein Handwerker nur einen Helfer brauchte. »Herr Blum wird mit euch beiden zusammenarbeiten«, sagte er, »und er wird entscheiden, welchen er behalten will.«

Ich blieb mehrere Tage im Lagerhaus und er befahl mir, es aufzuräumen und die Kabel und die Werkzeuge an den richtigen Stellen einzusortieren, während Glickman weiterhin für Herrn Blum arbeitete. Am Ende der Woche hielt mich Herr Blum an und sagte: »Ab heute wirst du einige Tage mit mir zusammenarbeiten, und Glickman wird deine Arbeit erledigen. Wir werden sehen, was für ein Arbeiter du bist.« Herr Blum überraschte mich mit seiner freundlichen und gesprächigen Art. Er hat mir sogar während unserer Pause etwas zu essen gegeben. Später am Morgen fragte mein neuer Chef was ich von Glickman hielte.

»Er ist ein guter Kerl«, antwortete ich.

»Er sagt nichts Gutes über dich«, sagte Herr Blum. »Er erniedrigt ständig deine Arbeit und deine Persönlichkeit.«

Ich war schockiert. »Ich weiß nicht, warum er schlechte Dinge über mich sagen sollte«, fuhr ich fort. »Ich habe Glickman nie etwas angetan. Unser Deal besteht darin, jedes zusätzliche Essen miteinander zu teilen, aber er sagt, Sie geben ihm niemals etwas. «

Herr Blum überlegte eine Minute und sagte dann: »Ich habe bereits entschieden, wer als Helfer bleiben soll. Ich kann den Unterschied in Charakter und Arbeitsweise sehen. Ab nächster Woche brauche ich Glickman nicht mehr, um für mein Unternehmen zu arbeiten. Du wirst für mich arbeiten.«

So war es. Mein neuer Chef war ein Gentleman, der mich ausbildete und meine Arbeit schätzte. Zu meiner Freude gab er mir immer Essen, wie er es bei Glickman getan hatte, der mich angelogen hatte. (Mein Magen war voll, aber mein Verstand war immer noch hungrig.) Sie wiesen Glickman einen neuen Job zu – die Gräben zu graben, in die die Kabel gelegt werden sollten, die ich anschließen würde.

Glickman hatte eine bittere Pille zu schlucken, und er verschluckte sich daran. Hier war der »große Mann aus der großen Stadt«, der nicht gedemütigt werden konnte. Er unternahm bald einen Fluchtversuch und wurde erwischt. Später hörte ich gerüchteweise, dass er nach ein paar Wochen Gefängnis vergast und verbrannt wurde.

Gute Deutsche

Kapitel 8

Obwohl die Deutschen uns aus wirtschaftlichen Gründen einsperrten und grausam behandelten, waren nicht alle Deutschen böse. Viele einzelne Deutsche waren menschlich und mitfühlend. Die Hilfe, die ich von einigen dieser guten Deutschen bekam, war sicherlich ein Überlebensfaktor.

Herr Blum war ein solcher Deutscher, und es war mir eine Freude, für ihn zu arbeiten. Das Glück brachte noch jemanden in mein Leben. Es wurde bekannt, dass mein früherer Chef, Herr Sträter, seine Dienstzeit in Russland beendet hatte und wieder zurückkehren würde, um eine Arbeitsmannschaft zu leiten. Die Nachricht erfreute mich, weil die Nazis Herrn Blum gerade aus dem Lager Dreetz verlegt hatten; ich würde ohne Arbeit sein, das heißt, ohne Essen und Leben, wenn nicht Herr Sträter gewesen wäre. Er mochte mich – und meine Hoffnungen wurden sofort nach seiner Rückkehr wahr. Er stellte mich ein, um wie zuvor für ihn zu arbeiten.

Es war gut, wieder mit Herrn Sträter zusammenzuarbeiten. Er erzählte mir von seinen Erfahrungen während seiner Abwesenheit und fragte nach meiner Familie.

»Ich habe sie zuletzt gesehen, als ich aus dem Ghetto Kutno geflohen bin«, erklärte ich. »Im Ghetto gab es eine Typhus-Epidemie, und ich habe seit über einem Jahr nichts mehr von ihnen gehört. Auch wenn ich immer noch Hoffnung habe, befürchte ich, dass sie tot sind.« Es war schwierig, mir selbst oder anderen gegenüber einzugestehen, dass ich meine Familie wahrscheinlich für immer verloren hatte.

Als ich die traurigen Fakten äußerte, wurde er bleich und sah mich mitleidig an und sagte Worte, die ich nie vergessen werde: »In solchen Zeiten ist es eine Schande, ein Deutscher zu sein. Bitte vergib mir solche Grausamkeiten, die einige Deutsche begehen.«

Unsere Arbeits-Routine gab uns Samstagnachmittag und den ganzen Sonntag über frei. An einem dieser Tage fragte Herr Sträter, ob ich gewillt wäre, zu seiner Geliebten nach Hause zu gehen und dort bei ein paar Aufgaben zu helfen. Er behandelte mich so wundervoll, dass ich mich gerne darauf einließ, das zu erwidern. Außerdem wusste ich, dass ich zusätzliches Essen bekommen würde, was mir in Zeiten von Hunger und Mangel sehr viel bedeutete.

Am darauf folgenden Samstag erhielt Herr Sträter die Erlaubnis des Lagerkommandanten und brachte mich zu Frau Fenkels Haus. Ihr Mann war weit weg und leitete ein Postamt in Polen für die Deutschen. Frau Fenkel lud mich – trotz meines Judensterns – ein, mit ihnen gleichberechtigt am Tisch zu sitzen. Sie servierte mir das beste Essen und drängte mich, mir nach Herzenslust den Bauch zu füllen. Als ich die selbstgebackenen Brötchen und Gebäck mit hausgemachten Gelees und Konfitüren bestrichen hatte, seufzte ich glücklich. Nach einer Zeit der Entspannung fragte sie höflich, ob ich genug zu essen gehabt hätte, worauf ich antwortete: »Ja, danke. Das Essen war köstlich.«

Nach einem freundlichen kleinen Gespräch fühlte ich mich verpflichtet, die Gefälligkeiten zurückzugeben. Ich fragte höflich, ob es irgendwelche Aufgaben gäbe, die ich erledigen könnte, um ihr zu helfen. Das gefiel meinem Chef und er zwinkerte mir mit einer taktvollen Geste zu, da sie gerne allein sein wollten.

Ich fing an, den Hof zu kehren und zu säubern, Holz zu hacken und alles

zu tun, was ich konnte, um zu helfen. Ich fütterte das Pferd, die Kuh und die Hühner. Ich reinigte den Stall vorbildlich und räumte ihn auf. Dieser Ablauf wiederholte sich an mehreren Wochenenden.

Eines Samstagnachmittags kam Frau Fenkel mit einem Glitzern in den Augen auf mich zu. Sie erzählte mir, dass ihre Nichte, die sie großgezogen hatte, nicht zur Schule gegangen war und bald wieder bei ihr wohnen würde. Am nächsten Samstagnachmittag hatte ich das Vergnügen, Hilda zu treffen. Nachdem wir uns ein Lächeln geschenkt hatten, sagte Frau Fenkel, dass wir die Aufgaben zusammen erledigen könnten.

Ein erstes, das ich tat, um Hilda vielleicht mit meiner Männlichkeit zu beeindrucken, war, Holz für das Feuer zu hacken. Hilda sah mit Respekt und Erstaunen zu. Je mehr sie schaute, desto besser habe ich gehackt. Die Axt spaltete das Holz wieder und wieder in zwei Teile, als wäre ich ein Experte. Ein Hieb, zwei Stücke, ein Hieb, zwei Stücke.

Hilda kam zu mir und sagte bewundernd: »Lass mich das mal versuchen!« Sie versuchte es, aber ihre Muskeln und ihr Körper waren für sensiblere Beschäftigungen ausgelegt. Die Natur hatte sie gut ausgestattet, aber nicht zum Holzhacken. Hilda nahm die Axt, hob sie schwer und ließ sie in das Holz fallen, ohne die Stücke zu spalten. Ich musste ihr dann helfen, die eingeklemmte Axt aus dem Holz zu ziehen. Ich hielt ihre weißen, weichen Hände und spürte ihren warmen Atem in meiner Nähe, als ich auf ihre Bitte zu Hilfe kam.

Hilda war ein entschlossenes Fräulein. Sie wollte mich beeindrucken und sich beweisen, also gab sie nicht auf. Immer wieder versuchte Hilda, die Scheite zu teilen, als sie sah, dass ich es so leicht tun konnte. Immer wieder versuchte ich, in ihrer Nähe zu sein, ihre Hand in meine zu legen, um ihr dabei zu helfen, die Axt herauszuholen, die ihre Arbeit nicht getan hatte. Hilda kam auf mich zu – fast Lippen an Lippen – und sagte schmeichelnd: »Du bist ein starker und sehr erfahrener, fast professioneller Holzhacker. Könnte das dein Beruf sein?«, fragte sie in einem schmelzenden Ton.

Ich lächelte. »Der Krieg hat leider meine Schulbildung unterbrochen, und ich musste viele Fähigkeiten auf die harte Tour lernen.« Hilda genoss

meine Gesellschaft und suchte jede Gelegenheit, in meiner Nähe zu sein. Ich hatte sicher nichts dagegen. Sie war wie ein Hauch frischer Luft für mich, da die Nazis mich über ein Jahr lang festgehalten hatten, ohne dass ich dem anderen Geschlecht nahe sein konnte.

»Lass uns ein wenig Holz zusammen sägen«, schlug Hilda vor. Ich ging zur Scheune, um die Säge zu holen – auf Füßen, die so leicht wie Luft waren. Wir sägten zusammen und zogen uns hin und her, während wir uns die ganze Zeit anstarrten. Ich weiß nicht, was sie interessiert hat, als sie mich ansah – einen kleinen und mageren Gefangenen, aber vor mir war ein formschönes, sexy Fräulein in einer tief ausgeschnittenen Bluse. Ihre Hin- und Herbewegungen entzündeten mich nur noch weiter. Die Sägebewegung enthüllte ihre Brüste rhythmisch und ich musste meine Gedanken und meine Gefühle kontrollieren. Sie war Deutsche und ich war Jude. Es war eine großartige Gelegenheit für uns beide, aber es war eine Versuchung, zu der ich nur nein sagen konnte.

In diesem Sommer war ich so glücklich und sorglos wie möglich, wenn man die Umstände bedenkt, besonders an den Wochenenden. Ich hatte nie Hunger nach Essen – aber Hilda war ein Fest, das ich niemals genießen konnte.

Der Herbst kam und damit die Ernte.[1] Das Einbringen der Ernte hatte hohe Priorität, und es herrschte Arbeitskräftemangel. Ich wurde beauf-

1. Nach Zeugenaussagen aus Europa, die im Sommer 1942 heraus geschmuggelt wurden, verfügten die Alliierten über detaillierte Informationen über die Vernichtung der europäischen Juden. Am 2. Juni strahlte die BBC (British Broadcasting Company) Auszüge aus einem Bericht aus, der von der Vernichtung von 700.000 Juden in Chelmno und anderswo berichtete. Am 8. August 1942 sandte Gerhard Riegner, der Vertreter des World Jewish Congress in Genf, ein Telegramm an die britische und die amerikanische Regierung, um Informationen über die »Endlösung« weiter zu geben. Als Antwort auf diese Berichte wurde eine interalliierte Erklärung herausgegeben. Am 17. November 1942 wurde die Ermordung des europäischen Judentums verurteilt und die Verantwortlichen sollten bestraft werden. Es wurden jedoch keine direkten Maßnahmen ergriffen, um den Tötungsprozess zu stoppen oder zu verlangsamen. Mitte November 1942 begann die Deportation deutscher Sinti und Roma nach Auschwitz.

tragt, einem nahegelegenen Bauern bei seiner Ernte zu helfen. Wiederum das Glück brachte mich auf den Hof von Wilhelm Schultz, einem älteren Herrn, dessen Sohn und Schwiegersohn beim Militär waren. Seine Tochter und er bemühten sich sehr, den Hof zu betreiben und die dringend benötigte Ernte einzubringen, aber sie kamen nicht ohne Hilfe aus. Bei meiner Ankunft begrüßten sie mich herzlich und respektvoll. Sie freuten sich aufrichtig über meine Hilfe und sagten es mir auch. Es war gut, sich wieder wie ein Mensch in der Gegenwart anderer Menschen zu fühlen.

Meine erste Aufgabe war es, Kartoffeln hinter einem Kartoffelernter zu sammeln. Während sich das Pferd vorwärts bewegte, kamen die Kartoffeln an die Bodenoberfläche. Sehr schnell und rhythmisch musste ich mich bücken, die Kartoffeln aufheben und in einen Korb legen. Ich hatte diese Art von Arbeit noch nie gemacht. Es war hart und ging in die Knochen, besonders weil ich mein Bestes tun wollte, um keine Kartoffeln zu übersehen, die in der Erde vergraben waren.

Herr Schultz lernte mich als guten Arbeiter kennen und behandelte mich als Freund. Er erkundigte sich nach meiner Vergangenheit und teilte mir Neuigkeiten über seine eigene Familie mit. Wie Herr Sträter schockierte es Herrn Schultz, als er erfuhr, dass die Deutschen unschuldige Menschen so schlecht behandeln konnten. Die Tatsache, dass ich Jude war, beeinflusste ihn nicht negativ. Mir hat es geholfen, Herrn Schultz zu helfen, und ich habe oft zusätzlich gearbeitet, ohne gefragt zu werden, nur um meine Wertschätzung zu zeigen.

Ich werde seine Bemerkung um meine Moral zu steigern nie vergessen: »Ich garantiere dir«, sagte er, »wenn unser Führer Hitler dich nur arbeiten sehen und die gute Person sehen könnte, die du bist, würde er so etwas niemals zulassen. Stattdessen würde er dich belohnen.« Ich hielt schweigend inne. Ich wusste, das Herr Schultz in seiner Unschuld einer Gehirnwäsche unterzogen worden war, so blieb mir nichts zu sagen.

Ich wurde im Lager von vielen beneidet, weil Herr Schultz mich so großzügig mit Essen belohnte. Nach etwa einer Stunde Arbeit pausierten alle regelmäßig, um heißen Tee und Brötchen zu sich zu nehmen. Die Familie Schultz lud mich immer zum Mittagsmahl ein, meistens Gemüse-

suppe mit Fleisch und Brot. Es war lecker und sättigend. Wir hielten jeden Tag gegen 15.00 Uhr Vesper (Nachmittagsgebet) und aßen eine Kleinigkeit. Bevor ich jeden Tag um 17.30 Uhr ging, gaben sie mir ein Päckchen Lebensmittel mit nach Hause und verabschiedeten mich mit einem freundlichen Klapps auf den Rücken.

In der Woche vor Weihnachten 1942 sagte Herr Schultz, ich solle unbedingt zu Weihnachten auf seinen Hof kommen, aber nicht arbeiten. Ich erinnere mich, dass ich zum Weihnachtsbaum der Familie Schultz geführt wurde. Unter dem Baum war ein Paket für mich! Ich war so gespannt darauf zu sehen, was darin steckte. Ich war so ungeduldig wie ein Kind. Nachdem wir ein gutes Essen mit der Familie genossen hatten, gaben sie mir das fröhlich dekorierte Paket. »Nimm das mit nach Hause«, sagte Herr Schultz. »Genieße es, mein Freund, und frohe Weihnachten für dich.«

Es war ein schönes Weihnachtsfest für mich. Als ich ins Lager zurückkehrte, wartete ich, bis ich alleine war und öffnete dann eifrig das Paket. Im Inneren fand ich mehrere Paar neue Socken und ein neues Hemd, das so dringend gebraucht wurde und schwer zu beschaffen war. Es gab auch Delikatessen, darunter verschiedene Würste, hausgemachtes Brot und Kekse. Ein Kuchen mit »Frohe Weihnachten, Abram«, in Schokoladenglasur geschrieben, war mehr als genug, um Tränen der Freude und Wertschätzung in meine Augen zu bringen. Ich dankte Gott dafür, dass er auf mich aufgepasst hatte und für die guten Leute, die ich treffen durfte.

Leider war dies mein letzter Besuch bei Herrn Schultz. Die deutschen Kriegsanstrengungen müssen das Oberkommando verbittert haben, weil Befehle aus Berlin den Juden verboten, außer als Zwangsarbeiter das Lager zu verlassen.[2]

Meine Arbeit in der Fabrik mit Herrn Sträter ging glücklich weiter, bis zu dem Tag, an dem er mich bat, in die Siemens-Fabrik zu gehen, um einen Eimer Wasser zu holen. Ich füllte den Eimer und als ich ging,

2. Anfang November 1942 hatte sich der Krieg mit dem britischen Sieg in El Alamein, Ägypten, gegen die Nazis gewendet, gefolgt von dem russischen Gegenangriff in Stalingrad.

stoppte mich der Aufseher des Gebäudes. Während er meinen Judenstern anstarrte, knurrte er: »Jude, wer hat dir das Recht gegeben, dieses Gebäude mit deiner Anwesenheit zu beschmutzen?«

»Ich führe nur die Anweisungen meines Chefs aus«, erklärte ich. »Er hat mich gebeten, diesen Eimer mit Wasser zu füllen.«

Der Aufseher wurde wütend und ergriff mich ohne Vorwarnung am Hals und gab mir einen kräftigen Stoß. Ich stürzte unkontrolliert zwei Treppenstufen hinunter, und das Wasser ergoss sich überall. Benommen hatte ich keine andere Wahl, als mit meinem leeren Eimer und meiner nassen Kleidung zurückzukehren.

Als Herr Sträter erfuhr, was geschehen war, erstarrte er ungläubig, senkte den Kopf und rief: »Man muss sich wirklich schämen, ein Deutscher zu sein. Wie unglaublich, dass dies in unserem Kulturland passieren kann!«

Einige Wochen später, als ich ein Kabel lötete, kam der gleiche Siemens-Aufseher vorbei. Mein Inneres verkramfte sich, als ich ihn auf mich zukommen sah und nicht wusste, was er tun würde. Ich wusste, dass er Juden leidenschaftlich hasste. Er blieb stehen, um mir bei der Arbeit zuzusehen. Er nickte zustimmend und begann, als ob vorher nichts zwischen uns passiert wäre, ein Gespräch. »Gerade du solltest jetzt beten und hoffen, dass wir Deutschen den Krieg gewinnen. Wenn wir es nicht tun, werden unsere Feinde alle Juden töten,« sagte er. »Wenn wir gewinnen, brauchen wir immer gute Arbeiter wie dich. Wir werden dich nur kastrieren, damit du steril wirst. Du wirst Frieden haben, wenn du weißt, dass du für das Vorankommen der Herrenrasse arbeitest.« Er ging davon. Ich machte eine Pause und dachte, Gott verhüte, dass ich lebe, um zu sehen, wie die Deutschen den Krieg gewinnen und mich als ihren lebenslangen sterilen Sklaven missbrauchen. Als er ging, war ich wütend, aber ich war erleichtert, dass nicht alle Deutschen so waren wie er.

Der Tag hatte seine hellere Seite. Bei meiner Rückkehr ins Lager erwartete mich ein Brief von Ester Rosenthal, meiner geheimen Flamme aus dem Ghetto Krosniewice. Ich öffnete ihn begierig.

Lieber Abe,

wie durch ein Wunder erfuhr ich deine Adresse. Ich bete, dass du diese Zeilen bekommst. Es bedeutet mir so viel, dass ich dir schreiben kann. Wie geht es dir? Deine Cousine Gucia und ich befinden uns in einem Gefangenenlager für Frauen. Es ist schrecklich hier. Wir müssen jeden Tag mit nackten Füßen Gräben ausheben, bis zu den Knien im Schlamm. Das wenige, was wir an Nahrung bekommen, ist nicht zum Essen geeignet. Es gibt hier niemanden, den wir kennen. Ich kann nicht glauben, was mit uns passiert.

Meine Schuhe sind vor langer Zeit unbrauchbar geworden und sie geben mir kein weiteres Paar. Ich brauche dringend ein neues Paar Schuhe. Wenn du mir irgendwie helfen kannst, würde ich mich für immer an deine Freundlichkeit erinnern.

In Liebe,

Ester

Ich habe diese Nacht nicht gut geschlafen. Am nächsten Morgen erzählte ich Herrn Sträter von der Situation, und er entschied sich, mir zu helfen. Zwei Tage später erhielt er ein Paar Damenstiefel. Er legte sie in ein Päckchen zusammen mit etwas Essen für Ester und Gucia. In Kenntnis der deutschen Zustände schickte er das Paket mit einer fiktiven Rücksendeadresse an Ester. Ich war sehr dankbar für seine Hilfe.

Ich setzte mich und erinnerte mich an meine glückliche Erfahrung in der Warteschlange für Brot mit Ester in Krosniewice. Ihr hübsches Gesicht, ihre funkelnden schwarzen Augen, umrahmt von blauschwarzen Zöpfen, und ihre jugendliche, sexy Figur schien in meinen Augen auf. Wie glücklich wäre ich gewesen, sie zu umarmen, aber die Welt stand in Flammen, das Leben war unsicher und Ester war weit weg.

Ich nahm Papier und Bleistift in die Hand und schrieb an Ester über das Paket. Ich sagte ihr, sie solle aufpassen und es genießen. Ich beschloss, diese Gelegenheit zu nutzen und meine inneren Gefühle für sie aufzuschreiben, da ich wusste, dass die Chancen gering waren, dass wir uns je-

mals wieder sehen würden. Ich schrieb ausführlich über meine Liebe zu ihr. Nach einigen Seiten schloss ich mit einem Gebet für sie und ermutigte sie, ihre Hoffnung und ihren Mut nicht zu verlieren. Die Wahrheit zu sagen und zu wissen tut gut.

Auschwitz

Kapitel 9

Der Frühling kam und die Natur begann ihren blumigen Tanz. Mit dem Frühling kam die Hoffnung, dass es besser werden könnte. Trotz meiner großen Hoffnungen brachte mich der Juni 1943 jedoch in eine Krise auf Leben und Tod. Nur wenige von uns hatten von dem dunklen Schicksal gehört, das sich vor uns befand – vielleicht war das die Weisheit des Herrn. Wenn wir plötzlich gewusst hätten, welche Trauer und Gefahr vor uns lag, hätte uns die Last erdrückt.[1]

Ich hatte glücklich für Herrn Sträter gearbeitet, einen hochqualifizierten Mann. Für ihn zu arbeiten bedeutete, mit ihm zu arbeiten. Die Zeit, die ich in der Fabrik verbrachte, war sehr angenehm. Ich fühlte mich wie ein menschliches Wesen, um zu arbeiten, zu lernen und meinen Unterhalt zu verdienen.

1. Am 19. April 1943 begann der Aufstand im Warschauer Ghetto, als die Nazis die endgültige Auflösung des Ghettos einleiteten. Am selben Tag verweigerten amerikanische und britische Beamte auf einer Konferenz in Bermuda, Pläne zur Rettung europäischer Juden umzusetzen oder jüdische Flüchtlinge zu unterstützen. Bis Ende Mai 1943 wurde das gesamte Warschauer Ghetto zerstört.

Es war ein Mittwochmorgen, und wie üblich ging ich fröhlich zur Arbeit. Dieser Tag sollte jedoch anders werden. Herr Sträter hatte ein trauriges Gesicht. »Herr Meister«, fragte ich mit klopfendem Herzen, »habe ich irgendetwas falsch gemacht?«

»Nein, Abe«, antwortete mein Chef. »Du hast nichts falsch gemacht. Heute erledigen wir überhaupt keine Arbeit. Du und ich fahren mit dem Fahrrad herum, damit wir den Tag gemeinsam genießen können. Ich habe Gerüchte gehört – nur Gerüchte –, dass sie euch in ein weit entferntes Arbeitslager bringen.«

Ich war sprachlos. Ich war verblüfft. Mein Körper zitterte vor Furcht. Die gesamte Atmosphäre war gesättigt von Traurigkeit und unserem schweren, unbekannten, trostlosen Schicksal. Mein Hals war trocken und ich konnte nicht sprechen; meine Augen waren trocken und ich konnte nicht weinen. »Lieber Gott«, schluchzte ich, im Geiste betend. »Was wird die Zukunft bringen? Was für Probleme liegen vor mir? Warum werde ich so bestraft?«

Hier behandelten sie mich wie ein menschliches Wesen. Ich verdiente mein Brot mit Würde. Ich hatte mich an meine Umgebung und meine Routine gewöhnt. Ich hasste den Gedanken, Herrn Sträter zu verlassen. Mein Tag mit ihm endete viel zu früh. Wir verabschiedeten uns mit einem freundlichen Händedruck und einer Umarmung. Unsere Herzen sagten uns, dass wir uns nie wieder sehen würden.

Als ich ins Lager zurückkehrte, erhielten wir unsere Befehle: »Achtung!«, rief die Lautsprecherstimme: »Morgen früh wird das gesamte Lager an einen entfernten Ort gebracht. Packt alle eure Sachen ein und seid zu reisen bereit. Wir geben euch eine Lebensmittelration für den Transport.«

Ich verbrachte die Nacht mit weit aufgerissenen Augen im Bett, ergriffen von Angst vor dem Unbekannten. Der Morgen kam und die Wachen stießen uns auf Lastwagen. Dann brachten sie uns zu den am Bahnhof wartenden Viehwaggons. Sie stopften ungefähr fünfzig von uns in jeden Waggon und verriegelten die Türen. Wir fühlten uns wie Tiere in Käfigen. Es gab keine Gesundheitsvokehrungen. Es war nur Stroh auf dem Boden,

auf dem wir sitzen, urinieren, uns entleeren konnten, um zu sterben. Nach drei Tagen ohne Licht und mit nur wenig frischer Luft war der Gestank unglaublich entsetzlich. Wir haben unseren Kot in einer Ecke mit dem vorhandenen Stroh bedeckt. Schlafen war unmöglich. Wir mussten versuchen, in einer sitzenden Position zu schlafen, da es nie genug Platz gab, um sich auf dem Boden auszustrecken.

Endlich kam unser Zug zum Stehen. Jemand schloss auf und öffnete die Tür. Es war gut für einen Moment die frische Luft zu fühlen und zu atmen. Es war ein aufregendes Gefühl, aber nach ein oder zwei Atemzügen wurden wir mit wütenden Rufen begrüßt. »Heraus, ihr Hunde!« Um uns herum waren SS-Wachen und Offiziere in ihren makellosen Uniformen, die ihre Pistolen, Gewehre und Maschinengewehre auf uns richteten. Einige hielten Polizeihunde zurück, die uns zerfleischen wollten. Geräusche von Wehklagen und Geschrei erfüllten die Luft. Es war ein schreckliches Schauspiel. Es roch nach Tod und wir zitterten vor Angst.

Wir waren an der inzwischen berüchtigten Eisenbahnrampe im polnischen KZ Birkenau, Teil des Auschwitz-Komplexes, angekommen.[2] Heraus marschierten wir wie befohlen, mit Waffen von allen Seiten auf uns gerichtet. Die Nazis stellten uns zur »Selektion« auf. Glücklicherweise überlebten wir die Reise, da wir während der Arbeit in Camp Dreetz in guter Gesundheit waren, aber nicht alle bestanden die Selektion. Wenig wussten wir darüber, wie viele unschuldige Menschen nach ihrer Ankunft in Birkenau zum Tode verurteilt worden waren – nach nur einem flüchtigen Blick von den Nazis.[3]

Dann führten sie uns durch die Tore und stießen uns in dunkle, trostlose Pferdeställe, die in Kasernen umgewandelt worden waren. Sie stopf-

2. Auschwitz begann 1940 als Konzentrationslager für Polen und dann für sowjetische Kriegsgefangene. 1941–42 wurde es zu einem Vernichtungslager für Juden, als in Birkenau ein anderes Lager namens Auschwitz II errichtet wurde. In Birkenau befanden sich fünf Gaskammern, und zwischen April 1942 und November 1944 wurden mehr als 6.000 sowjetische Kriegsgefangene, etwa ebenso viele Roma, und rund 1,5 Millionen Juden ausgerottet.
3. Nach deutschen Unterlagen überlebten am 6. Juni 1943 von 1.000 Juden bei diesem Transport nur 238. Danuta Czech.

ten ungefähr dreißig Gefangene in jeden Stall, ursprünglich für höchstens drei Pferde bestimmt. Ein großer, muskulöser jüdischer Gefangener stolperte vorbei und zeigte uns seinen großen Knüppel, das Symbol seiner Autorität.

»Ihr seid nicht ins Paradies gekommen!« donnerte er. »Hier werdet ihr genau das tun, was euch gesagt wird, ohne Fragen oder sonst...! Das sind eure Betten. Wählt jetzt eines aus.« Der Stubenälteste (der Gefangene hatte die Verantwortung für den Raum und seine Insassen übertragen bekommen) wies auf die dreistöckigen Etagenbetten, die wir belegen sollten. Ich stieg schnell auf die oberste Ebene und machte diese zu meiner Koje. Wieder erwies sich meine Wahl als eine kluge Wahl. Unser Stubenältester benutzte seinen Knüppel viele Male, um seine diktatorische Autorität zu demonstrieren und ohne Grund Blutergüsse und Brüche zu verursachen.

Wir mussten um Erlaubnis fragen, die Außentoilette benutzen zu dürfen. Unser Stubenältester gab seine Erlaubnis nur dann, wenn er Lust dazu hatte, und er fühlte sich oft nicht danach. Für ein zweites Betteln wurde ich mit seinem Knüppel belohnt. Wir verbrachten diese Nacht in totaler Angst. Unsere Stubenältester hatte uns nicht angelogen. Es war kein Paradies – es war die Hölle.

Unser Stubenältester befahl uns, uns von allen Sachen außer unseren Kleidern zu trennen. »Kann ich bitte meine Familienfotos aufbewahren?«, bat ich.[4]

Seine Antwort war knapp und direkt. »Wo du hingehst, brauchst du keine Bilder. Du wirst gar nichts brauchen.«

Am nächsten Morgen marschierten wir einige Kilometer in ein anderes Lager. Jedes Lager wäre besser als das, welches wir verließen, dachte ich. Vor uns sahen wir ein großes Tor mit einem Schild mit der Aufschrift »Arbeit macht frei«. Wir waren in Auschwitz I, dem Arbeitslager des Konzen-

4. Ich wünschte nur, dass mein Vater die Geschichte mit aufgenommen hätte, wie er seine Familienbilder so weit gebracht hatte. Er muss beträchtliche Anstrengungen unternommen haben. – J.K.

trationslagers Auschwitz, im polnischen Oswiecim. Meine Augen wanderten über die neue Aussicht. Das Lager, das wir gerade verlassen hatten, war baufällig und der Dreck stand kniehoch. Hier in Auschwitz sah ich gepflasterte Straßen und viele zweistöckige Gebäude, umgeben von einer Doppelreihe von hohen Stacheldrahtzäunen. Ein Schild am Zaun lautete: Vorsicht Hochspannung. Mit SS-Wachen bemannte Türme waren im gesamten Lager strategisch positioniert.

Die Deutschen trieben uns in ein hohes Gebäude, in welchem sie uns ein Handtuch und Seife gaben. Sie ließen uns alle unsere Kleider wegwerfen und wir marschieren in den Duschraum. Als wir den Duschraum verließen, gaben sie uns Schuhe und gestreifte Gefängnisuniformen, die nicht passten. Wir taten alles, um untereinander passend zu tauschen. Es war ein Kompromiss. Als ich die Männer, die diese Uniformen trugen, zum ersten Mal sah, bemerkte ich naiv zu meinem Kumpel: »Es kann nicht so schlimm sein, wenn die Leute im Schlafanzug herumlaufen dürfen.«

Vor uns standen viele Reihen von Gefangenen. Sie befahlen uns, uns nach dem Alphabet aufzustellen. Einige Reihen waren für Namen, die von A bis F beginnen, andere für G bis K usw. Als ich an die Reihe kam, stand ich einem anderen Gefangenen gegenüber, der eine Tätowierungsnadel und ein Papier in der Hand hielt. »Streck deinen linken Arm aus«, sagte er mit müder Stimme und ging an die Arbeit. Wir waren zu müde und ängstlich, um uns zu sträuben. »Von jetzt an musst du dich an diese Nummer erinnern. Dein Name bedeutet nichts mehr.« In weniger als fünf Minuten verlor ich meine Identität als Gefangener mit einem Namen und wurde nur #124157. Als Jude erhielt ich die Bonusdekoration eines Dreiecks, das unter der Nummer auf der Rückseite meines linken Unterarms tätowiert war. Für Juden war das Tattoo eine zusätzliche Beleidigung, da Tätowierungen durch das jüdische Gesetz verboten sind.

Wie Rekruten der Armee, die in einer Reihe antreten, besuchten wir die verschiedenen Stationen zur Eingliederung in das System des Lagers. Ein Gefangener wartete darauf, meine neue Nummer ordentlich auf das weiße Stoffetikett meiner Jacke zu schreiben. Ein anderer nähte mir ein Abzeichen unter meine Nummer. Es bestand aus einem roten Dreieck,

das nach unten zeigt, was darauf hindeutet, dass ich ein politischer Gefangener war, gekreuzt von einem gelben Dreieck, das nach oben zeigt und den Davidsstern bildet. Jede Kategorie von Gefangenen hatte eine andere Farbe. Die Farbe Gelb symbolisierte Degradation – ein besonderes Geschenk »nur für Juden«.[5]

Die Beamten in Auschwitz haben uns große Ziegelsteinbaracken, Blöcke genannt, zugewiesen. Wir wurden zehn Tage lang unter Quarantäne gestellt, um festzustellen, ob einer von uns Krankheitsträger war. Ohne Zeit zu verlieren, riefen sie uns am elften Tag zum Antreten und fragten, ob wir normale oder spezialisierte Arbeiter seien. Ich gab an, Elektriker zu sein, und wurde in der außerhalb des Lagers gelegenen Bäckerei Auschwitz mit der Installation von Beleuchtung beauftragt.

Jeden Morgen gingen viele Tausende von uns durch die Auschwitzer Tore unter den wachsamen Augen der SS, die uns mit geladenen Gewehren bedrohte. Es dauerte ungefähr eineinhalb Stunden, bis alle Zwangsarbeiter durch die Tore gegangen waren. Während wir marschierten, versuchten die Deutschen, uns mit schöner Musik zu motivieren, gespielt von einem vierzigköpfigen Orchester, das aus den talentiertesten Gefangenen bestand. Sie spielten die schönsten Marschmelodien aus der ganzen Welt, darunter auch amerikanische Komponisten wie John Philip Sousa. Wir lernten, im Gleichschritt zu marschieren, wobei unsere Offiziere »Links-zwei-drei-vier.« riefen. Als wir durch die Tore marschierten, inspizierten uns deutsche Offiziere auf beiden Seiten auf Sauberkeit und Ordentlichkeit. Schwere Strafen erwarteten jene Männer, deren Nummer wegen unordentlicher Uniformen oder schmutziger Schuhe notiert wurden.

Glücklicherweise verbrachten acht von uns einige Wochen damit, die

5. Die Insassen trugen Dreiecke in verschiedenen Farben: Grün für Berufsverbrecher, Rot für politischen Widerstand, Schwarz für Prostituierte und andere »Asoziale«, Rosa für Homosexuelle, Lila für fundamentalistische »Bibelverehrer« (= Zeugen Jehovas). Otto Friedrich, Das Königreich Auschwitz (New York: HarperPerennial, 1994), S. 34

Beleuchtung in der Auschwitz-Bäckerei außerhalb des Lagers zu installieren. Wir konnten während der Arbeit alles Brot essen, das wir wollten. Sie erlaubten uns sogar, einen halben Laib Brot als Belohnung für gute Arbeit ins Lager mitzunehmen. Die meisten anderen hatten nicht so viel Glück.

Der durchschnittliche Gefangene wurde unterernährt und zu extrem harter Arbeit streng angetrieben. Einige wurden gezwungen, Tonnen von Ziegeln und Ton für den Bau von Munitionsfabriken auszuladen. Sie mussten ohne Pause arbeiten und hatten immer Angst vor der Peitsche.

Nachdem wir das Bäckereiprojekt abgeschlossen hatten, landete ich im gewöhnlichen Arbeitskontingent. Sie beauftragten mich zusammen mit polnischen Zivilisten zu arbeiten, ausgebildeten Maurern, die verschiedene Fabriken bauten. Ich musste einem anderen Gefangenen auf einem Gerüst Ziegelsteine zuwerfen, der sie für die Maurer zu Stapeln aufschichtete. Nachdem ich mit den groben Ziegeln umgegangen war, bluteten meine bloßen Hände und bildeten Blasen. Ich entwickelte bald schwielige Hände, so dass der Umgang mit Ziegeln kein Problem mehr war.

Die Deutschen nutzten jede verfügbare Technik, um den größten Nutzen aus ihren Gefängnisarbeitern zu ziehen. Die deutschen Kriegsanstrengungen waren im Oktober 1943 ins Stocken geraten. Die Zeit für die Deutschen war von entscheidender Bedeutung, und es kam zu einem Befehl, uns hart anzutreiben.[6]

Die Deutschen beschleunigten das Tempo im Lager. Um die Produktivität zu steigern, entwickelten die Nazis ein Anreizprogramm mit Punkten für zusätzliche Arbeit und zusätzlichen Aufwand. Wenn beispielsweise ein Gefangener härter arbeitete, gab ihm der Aufseher möglicherweise mehrere Punkte. Sie stellten eine Liste auf, um unsere

6. Wie bereits erwähnt, waren die Kriegsanstrengungen tatsächlich Ende 1942 gescheitert. Heinrich Himmler, der die SS befehligte, reagierte im Juni 1943: Er richtete Sklavenarbeiterbataillone ein, um Leichen in Todeslagern und Hinrichtungsstätten in ganz Polen und Russland zu exhumieren und zu verbrennen, um Beweise für den Holocaust zu verbergen.

Fortschritte zu dokumentieren. Für mehrere Punkte konnte ein Gefangener ein zusätzliches Stück Brot bekommen. Für einige weitere Punkte konnte er eine Packung Zigaretten bekommen. Für genügend gesammelte Punkte konnte er zur Belohnung sogar die Nacht mit einer Frau verbringen. Dieser besondere Anreiz war jedoch nur für nichtjüdische Häftlinge. Die Deutschen schätzten die Juden so wenig, dass sie niemals jüdische Frauen als Sklavinnen für diesen besonderen Zweck vorsahen.

Es scheint, dass die Deutschen einen christlichen Kriegsgefangenen für zu fein hielten, um durch das Schlafen mit einer Jüdin erniedrigt und beleidigt zu werden.

Die Nazis hatten mehrere jüdische Gefangene in unserem Block für die Arbeit in »Kanada« eingesetzt, einem großen Lagerhaus, in dem die Kleidung und der Besitz der Hingerichteten gelagert wurden. Es war ihre Aufgabe, die Habseligkeiten jüdischer Opfer, die in den Gaskammern von Birkenau ermordet wurden, zu sortieren. Einige meiner Freunde konnten Schmuck und andere Wertgegenstände stehlen, die klein genug waren, um sie in ihrem Mund oder unter ihrer Kleidung zu tragen. Sie wollten diese Gegenstände mit polnischen Zivilisten außerhalb tauschen, mit denen wir in Kontakt standen. Wir tauschten ein Paar Ohrringe, eine Uhr oder ein paar Münzen gegen Brot, Butter, Eier, Zigaretten und andere Gegenstände auf dem Schwarzmarkt. Von den Deutschen erwischt zu werden – bei den Nazis gestohlen und mit den Polen gehandelt – bedeutete den sicheren Tod, aber es nicht zu tun kostete das Leben.

Ich habe diese gestohlene Ware auf verschiedene Weise benutzt. Bei einer Gelegenheit hatte ich durch Kontakte erfahren, dass ich auf einer Liste stand, um von Auschwitz in eine Kohlebergbau-Einheit überführt zu werden. Das bedeutete, dass ich mit Ketten gefesselt wäre und gezwungen wäre, in einer dunklen, feuchten Mine zu arbeiten. Unter diesen Bedingungen wäre der Tod nach kurzer Zeit sicher gewesen. Durch den Handel mit Zigaretten und Seife wurde mein Name von dieser Liste gestrichen. Die Bestechung meiner Aufseher, um meine Situation in den Lagern zu verbessern, wurde fast zur Routine.

Unser Kapo oder Vorarbeiter war ein alter deutscher Krimineller. Er trug eine Gefängnisuniform mit einem grünen Dreieck, das identifizierte ihn als kriminellen und nicht als politischen Gefangenen. Er war genauso hungrig und elend wie wir – und noch elender. Weil er ein Deutscher war, setzten sie ihn als unseren Vorarbeiter ein. Sie stellten ihm eine Peitsche und einen Stock zur Verfügung. Er benutzte sie grausam, wann immer ihm danach zumute war. Am Samstagnachmittag hatte er die volle Verantwortung, weil die zivilen Arbeitskräfte nicht zur Arbeit mussten. An diesen Tagen zeigte er seinen wahren Charakter, der hässlich und gemein war.

Unser Kapo war ein starker Raucher und hatte wie wir immer Hunger. Mir fiel ein, dass eine kleine Bestechung ihn milder stimmen und ihn von unseren Rücken fernhalten konnte. In meiner Verzweiflung habe ich mir einen Plan ausgedacht. Vielleicht mutiger als die meisten, nutzte ich meine Chancen und verschaffte unserem missgelaunten Kapo eine Packung Ergo, polnische Zigaretten. Er nahm sie mit einem Lächeln und stellte keine Fragen. Wir bestachen ihn weiterhin täglich mit Essen, Zigaretten oder Seife. Er wurde ein milder Mann, wie alle bestochenen Männer. Unser Kapo war uns jetzt verpflichtet, und unsere Samstagnachmittage wurden zu unseren eigenen – um uns von einer harten Arbeitswoche zu erholen. Unser Kapo entfernte sich von uns und ließ uns in Ruhe.

Dieses glückliche Arrangement dauerte wochenlang bis zu einem Samstag, als unser Kapo zu mir kam und mich sadistisch mit seinem Stock auf den Kopf schlug. Aus keinem erkennbaren Grund schubste er mich, bis ich auf den Boden fiel und mein Kopf auf die Handwagenschiene schlug. In einer jugendlichen, unkontrollierten Wut stürzte ich mich auf meinen Angreifer und stieß ihn mit aller Kraft gegen den Bahnwagen, ohne an die Folgen zu denken. (Ich hatte vergessen, dass der Tod meine Strafe für diese vorübergehende Befriedigung sein konnte.) Die Jacke des Kapo geriet in den Wagen, der wegrollte und ihn einige Meter mitschleppte. Er war in hilfloser und erniedrigender Position. Er riss sich schnell zusammen und rief wütend: »Ich werde dich melden, und das wird deine letzte Strafe sein.«

Ich machte eine letzte Anstrengung und sagte zuversichtlich: »Ich weiß, wenn Sie mich melden, gibt es keine Hoffnung für mich. Ich versichere Ihnen jedoch, dass ich nicht alleine sterben werde. Wenn ich den deutschen Behörden erzähle, dass Sie all diese Monate Bestechungsgelder von uns angenommen haben, werden Sie neben mir am Galgen baumeln.«

Der Kapo beruhigte sich schnell und änderte seinen Ton und sagte: »Obwohl ich wütend bin, werde ich vergessen, was passiert ist. Ich werde dich jedoch bestrafen, indem ich dich aus meiner Arbeitsmannschaft versetzen lasse.« Ich wollte meine Aufregung nicht zeigen, aber dies war mehr eine Belohnung als eine Bestrafung.

Am folgenden Montag begann ich mit einer anderen Gruppe und einem neuen Kapo, Herrn Braun, zu arbeiten. Herr Braun war wie mein früherer Kapo ein deutscher Krimineller. Er war Mitte dreißig, sehr gutaussehend und hatte dunkles Haar. Anders als mein früherer Kapo war Herr Braun unser Freund. Er war offen und sagte uns immer wieder, dass er sich in der gleichen Situation befand wie wir.

Trotz seiner deutschen Herkunft fühlte Herr Braun den Schmerz anderer und hielt sich für einen von uns. Als der Abend kam und unsere Arbeit beendet war, saß er bei uns und sprach mit uns. Wir tauschten gemeinsame Hoffnungen und Pläne aus.

Ich hatte das zusätzliche Vergnügen zu erfahren, dass mein alter Freund, Abram Danziger, in meiner neuen Arbeitsmannschaft war. Zusammen mit Chaim Arnavi und anderen Freunden hatte er mir geholfen, mich von den Schlägen der Gendarmen in Krosniewice zu erholen. Er war auch bei unseren abendlichen Gesprächen dabei.

Die Nazis hatten bald einen der Männer, die in unserer Unterkunft wohnten, als Maler im Lager Birkenau eingesetzt. Während der Arbeit in der Frauenabteilung kamen viele Insassen auf ihn zu und fragten nach Gefälligkeiten. Von all den Insassen in Birkenau kamen zwei Mädchen auf ihn zu und fragten, ob er von einem Mann in Auschwitz namens Abram Korn wisse.

Eines der Mädchen erwies sich als meine Cousine, Gucia Korn. Sie war

die Schwester von Jacob, der wahnsinnig wurde und sich aus dem Lager Hardt stahl und nur seine Decke mitnahm. Das andere Mädchen war Ester Rosenthal, die mehr als zwei Jahre zuvor im Ghetto Krosniewice eine Flamme in meinem Herzen entzündete. Ich war verliebt in sie und hatte ihr geholfen, in einer Brotschlange vor mir zu stehen. Es war ein kurzer Moment unkalkulierter Leidenschaft, aber ich glaube, sie hat es nie vergessen. Aus dem Brief, den ich ihr aus dem Lager Dreetz schickte, wusste sie von meiner Liebe zu ihr.

Ester war wieder hungrig und sie schickte mir eine Nachricht mit der Bitte um Hilfe. Ihre Bitte rührte mich und ich beschloss, alles zu tun, um ihr zu helfen. Das Essen war nicht reichlich, aber aufgrund meines Kontakts mit polnischen Zivilisten konnte ich mir etwas mehr Brot sichern.

Ich bat den Maler David Reich, den Mädchen ein paar Scheiben dieses Brotes mitzunehmen. Als David in dieser Nacht zurückkehrte, beschrieb er die Szene. »Es war eine Schlacht«, sagte David. »Deine Cousine Gucia hat Ester vom Essen weggerissen und rief: ›Du bist keine Verwandte. Du verdienst kein Essen von Abe Korn. Gib mir das Brot!‹« Es beunruhigte mich zu hören, dass Ester so gedemütigt war. Glücklicherweise holte David das Brot von Gucia und gab es Ester zurück.

Gucia und Ester hatten viel Not gelitten und viele Monate der Freundschaft miteinander geteilt. In diesen mageren Jahren hatten sie sicherlich gelernt, sich gegenseitig zu helfen und ihre Nahrungsmittel aufzuteilen oder sie hätten nicht überleben können. Gucia war normalerweise ein fürsorgliches, süßes Mädchen, aber Hunger und Entbehrung raubten auch anderen Menschen ihre Würde und ihr Mitgefühl. Sie lebten in einer bitter entmenschlichen Umgebung. Gucias tierischer Instinkt hatte offenbar über ihre bessere Natur gesiegt. Es war in der Tat schwierig, in einer Atmosphäre menschlich zu bleiben, in der das »Recht des Stärkeren« galt.

Daher begann ich, die Brotscheiben in zwei getrennten Verpackungen zu schicken. In der nächsten Woche stand David mit den Mädchen in Kontakt und teilte das Brot zu gleichen Teilen. Für eine kurze Zeit tröstete es mich zu wissen, dass sie etwas mehr Brot zum Essen hatten.

Es war ein trauriger Tag für mich, als David keine Nachricht mehr von

meiner Cousine und meiner alten Flamme bringen konnte. Ich weiß nicht, was mit ihnen passiert ist, nachdem David den Kontakt zu ihnen verloren hatte. Ich hatte meine Eltern und meine Schwestern verloren. Indem ich diesen Mädchen half, hatte ich das Gefühl, mit einem Teil meiner Familie in Verbindung zu sein. Nun, da diese Verbindung beendet war, fühlte ich mich allein – ganz allein in einer grausamen, dunklen, kalten Welt. Sogar die Wolken, die die Sonne verdunkelten, sprachen von Traurigkeit.

Kapo Braun tat sein Bestes, um uns aus dem Elend herauszubringen, in dem wir uns befanden. Er versuchte, unsere Stimmung zu heben, indem er uns verschiedene deutsche Marschlieder beibrachte. Die meisten von uns konnten nur wenig Deutsch. Es brauchte viel Zeit und Geduld, um uns die Worte und Melodien beizubringen, die wir am Ende singen und genießen konnten. »Ein Heller und ein Batzen« war eines unserer Lieblingslieder.

In einer Nacht erzählte uns Kapo Braun widerwillig, dass unser Einsatz bei den polnischen Zivilisten beendet sei. Wir müssten jetzt Dacharbeiten in einer nahe gelegenen deutschen Einrichtung durchführen. Dies bedeutete natürlich, dass unsere zusätzliche Nahrungsquelle mit Hilfe der polnischen Zivilisten versiegt war – und so würden wir Hunger leiden, wenn wir keine andere Möglichkeit fänden, Nahrung zu bekommen.

Jeden Tag rollten wir Dachpappe zu den Stellen der undichten Dächer und machten uns daran, die Risse zu reparieren. Unser täglicher Marsch führte uns zu einem großen, geheimnisvollen Gebäude, von dem wir erfuhren, dass es ein Lagerhaus war, welches Lebensmittel, Seife, Zigaretten und andere Luxusartikel enthielt. Es war ein Verteilzentrum für alle nahe gelegenen deutschen Lager.

Jeden Morgen führten die Deutschen mehr als fünfzig Männer in dieses Lager und gaben ihnen ihren Tagesauftrag, die verschiedenen Waren zu verpacken und zu sortieren, wie auf den Lieferscheinen angegeben. Sie sperrten die Gefangenen den ganzen Tag ein und durchsuchten sie, bevor sie eintraten und wieder gingen. Auf diese Weise waren sich die Deutschen sicher, dass diese Gefangenen ihre Mägen im schlimmsten Fall mit Essen füllen, aber nichts herausschmuggeln konnten. Die Gefangenen, die

im Lagerhaus arbeiteten, wollten unbedingt einige Vorräte nach draußen bringen. Wir waren wiederum bestrebt, einige der zusätzlichen Vorräte zu erhalten, durften aber nicht hinein. Wir bemühten uns, die Identität dieser Männer herauszufinden und mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Wir erfuhren bald, dass vier der Männer, die in unserer Unterkunft lebten, im Lagerhaus arbeiteten. Wir haben uns mit ihnen getroffen und einen Plan ausgearbeitet. Jeden Tag, in der Mittagspause, wollte unsere Gruppe sich so positionieren, dass sie diskret in die Nähe eines Fensters wanderte, wo die Arbeiter stationiert waren. Auf unser Signal, einen Pfiff, würden die vier Männer beginnen, Vorräte hinauszuwerfen.

Wir standen nun vor dem Problem, unsere gestohlene Ware ins Lager zu schmuggeln, ohne dabei erwischt zu werden. Einige Schweißer, die in der Reparaturwerkstatt arbeiteten, bauten einen falschen Boden in eines der Fässer, in denen wir Teer beförderten. Wir wollten die ergaunerten Waren in dieses versteckte Fach legen und den falschen Boden mit Teer bedecken, was den Anschein eines vollen Teerfasses ergeben sollte.

Der Tag für unseren ersten Versuch kam. Wir wanderten zum Fenster hin und stießen den Geheimpfiff aus. Innerhalb von Sekunden kamen große Mengen an Essen, Seife, Zigaretten und anderen Gegenständen aus dem Fenster geflogen. Unsere Freunde waren an diesem ersten Tag etwas überfordert. Es war fast zu viel, um in das Fass zu passen.

Wir rollten lässig das Fass durch die Tore und ins Lager. Als der Moment richtig war, öffneten wir es und teilten seinen Inhalt auf, besonders auch an die vier Schweißer, die uns geholfen hatten. Wir teilten unsere Beute mit ein paar anderen Arbeitern aus dem Lagerhaus, um sie ruhig zu halten.

Wir schafften es, dass unsere Wache uns zuerst nicht entdeckt hat. Als er sich zu fragen begann, was wir taten, bestachen wir ihn, um ihn zum Schweigen zu bringen. Das stellte ihn zufrieden und er zwinkerte unserer Operation zu, da er nicht genau wissen wollte, wie wir die Geschenke erhalten hatten. Wir mussten bald andere deutsche Wachen bestechen und setzten unseren Plan mehrere Wochen fort.

Widerstand

Kapitel 10

Jeder Kriegsgefangene, und sicherlich jeder Jude, der unter den Nazis litt, dachte an Widerstand. Die meisten Juden verabscheuten ihre Unterdrücker, aber relativ wenige wehrten sich aktiv gegen sie. Der polnische Untergrund spielte jedoch ebenso wie viele mutige Einzelpersonen eine wichtige Rolle beim Widerstand gegen unsere NS-Unterdrücker.[1]

Als wir in Auschwitz waren, wären wir vollständig von der Realität abgeschnitten und ohne Hoffnung gewesen, hätte es nicht den polnischen Untergrund gegeben. Viele Mitglieder de Untergrunds riskierten ihr Leben, um unser Lager zu infiltrieren und mit uns in einer abscheulichen

1. Sowohl der bewaffnete als auch der unbewaffnete Widerstand, von Juden als auch von Nichtjuden, fand während des gesamten Holocaust statt, wodurch das Ziel der »Endlösung« der Nazis behindert wurde. Zu nennen sind unter anderem Raoul Wallenberg, ein schwedischer Diplomat in Budapest, der im November 1944 persönlich intervenierte, um Tausende ungarischer Juden zu retten, die für die Gaskammern bestimmt waren; Oskar Schindler, ein Mitglied der NSDAP, der Juden in seine Emailfabrik brachte und über 1.100 Menschenleben rettete; und die Menschen des kleinen protestantischen Dorfes Le Chambon, Frankreich, wo zwischen 1940 und 1944 mehr als 5.000 jüdische Kinder vor den Nazis versteckt wurden.

Umgebung zu leben. Die meisten von uns kannten ihre Identität nicht. Die Offenlegung dieses Wissens hätte sowohl für sie als auch für uns Folter und Tod bedeutet. Der Untergrund hat es irgendwie geschafft, Nachrichten über die Außenwelt, über deutsche Niederlagen und Erfolge in der Schlacht sowie über den Verbleib von Partisanen, die sich für uns eingesetzt haben, zu verbreiten. Sie gaben uns die Hoffnung, dass bald etwas passieren würde, das uns aus unserem Elend herausbringen würde.

Wenn die Deutschen bei der Rückkehr ins Lager den üblichen Zählappell durchführten, wurden gelegentlich ein oder zwei Personen vermisst. Wir wussten dann, dass die Mitglieder des Untergrunds entkommen waren. So etwas machte unsere Naziherren immer wütend und erfreute uns heimlich.

Widerstands-Mitglieder waren mutig und gingen viele Risiken ein, von denen einige vor unseren Augen erfolgreich waren. Eines Abends fand eine merkwürdige Situation statt. Die Deutschen führten ihren regulären Zählappell durch, als wir von unserem Arbeitstag zurückkehrten. Die Zählung betrug 78, als es nur 77 Männer geben sollte. Es gab einen zusätzlichen Mann. Er war offensichtlich ein Mitglied des Untergrunds, das unser Lager infiltriert hatte. Die Deutschen taten alles, um den Eindringling herauszufiltern. Ein Wachposten rief jeden Mann auf, einen Schritt nach vorne zu treten, während ein anderer Wachmann uns genau beobachtete. Irgendwie, und ich verstehe bis heute nicht wie, als die Wachen die Nummer des letzten Häftlings ausriefen, stand niemand mehr hinten. Die müden deutschen Offiziere kamen zu dem Schluss, dass ihre Zählung falsch gewesen sein musste. Ein zusätzlicher Mann beschäftigte sie weniger als ein vermisster Mann. Das untergetauchte Untergrund-Mitglied konnte später unversehrt entkommen.

Sogar Nazi-Offiziere gehörten zu den Untergrundmitgliedern und arbeiteten auf verschiedene Weise zusammen, um den deutschen Masterplan zu durchkreuzen. Zwei dieser deutschen Offiziere hatten die schwierige Aufgabe, zwei Gefangene herauszuschmuggeln. Diese mutigen Männer versteckten die Gefangenen in Kleiderkörben, die saubere Bettwäsche enthielten, um sie in deutsche Armeeanlagen zu bringen. Jemand

gab den Deutschen einen Hinweis und sie stoppten den Wäschewagen am Tor. Sie fanden die versteckten Gefangenen und verhafteten sofort die deutschen Offiziere. Innerhalb von Minuten brachten die Nazis diese mutigen Offiziere und die Gefangenen, denen sie helfen wollten, in Einzelhaft. Die Nazis verhörten, folterten und ermordeten schließlich alle vier Männer.

Bei einer anderen Gelegenheit, als wir eines Morgens zur Arbeit marschierten, stoppten uns zwei hochrangige deutsche Offiziere. Sie überreichten unserer Wache Papiere, in denen er den Befehl erhielt, zwei Gefangene von unserer Arbeitsgruppe abzugeben. Als wir am Abend zum Lager zurückkehrten, erfuhren wir, dass die Offiziere Mitglieder des Untergrunds waren und in gestohlenen Uniformen auftraten. Sie hatten zwei von ihren Mitgliedern befreit, die in Auschwitz bei uns gewesen waren.

Methodisch beraubten die Deutschen ihre Opfer mit brutalen psychologischen und physischen Taktiken der Kraft und des Willens, Widerstand zu leisten. Zuerst nahmen sie den Juden alle Rechte weg. Dann konfiszierten sie ihre Häuser, ihre Geschäfte und ihren gesamten Besitz. Sie trieben die Juden in Viehwagen mit wenig Licht und Luft. Sanitäre Einrichtungen waren nicht vorhanden. Ein schrecklicher Gestank vergiftete die Lungen der müden Reisenden. Als die Gefangenen ihre Ziele erreichten, meist nach mehreren Tagen ohne Essen oder Wasser, waren diese gefolterten Menschen schon gebrochen, und die Vorstellung des Duschens war für sie himmlisch. Sie waren es dann auch, die bereitwillig, aber ohne es zu wissen, in den »Duschen« in den Tod gegangen sind.

Es brauchte eine schöne jüdische Frau, die für die »Duschen« bestimmt war, um ein Kapitel in der Geschichte von Mut und Widerstand zu schreiben. Im Sommer 1943[2] brachten die Deutschen italienische Juden nach

2. Der Frühling/Sommer 1943 sah viele Widerstände. Im April, dem Monat, in dem Abe in Auschwitz-Birkenau einmarschierte, gelang es den Aufständischen des Warschauer Ghettos, die deutsche Armee für etwas mehr als einen Monat zurückzuhalten. Während des Sommers liquidierten die Nazis jedes Ghetto auf polnischem und russischem Territorium mit Ausnahme des Ghettos Lodz, das bis August 1944 blieb. In vielen dieser Ghettos verweigerten sich die Juden, als sie die wahre Bedeutung von »Deportation« erfuhren.

Birkenau. Der Viehwaggon rollte wie Tausende andere vor die Rampe in Birkenau, einen Teil des Auschwitz-Komplexes. Bei dieser Zugladung befand sich eine Schauspielerin, Anfang zwanzig. Diejenigen, die sie sahen, beschrieben sie als jugendlich strahlend und bezaubernd an Schönheit. Sie ging stolz und stach aus dieser Menschenmenge heraus. Als die deutschen SS-Männer sie sahen, stieg ihr sexuelles Verlangen. Die Nazis befahlen der gemischten Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, in die »Duschkabine« zu gehen. SS-Männer, die an der Außenseite einer riesigen Stahltür stationiert waren, waren regelmäßige Zeugen und Aufseher der Massenexekution. Es war ihre Aufgabe und bizarre Freude, durch einen Türspion in der Tür zuzusehen, ob das Giftgas seine Arbeit gut gemacht hatte und ihre Opfer tot waren.

Einer der SS-Männer beobachtete mit teuflischer Freude, wie die Gefangenen nackt dastanden, als sein Auge die italienische Schauspielerin entdeckte. Während die anderen die Befehle befolgt und sich ausgezogen hatten, stand sie einfach angekleidet in all ihrer üppigen Schönheit da. Sie ahnte, dass die Nazis ein anderes Übel außer einer Dusche beabsichtigten, und sie wollte sich nicht ausziehen.

Die Stahltür, die sich normalerweise erst öffnen sollte, wenn der Tod gesiegt hätte, öffnete sich dieses eine Mal auf den Drang eines lebenden Tieres, das sich als Mensch verkleidet hatte. Herein stürmte der SS-Mann, der die ganze Zeit zugesehen hatte. »Warum hast du dich nicht für die Dusche ausgezogen wie die anderen?«, schrie er und ging wütend auf sie zu.

Mit Würde und erhobenem Kopf erklärte diese schöne Frau ruhig: »Ich bin eine Dame, und ich kann nicht verstehen, warum ich mich vor fremden Männern ausziehen sollte.«

»Weil ich dir befehle, dich vor fremden Männern auszuziehen!«, bellte er, als seine Augen die sexuellen Eigenschaften ihres Körpers aufnahmen.

Auch in vielen Lagern kam es zu Aufständen. Die Gefangenen rebellierten am 2. August 1943 im Vernichtungslager Treblinka, was zur Flucht von etwa 200 Gefangenen (nur 12 überlebten) führte und die Schließung und Demontage des Lagers beschleunigte. Ein Aufstand im Vernichtungslager Sobibor, bei dem etwa 600 Menschen am 14. Oktober 1943 geflohen waren (nur etwa die Hälfte überlebte), führte zu der Entscheidung, das Lager zu demontieren und vollständig abzureißen.

Die Schauspielerin verkündete streng: »Ich werde mich nie vor Ihnen ausziehen!«

Der deutsche SS-Mann packte die Schauspielerin in einer unkontrollierbaren Wut und begann, ihr die Kleider vom Körper zu reißen. Als sie nur noch mit ihrem Slip und ihrem BH bekleidet war, griff der SS-Mann nach ihrer Brust und die Schauspielerin erhob sich, um ihre letzte Rolle in diesem Duell mit dem unmittelbar bevorstehenden Tod zu spielen. Im Bruchteil einer Sekunde riss sie, zur Überraschung aller, ihren eigenen BH ab und warf ihn ihrem Angreifer ins Gesicht. Während er benommen, überrascht und für einen Moment blind war, nahm sie die Pistole aus seinem Halfter und erschoss ihn. Zwei weitere SS-Männer stürzten herein; sie hat einen getötet und den anderen schwer verletzt.

Sie trug nur ihren Slip und rannte aus dem »Duschraum«, vor dem sich die Leute aufstellten, um einzutreten, und rief: »Das ist keine Dusche! Ihr wartet alle nur darauf, ermordet zu werden!« Dann leerte sie ihre Pistole in Richtung der deutschen Wachen. Sekunden später schossen die deutschen Posten im Wachturm unsere Schauspielerin nieder. Sie starb in dem, was sie gewusst haben musste, letzten Glanz ihrer Herrlichkeit. Die jüdische Schauspielerin war eine der wenigen, die sich ihrem Henker widersetzten und es gelang ihr, für ihre Peiniger zum Henker zu werden.

Die tragische Geschichte dieser heroischen Frau wäre niemals ans Licht gekommen – Tote erzählen keine Geschichten – wenn die Sonderkommandos nicht gewesen wären. Während sie darauf warteten, die Leichen zu beseitigen, sahen und hörten sie alles. Diese Nachrichten teilten sie später mit uns.[3]

3. Diese Heldin war eigentlich eine polnische Tänzerin namens Horowitz, keine italienische Schauspielerin. Die Geschichte variiert von einer Version zur anderen, da sie von Sonderkommandos weitergegeben wurde, die wahrscheinlich als Zeugen ermordet wurden. In dem Zug befanden sich 2.000 wohlhabende polnische Juden, die für falsche südamerikanische Pässe gezahlt hatten (aus diesem Grund geben einige Berichte an, sie seien Amerikaner gewesen), die Horowitz von der SS erhalten hatte. In Italien sagten die Nazis, sie würden in die Schweiz geschickt, um dort ausgetauscht und nach Südamerika geschickt zu werden. Stattdessen schickten die Nazis sie direkt in die Gaskammern von Birkenau. Die SS-Wache war Schillinger. Konnilyn Feig, Hitlers Todeslager (New York: Holmes & Meier, 1979), S. 349-51.

Der Kommandant von Auschwitz musste diese deutsche Schande rächen. Wie konnte eine niedere Jüdin es wagen, der Herrenrasse zu widerstehen und mächtige SS-Männer zu töten! Es war eine Frage der deutschen Ehre. Als wir von unserer täglichen Arbeit zurückkehrten und durch die Tore von Auschwitz gingen, sahen wir zwei schwarze Fahnen, die auf Halbmast hingen. Angst ergriff unsere Herzen. Wir wussten, dass die Deutschen nicht um den Tod von Juden trauerten. Unsere Befürchtungen erwiesen sich leider als richtig.

Am nächsten Tag standen wir beim Appell, während der deutsche Lagerarzt mit seinem Offizier Unterscharführer Kaduk durch unsere Reihen ging und Zahlen aufschrieb. Der Kommandant gab die 200 ausgewählten Nummern über die Lautsprecher bekannt und entließ den Rest von uns. Diese ausgewählten Gefangenen mussten stehen bleiben, während der Rest von uns in die Unterkunft marschierte. Die Nazis trieben dann die 200 unglücklichen Auschwitz-Häftlinge wegen der Bemühungen unserer Heldin in den Tod.

Unter den für den Henker ausgewählten Personen befand sich auch Herr Abbe, der in Camp Dreetz in der Nähe von Berlin unser Kasernenführer gewesen war. Er war ein deutscher Jude und wurde von den Deutschen als Aufseher ausgewählt. Trotz der Erniedrigung und Inhaftierung, die er durch die Hände seiner Landsleute erlitt, weigerte er sich zu glauben, dass die Deutschen ihm schaden würden. Er war blind und dumm treu bis zu seinem letzten lebendigen Moment.

Das Lagerleben war ein endloser Kampf ums Überleben und für manche ein Kampf für die Freiheit. Eines Abends, als wir von der Arbeit zurückkehrten, entdeckten die deutschen Offiziere, dass ein polnischer politischer Gefangener vermisst wurde. Nachdem die Deutschen nach ihm gesucht hatten, fanden sie keine Spur von ihm. Sie waren wütend und schämten sich. Es musste etwas getan werden, um die Herzen der Insassen des Lagers in Angst zu versetzen. Die Nazis suchten die Eltern des Flüchtlings auf. Einige Tage später, als wir von der Arbeit zurückkehrten, standen die Eltern des Flüchtigen auf einer Plattform. Sie hatten riesige

Schilder um den Hals, die alle sehen konnten. Man sagte uns, wir sollen schauen und haben es getan. Die Schilder in fett gedruckten Buchstaben sagten: »Wir werden bestraft, weil unser dummer Sohn der deutschen Justiz entgangen ist.« Dies war eine traurige und erschreckende Erinnerung für uns, dass deutsche Vergeltung und Rache weit reichend waren. Die Nazis wollten, dass wir wissen, dass niemand der eisernen Klaue der deutschen Kriegsmaschine entkommen kann.

Einige Tage später entkam ein weiterer polnischer politischer Gefangener. Die deutschen Wachen machten sich mit Polizeihunden auf, um beide Flüchtlinge zu finden. Sie hatten die Hunde so trainiert, dass sie bösartig waren. Die Nazis fanden die Flüchtlinge und ließen die Hunde los. Die Hunde rissen das Fleisch brutal aus den Körpern der Flüchtlinge. Sie bluteten und waren dem Tode nahe, wurden zurückgebracht und auf die Plattform gestellt, damit wir sie in ihrem Elend sehen konnten, während sie mit dem Tod kämpften. Wieder zwangen sie uns, hinzusehen.

Mit steinernen Gesichtern gingen wir an diesem schrecklichen Beispiel der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Mitmenschen vorbei. Unsere Augen blickten auf eine aufwühlende Szene. Blut strömte aus ihren zerrissenen Körpern, als sie dort lagen und sich vor Schmerzen krümmten. Sie bettelten um den Tod, um sie von ihrem Elend zu erlösen. Auf der Plattform stand ein weiteres Schild mit der Aufschrift: »Dies wird jedem passieren, der versucht, die Deutsche Herrenrasse zu überlisten.«

Wir konnten nichts sagen und nichts tun oder hätten ein ähnliches Ende gefunden. Wir empfanden viel Mitleid in unseren Herzen und Mitgefühl für diese Menschen, die entehrt wurden und sterben mussten, nur weil sie frei sein wollten. Unser Hass auf die deutsche Justiz und die Abscheu gegenüber der deutschen Gerechtigkeit und ihre Art, etwas zu tun, wuchs weiter.

Wir mussten mit den Umständen fertig werden, in denen wir uns befanden. Als wir uns umschauten und andere Kriegsgefangene beobachteten, stellten wir fest, dass einige von uns nicht so völlig entmenschlicht wie

andere waren. Wir konnten immer noch wie Menschen denken und handeln. Wir halfen uns gegenseitig und betrachteten unsere Freunde als Familie. Wir kümmerten uns umeinander, Juden und Christen gleichermaßen. Wenn es Brot zum Teilen gab, teilten wir unser Brot. Wenn es Momente der Trauer gab, trösteten wir uns gegenseitig. In den seltenen Momenten des Glücks teilten wir unsere Freuden miteinander. Während dies nicht für alle Gefangenen zutraf, schlossen sich einige von uns zusammen und hatten das Glück, dies tun zu können.

Zu den Hoffnungen, die unsere Herzen erfüllten, gehörte, dass vielleicht ein Wunder geschehen würde. Vielleicht würde Gott uns retten. Vielleicht konnten wir fliehen und uns retten. Vielleicht würden wir befreit.

Um uns auf eine solche Möglichkeit vorzubereiten, trafen wir uns zweimal wöchentlich in Gruppen oder in Zellen von zehn Männern. Jede Gruppe hatte zwei Kontaktpersonen, von denen jeder mit einem Kontaktmann einer anderen Gruppe in Kontakt blieb. Wir haben unser Wissen und Können miteinander geteilt. Wir dienten als Kontakte für den Untergrund, um Nachrichten von der Außenwelt zu verbreiten. Wir verbreiteten Hoffnung.

Das System war ausgeklügelt. Die Nazis konnten niemanden von uns zwingen, die Namen von mehr als zehn Mitgliedern preiszugeben, da wir nicht mehr als zehn kannten. Sogar der Kontaktmann kannte nur die neun anderen Männer in seiner Gruppe und einen Kontaktmann aus einer anderen Gruppe. Auf diese Weise haben wir die Widerstandsbewegung geschützt.

Der Leiter unserer Gruppe war mein Freund Abram Danziger, der mir geholfen hatte, als ich mich von den Schlägen in Krosniewice erholte. Er erwies sich als geborener Anführer. Ich war einer der wenigen, die wussten, dass er ein Kontaktmann für eine andere Gruppe war.

Irgendwie kam unsere Gruppe mit Partisanen von außen in Kontakt. Wir erfuhren, dass sogar einige Mitglieder der deutschen Gestapo und der Wehrmacht unserer Sache wohlgesonnen waren und uns halfen. Dies gab uns einen Hoffnungsschimmer.

Abram Danziger zog mich eines Tages zur Seite. Er war erregt und

merklich nervös. »Abe, ich möchte, dass du etwas weißt«, sagte er leise. »Wir planen eine Massenflucht. Wir wissen nicht genau, wann der Aufstand stattfinden wird, bevor er stattfindet. In der Nacht der Flucht gegen 20.00 Uhr ertönt die Luftschutzsirene. Die Deutschen werden routinemäßig die gesamte Stromversorgung unterbrechen, um zu verhindern, dass die Bomber, von denen sie glauben, dass sie kommen werden, Hinweise bekommen. Wir werden diese Gelegenheit nutzen, um den Zaun mit bereits vorhandenen Blechscheren zu durchschneiden. Vier von uns werden eine Wache suchen, sie angreifen, entwaffnen und, wenn nötig, töten. Wir werden dann die Türme besteigen, um die Wachen zu töten und ihre Waffen zu nehmen. Viele von uns werden dann in der Lage sein, den Zaun zu durchbrechen und in die Freiheit zu rennen. Wir wissen, dass russische Partisanen [nichtmilitärische Widerstandskämpfer] etwa 10 Kilometer von uns entfernt sind und sich im Wald verstecken. Es ist unser Ziel, zu entkommen und die Partisanen zu treffen.« Abrams Stimme zitterte, als er sprach. »Ich weiß, dass ich dir vertrauen kann und auf dich angewiesen bin, Abe«, flüsterte er. »Ich möchte, dass du einer der vier bist, der die Drähte durchschneidet und die Türme erklimmt.«

Ich konnte es kaum glauben. Darauf hatten wir gehofft und dafür gebetet. Schließlich schien es so, als würden wir versuchen zu fliehen. Selbst wenn wir dabei getötet würden, würden wir zumindest etwas unternehmen, um die Pläne unserer Unterdrücker zu zerstören.

»Du kannst auf mich zählen!«, sagte ich mit Überzeugung. »Du kannst auf mich zählen.«

Unsere Aufmerksamkeit in unseren Zusammenkünften richtete sich auf die Vorbereitung des Aufstands. Jeder Mann lernte seine besondere Rolle kennen. Obwohl wir keine Waffen zum Üben hatten, hatten wir Zeichnungen und Waffenbeschreibungen. Obwohl ich noch nie eine Granate in der Hand gehalten hatte, erfuhr ich, wie eine Granate aussah, wie sie funktionierte, wie man sie wirft und wie sie am effektivsten eingesetzt werden kann. Wir sollten ungefähr eine Stunde vor dem Aufstand erfahren, wo wir diese Waffen bekommen. Ich freute mich auf den Tag, an dem ich meine neuen Talente nutzen konnte, um die Tore aufzureißen und die

freie Luft zu atmen. Wir hatten geplant, im Herbst 1944 Geschichte zu schreiben. Ich glaube, es sollte ein Dienstagabend sein.

Das Leben und die Umstände sind leider unvorhersehbar. Abram sagte mir, dass der Aufstand mehrmals geplant und vertagt worden war, aber eine Sonderkommandogruppe beschloss, dass sie nicht länger warten konnte. Eines Nachmittags hatten die Deutschen die Vernichtung einer Sonderkommando-Gruppe geplant. Um zu verhindern, dass Nachrichten von den heimtückischen Taten der Nazis die Außenwelt erreichten, lockten die Deutschen die Sonderkommandos regelmäßig mit einem Trick an einen Ort, an dem sie sie in Massen ausrotten konnten. Sie wollten so wenig Zeugen wie möglich hinterlassen und wussten, dass tote Männer schlechte Zeugen sind. Das heimlich angeworbene neue Sonderkommando würde dann diese jüdischen Leichen in die Krematorien bringen und verbrennen.

An diesem Nachmittag, als sich mehrere Soldaten dem Sonderkommando näherten, um sie in den Tod zu locken, begannen sie den Aufstand vorzeitig. Hunderte von Sonderkommandos beteiligten sich an dem darauf folgenden Kampf. Sie zündeten eines der Krematorien an. Viele starben in der Schlacht, die stattfand. Einige haben es bis zum Lager der russischen Partisanen geschafft. Sie hatten endlich ihre Freiheit im Wald.[4]

Es gab eine junge Frau, Rozia, die in einer Munitionsfabrik arbeitete und auch eine Rolle in der Widerstandsbewegung spielte. Als wir zur Arbeit marschierten, kamen wir jeden Tag an der Munitionsfabrik vorbei, in der weibliche Gefangene arbeiteten. Sie arbeiteten in der überfüllten Fabrik sehr schnell. Es war drückend heiß, und die Nazis erlaubten den Frauen, die Türen offen zu halten. Sie konnten einige Meter nach draußen gehen, um Luft zu holen.

4. Da die Sonderkommando-Einheit nicht mehr benötigt wurde, wählten die Nazis am Nachmittag des 7. Oktober 1944 300 ihrer Männer für den Tod aus. Verzweifelt unternahm die Sonderkommando-Einheit einen vorzeitigen und selbstmörderischen Fluchtversuch, bei dem einige SS-Wachen getötet wurden und Krematorium Nr. 4 in Brand gesetzt wurde. Diejenigen, die es schafften zu fliehen, wurden bald entdeckt und gefangen genommen.

Unsere Freundin Rozia konnte ihre Maschine nicht verlassen, weil sie ständig überwacht werden musste. Durch ihre Helferin Gucia konnte ich mit Rozia Nachrichten austauschen. Ich habe ihr oft Essen geschickt, das ich erübrigen konnte. Rozia sah Ester sehr ähnlich, die ich vermisste und geliebt hatte. Auch sie hatte tief sitzende schwarze Augen, eingerahmt von welligen Locken aus glänzendem, kohlschwarzem Haar. Sie zündete tief in meinem Herzen ein Feuer an.

Im Laufe der Zeit gab ich meinen Gefühlen von Mitgefühl und Verliebtheit in Rozia nach. Wenn ich täglich zur und von der Arbeit ging, riskierte ich entweder mein Leben, indem ich ihr eine Nachricht zuwarf, um Hallo zu sagen, oder öfter warf ich ihr zusätzliches Essen zu, das ich entbehren konnte. Sie lächelte mich an, und ich dachte an einen Tag, an dem die Sonne für mich schien. Ich erzählte meinem Freund Leon Kruger: »Wenn wir diesen Ort verlassen, ist das das Mädchen, welches ich heiraten werde.« Ich dachte ständig an sie und überzeugte Leon oft, mit mir zu kommen, wenn ich sie besuchen wollte. Was für ein Schock, als meine Freunde mich beiseite nahmen und mich ins Bild setzten: »Abe, du bist ein Dummkopf. Rozia ist nicht in dich verliebt. Sie ist in einen deutschen Kapo verliebt.«

Ich konnte es gar nicht glauben. Mein Herz, mein Ego und mein Stolz waren verletzt. In dieser Stunde der Bitterkeit setzte ich mich hin und schrieb ihr einen Brief. Ich erinnerte sie daran, wie gut ich für sie war und wie viel ich für ihre Freundschaft und ihre Liebe riskiert hatte. Ich drückte meine Liebe zu ihr aus. Ich riskierte wieder mein Leben und warf ihr den Zettel über den Zaun. Ich war ein trauriger Mann, ein verletzter Mann. Bald erhielt ich eine Antwort von Rozia, die lautete:

Lieber Abe,

es tut mir leid, dass du dich so fühlst, wie du es beschreibst. Ich wollte dich nicht irreführen. Ich habe dich nie gebeten, mir Essen zu geben, und ich habe dir nie gesagt, dass ich dich liebe. In Wahrheit habe ich meiner Schwester viel von dem Essen gegeben, das du mir geschickt hast. Sie braucht es mehr als ich. Jeder, der in der Munitionsfabrik arbeitet, hat viel

zu essen. Ich werde mich immer daran erinnern, dass du mir geholfen hast, das Leben meiner Schwester zu retten. Und ja, es stimmt. Ich bin in einen deutschen Kapo verliebt. Wir hoffen zu fliehen und ein Leben zusammen aufzubauen. Danke für all deine Liebe und dein Mitgefühl. Du bist ein feiner Mann und schmeichelst mir mit deiner Liebe. Ich wollte dich niemals verletzen.

Rozia

Ich glaubte es immer noch nicht wirklich. Eines Tages sammelte ich allen Mut, mit dem deutschen Kapo zu sprechen, mit dem ich befreundet war. Ich erzählte ihm meine Seite der Geschichte und fragte ihn nach Rozia.

»Abe«, sagte er, »es stimmt. Rozia und ich sind verliebt, und wenn die Umstände es erlauben, wollen wir fliehen und zusammen ein neues Leben aufbauen. Ich liebe sie von ganzem Herzen und würde alles tun, um an ihrer Seite zu sein.«

Nachdem ich diese Worte gehört hatte, wurde mir klar, dass er sich wirklich um Rozia sorgte. Ich verstand auch die Notlage von Rozias Schwester. Ich würde auch meiner Schwester helfen wollen, wenn sie an meiner Seite gewesen wäre. Mir wurde völlig klar, dass Rozia mir nie gesagt hatte, dass sie mich liebte. So schwierig es auch war, ich akzeptierte die Wahrheit und passte mein Leben entsprechend an.

Rozia und ihr Kapo sollten niemals fliehen und ein gemeinsames Leben führen. Nach dem Aufstand des Sonderkommandos leitete das deutsche Oberkommando eine intensive Untersuchung ein, um festzustellen, wie sie ihre Waffen und Munition erhalten hatten. Die Nazis erfuhren, dass die kleine Rozia, die in der Munitionsfabrik arbeitete, die gestohlene Munition geliefert hatte. Leider war es ein Jude, Kapo Schwartz aus der Tschechoslowakei, der der Informant war. Nur wenige waren so gemein wie Kapo Schwartz, und er spielte den Deutschen in die Hände. Die Nazis zogen Rozia von ihrem Fabrikposten ab und steckten sie auf der Männer-Seite des Lagers ins Gefängnis.

Die Nazis wollten uns Angst machen, uns lehren, dass niemand von einer Flucht ausgehen könnte, ob es sich um Sonderkommandos, Kapos

oder nur um einfache Häftlinge handelte. Sie wollten Rache. Die Nazis versammelten uns zum Abendappell und riefen eine Liste der Häftlingsnummern auf, mit einer schwarzen Flagge über ihnen. Diese designierten Männer blieben an ihrem Platz stehen, während der Rest von uns davon marschierte. Die Nazis brachten sie in getrennte Unterkünfte und exekutierten sie am nächsten Tag. Es erzeugte ein trauriges, hilfloses Gefühl in unseren Herzen.

Rozia sah ihrer Exekution wie eine Heldin entgegen. Eines Abends, als wir von der Arbeit zurückmarschierten, herrschte Feststimmung im Lager. Eine Kapelle spielte, und die Deutschen versammelten uns um den neu gebauten Galgen. Wie es üblich war, zwangen sie Mitglieder von Rozias Familie, in der Nähe zu stehen, was es für die Sterbenden wie auch für die nächsten Angehörigen trauriger machte, hoffnungslos miterleben zu müssen, wie ihre geliebte Angehörige ermordet wurde, als die Falltür aufschwang.

Der Trommelwirbel begann. Rozia ging hinaus. Sie war nicht dasselbe Mädchen, an das ich mich erinnerte. Ihr Gesicht war eingefallen, ihr Mund ohne Zähne war geschlossen. Ihre Beine zeigten Prellungen, und trotzdem hielt sie ihren Kopf stolz hoch. Sie ging wie die kleine Dame, die sie war und hielt dem Scharfrichter ihren Hals zum Aufhängen hin.[5]

Die arme kleine Rozia hatte tatsächlich gelitten. Später erfuhren wir von anderen Juden im Gefängnis, dass sie schrecklich gefoltert worden war, bevor sie den erlösenden Tod fand. Rozia war schon immer ein attraktives Mädchen gewesen, aber die Nazis folterten sie drei Monate lang auf widersinnigste Weise. Sie hatten Männer, die speziell in der Folterkunst ausgebildet waren. Sie verbrannten ihre Nägel, quetschten ihre Brüste und banden und rissen ihre Brustwarzen aus. Die Nazis rissen ihr alle Haare vom Kopf und ihrem Körper aus, zogen ihr die Zähne aus dem

5. Anscheinend hat mein Vater von Rozia (Rosa) Robota gesprochen, einer von vier Frauen, die wegen ihrer Teilnahme am Auschwitz-Sonderkommando-Aufstand gehängt wurden. Nach umfangreichen Forschungen ist es aufgrund bekannter historischer Umstände jedoch plausibler, dass er sich anstelle von Rozia auf eine der anderen Märtyrer-Heldinnen, möglicherweise Estusia, bezieht. J.K.

Mund und verbrannten Teile ihres Körpers. Nach drei Monaten Folter war Rozia immer noch so loyal wie an dem Tag, als sie sie festnahmen. Sie verriet nie ihren Kontaktmann und verriet niemals die Namen der Männer, die in unseren Rebellionsplänen mit ihr zusammengearbeitet hatten.

Anmerkung des Autors: Der Henker Jakob Kozelczuk war Teil des Widerstands. Er war ein riesiger jüdischer Mann, früher ein Boxer in Polen. Er hatte den Job eines Gefängnisaufsehers und eines Henkers übernommen, um im Untergrund nach besten Kräften zu helfen. Er war so freundlich und sanft wie er groß war. Es dauerte nicht lange, bis die Deutschen erfuhren, dass er Teil des polnischen Untergrunds war, und dass er durch Aufhängen seinen eigenen Tod finden sollte. Seine Freunde durchtrennten jedoch das Seil und es riss, als er durch die Falltür fiel. Sie hofften, dass die Nazis das Völkerrecht einhalten und sein Leben retten würden, als das Ende des Krieges nahte. Die Nazis brachten ihn jedoch ins Gefängnis und erschossen ihn später.

Hilfe für andere

Kapitel 11

»Wahrheit ist seltsamer als die Fantasie«, sagten wir. Niemand weiß, was der nächste Tag bringt und welches Schicksal vor ihm liegt. Eines Abends im Spätherbst 1944[1], als wir von der Arbeit zurückkehrten, kam Abram Danziger mit aufregenden Neuigkeiten zu mir. »Weißt du was?«, rief Abram aus. »Es gibt einen Mann namens Chaim Arnavi im Transport, der gerade angekommen ist, und er könnte der Mann sein, von dem du uns erzählt hast.«

1. Im Sommer 1944 wurden im Mai und Juni 400.000 ungarische Juden ermordet, die Truppen der Alliierten landeten am 6. Juni (D-Day) in der Normandie und am 24. Juli wurde das Todeslager Majdanek durch die russische Armee befreit. Mit der Befreiung von Majdanek und dem stetigen Vormarsch der russischen Armee nach Polen begannen im Juli die Todesmärsche (die Evakuierung von Lagerinsassen) in die von Deutschland besetzten Gebiete. Und am 6. August wurden die 70.000 im Ghetto Lodz verbliebenen Juden nach Auschwitz deportiert und vergast.
Im Spätherbst 1944 war die Vergasung in Auschwitz beendet, und die Zerstörung der Gaskammern wurde von Heinrich Himmler angeordnet. Die letzte Vergasung fand am 28. November statt.
Am 16. Dezember 1944 begannen die Alliierten die Ardennenoffensive.

Ich konnte es kaum glauben, mein Herz begann zu rasen. Ich dachte an tausend Dinge, die ich Herrn Arnavi sagen würde, wenn ich ihn begrüßte. Dieses Wunder, für das ich gebetet hatte, konnte endlich Wirklichkeit werden. Ich konnte ihm jetzt für so viel, was er für mich getan hatte, etwas zurückgeben.

Ich hatte Abram über Chaim Arnavi ins Vertrauen gezogen. »Wäre Herr Arnavi und seine warme, helfende Hand nicht gewesen, wäre ich nicht mehr am Leben. Wie wundervoll wäre es«, hatte ich oft gesagt, »wenn ich den Mann nur noch einmal sehen könnte, um ihm zu danken und ihm irgendwie für seine große Güte mir gegenüber etwas zurückzugeben.«

Es war das normale Vorgehen, Neuankömmlinge zwei Wochen lang unter Quarantäne zu stellen, um die Ausbreitung von Krankheiten zu stoppen, da Krankheiten unter den Arbeitern die deutsche Kriegsmaschinerie der kostenlosen Arbeitskräfte berauben würden. Ich konnte es nicht erwarten, dass die Quarantänezeit ablief, um zu sehen, ob dies der Chaim Arnavi war, den ich kannte. Es gelang mir, mich in das Gebäude zu schleichen, wo man mir gesagt hatte, ich könnte Herrn Arnavi finden. Ich schaute überall nach, konnte ihn aber nicht finden. Verzweifelt rief ich: »Chaim Arnavi, Chaim Arnavi, bist du hier?«

Aus einer Ecke des Raumes, in die ich zuvor schon geschaut hatte und nur die traurigen Schatten von Männern sah – sicherlich nichts von dem Chaim Arnavi, den ich kannte – kam die schwache Antwort: »Hier bin ich. Wer will etwas von mir?«

Ich erblickte Chaim Arnavi. Ich konnte meinen Augen kaum trauen. Er saß dort nur mit einer dünnen Schicht Haut über den Knochen, die überall rausragten. Er war ein lebendiger, atmender Schatten eines Mannes. Seine Wangen waren eingefallen. Sein gesamter Kopf war geschrumpft und sein Schädel zeigte eine tiefe Delle. Herr Arnavi war auf seine Brille angewiesen, um zu sehen, und die Deutschen hatten sie zerbrochen, um ihn zu ärgern. Er sah gleichzeitig erbärmlich und liebenswert aus. Ich stürzte zu ihm. Seine zitternden Arme umfassten mich. Unsere Tränen rannen über unsere Gesichter, als wir uns wie längst verlorene Freunde umarmten, bei denen die Freundschaft stark geblieben war.

Mit gebrochener Stimme, geschwächt von Durst, Hunger und Müdigkeit, begann er mir von seiner ununterbrochenen Kette von Unglück zu berichten. Seit wir uns getrennt hatten, war ihm eine schreckliche Sache nach der anderen passiert. Chaim Arnavi war ungefähr 37 Jahre alt, hatte aber die Haltung und das Aussehen eines Mannes in den Sechzigern. Die Nazis hatten ihn des Lebens und der Kraft beraubt. Ich war 21 Jahre alt und ähnliche Strapazen hätten auf meinen Schultern viel weniger wiegen können.

»Ich habe seit Tagen nichts gegessen«, sagte er zu mir.

Meine Augen füllten sich mit Tränen. »Endlich, nach all den Jahren«, dachte ich, »kann ich Herrn Arnavi alles zurückgeben, was er für mich getan hat.« Ich rannte so schnell meine Füße mich tragen konnten, und innerhalb weniger Minuten war ich wieder an seiner Seite. Ich gab ihm meine gesamte Reserve an Brot, das ich unter meinem Kopfkissen versteckt hatte. »Essen«, sagte ich. »Essen! Ich habe reichlich zu essen.« Herr Arnavi nahm zwei Bissen, wollte aber aufhören, weil er meinte, dies sei alles, was ich hatte. Er wollte mir das nicht vorenthalten. »Iss«, wiederholte ich. »Ich habe viel zu essen. Bitte iss.«

Nach und nach fand diese gebrechliche Gestalt eines Mannes irgendwie eine Leere in sich und schluckte schließlich einen ganzen Laib Brot. Wie glücklich und stolz war ich, dass ich hier endlich die Freundlichkeit und das Opfer zurückgeben konnte, das mir dieser wunderbare Mann in den vergangenen Jahren zuteil werden ließ.

Nach der Quarantäne beauftragten die Deutschen Herrn Arnavi mit Sklavenarbeit, dem Entladen von Ziegelsteinen und dem Transport zu einer Baustelle. Diese Aufgabe hätte ihn sicher in wenigen Tagen oder weniger getötet. Ich versuchte, Himmel und Erde zu bewegen, um ihn zu retten, und zum Glück war unser Kapo ein freundlicher Mann mit gutem Herzen. Ich sprach mit ihm über die Notlage meines Freundes.

»Ich werde versuchen, etwas für dich zu tun«, sagte er. »Ich werde mit seinem Kapo sprechen und versuchen, ihn in unser Kommando zu bekommen.« Herr Arnavi kam bald zu unserer Arbeitsmannschaft. Dies hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet, weil er nur ein Minimum an Ar-

beit mit uns erledigen musste. Herr Arnavi erholte sich langsam und gewann eine gewisse Stärke zurück, so dass er wieder menschlich wirkte.

Dutzende Male kam mir der Gedanke, dass ich wie durch ein Wunder am Leben war und meinem Schicksal, meinem jüdischen Glauben und meinem Gott so viel schuldete. Mein Leben verdankte ich auch der aufopfernden Großzügigkeit, der Freundschaft und der Hilfsbereitschaft von Chaim Arnavi.[2]

Eines Morgens führten uns unsere Arbeitsaufgaben auf den Dachboden einer der Unterkünfte im Frauenlager. Einige Gebäude waren durch Bombenangriffe der Alliierten beschädigt worden und mussten repariert werden. Was auch immer die Bombenangriffe in Auschwitz bewirkten, es war nicht genug. Wir Gefangenen hätten sicherlich riskiert, von Bomben getötet zu werden, um die Gelegenheit zur Flucht zu bekommen.

Während ich arbeitete, kam ein junges Mädchen auf mich zu. Ihr kürzlich rasierter Kopf zeigte dünnes blondes Haar. Sie war klein und abgemagert, aber immer noch ziemlich hübsch. »Kannst du mir helfen?«, begann sie. »Ich heiße Zosia. Ich komme aus Warschau. Als die Nazis einen Teil von Warschau in ein Ghetto für die Juden umwandelten, gelang es mir, nach Ungarn zu fliehen. Ich habe gefälschte Ausweispapiere verwendet, die das zeigen.

Ich war eine Polin, keine Jüdin, die in Ungarn Arbeit suchte. Das funktionierte eine Weile, aber ein deutscher Offizier untersuchte meine Papiere und stellte fest, dass sie gefälscht waren. Er hat mich hierher geschickt und sie haben mich in Quarantäne gesteckt. Ich habe jemanden auf der anderen Seite des Lagers gesehen, den ich kenne. Sein Name ist Herr Davidson. Bitte ihn, mir zu helfen.«

»Warum fragst du ihn nicht selbst?« antwortete ich.

»Wir dürfen uns nicht auf der anderen Seite des Zauns aufhalten, weil wir uns in Quarantäne befinden. Sie behandeln die Frauen dort besser. Die Nazis nutzen sie zu Versuchszwecken.[3] Herr Davidson arbeitet dort

2. Chaim Arnavi überlebte den Krieg und ließ sich schließlich in Israel nieder. – J.K.

drüben«, und sie zeigte ihn mir. »Bitte«, sagte sie, »du hast die Freiheit, von Ort zu Ort zu gehen. Bitte sag ihm, dass ich hier bin, und bitte ihn, mir zu helfen.« Sie zeigte auf ihn. »Er wird sich an mich erinnern. Alles, was ich will, ist etwas zu essen.«

Einige Stunden später gelang es mir, eine Ausrede zu finden, um mit Herrn Davidson zu sprechen. Ich übermittelte Zosias Botschaft wörtlich.

»Ja«, sagte Herr Davidson, »ich kenne sie, aber ich werde nichts für sie tun. Ich muss an mich denken. Sie ist auf sich allein gestellt, genau wie ich.«

Ich hatte die traurige Pflicht, Zosia diese enttäuschende Nachricht zu überbringen. Als ich es aussprach, fiel ihr Gesicht ein. Nachdem ich den verletzten Ausdruck in Zosias Gesicht sah, fühlte ich die schreckliche Enttäuschung, die sie verdauen musste. Ich erinnerte mich, wie ich Rozia geholfen hatte, nur um verletzt zu werden.

»Nie wieder!«, hatte ich mir nach dieser herzzerreißenden Erfahrung gesagt, aber ich entschied mich für eine Ausnahme in diesem Fall. Als ich einem anderen Menschen von Angesicht zu Angesicht begegnete, der etwas zu essen wollte, konnte ich mich nicht dazu bringen, mich abzuwenden, ohne ihr zu helfen.

Ich legte meine Hände auf ihre Schultern, um sie wissen zu lassen, dass sie einen Freund hatte. Ihre Augen trafen meine und ich sagte: »Solange ich in deiner Abteilung arbeiten darf, bringe ich dir etwas zu essen.« In den nächsten Wochen ging ich abseits meiner Wege und riskierte schwere Strafen, hauptsächlich um Zosia Nahrung und Brot zu bringen.

Bald erfuhr ich – was Zosia nicht wusste – dass die Nazis ihr die gleiche Aufgabe zugewiesen hatten, die sie ursprünglich Herrn Arnavi zugewiesen hatten: schwere Ziegel abladen und sie von Lastwagen auf eine Bau-

3. Medizinisches Experimentieren, in allen Lagern eine unmenschliche Vorgehensweise, war in Auschwitz/Birkenau ein großes Geschäft, das über hervorragende Experimentiermöglichkeiten, einen riesigen Pool von Experimenten und die wachsende Aufmerksamkeit von Wirtschaft, Industrie, Wissenschaft und Militär verfügte. Konnilyn Feig, Hitlers Todeslager (New York: Holmes und Meier, 1979), S. 347–48.

stelle zu transportieren. Mir wurde klar, dass meine ganze Hilfe umsonst war. Diese Art von Arbeit bedeutete, dass sie bald an Erschöpfung sterben würde. Es hätte einem starken Mann Leben und Kraft genommen, von einem schwachen jungen Mädchen ganz zu schweigen. Ich begann zu planen und zu überlegen, wie ich ihr helfen konnte.

Wieder sprach ich Kapo Braun an. Es gelang ihm, Zosia von diesem mörderischen Auftrag zu verlegen, um in »Kanada« zu arbeiten, dem Lagerhaus der Nazis für Wertgegenstände, die den Gefangenen gestohlen wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, die gesammelten Stapel von Pullovern, Mänteln und anderen Artikeln in Kategorien zu sortieren. Die Arbeit war einfach und sie hatte jetzt eine Chance zu überleben. Zosia wusste das nie und ich traf sie nie wieder, aber in meinem Herzen wusste ich, dass ich etwas getan hatte, um ein Leben vor dem sicheren Tod zu retten.

Der Todesmarsch

Kapitel 12

Erschreckende, aber aufregende Gerüchte verbreiteten sich bald im ganzen Lager. Wir hörten, dass die Alliierten in Russland stark gegen die Deutschen in die Offensive gingen und dass die Deutschen auf der Flucht waren. Das deutsche Oberkommando sammelte seine letzten Kräfte. Die Nazis schickten ihre niederen Dienstgrade an die Front, um zu kämpfen, während wichtigere Militärangehörige nach Hause kamen.

Eines Abends kam unser Kapo in der SS-Uniform der Nazis zu unseren Kojen. Tränen standen in seinen Augen. »Wie ihr wisst, bin ich ein krimineller Gefangener«, sagte er. »Das deutsche Kommando zwang mich aus meinem zivilen Beruf und schickte mich hierher, um Kapo zu werden. Nun haben sie mich beauftragt, an der russischen Front zu kämpfen. Sie haben mir gesagt, dass ich die volle Freiheit bekomme, wenn ich meinen Dienst beendet habe. Sie werden auch meine Vorstrafen löschen, aber ich weiß, dass viele Männer an der russischen Front sterben. Ich weiß nicht, ob ich mein Land verlassen oder dienen soll.«

Wir wünschten ihm alles Gute und verabschiedeten uns traurig. Wir dankten ihm auch für alles, was er für uns getan hatte. Er hatte uns gut

behandelt, während viele Kapos sich brutal gezeigt hatten. Und so ist unser Kapo gegangen.

Ein anderer Kapo, mit dem ich befreundet war, kam zu mir. »Die Deutschen fliehen jetzt«, sagte er, »und sie können euch nicht verlegen. Sie haben vor, euch in der nächsten Woche zu vergasen und einzuäschern. Es tut mir weh, dir das zu sagen, Abram. Ich wünsche dir Glück. Du bist ein guter Mann.« Er fuhr fort und sah mir direkt ins Gesicht. Ich erinnere mich genau an diesen Tag. Sein Name war Herr Sliwak. Er sagte zu mir: »Hör zu, Abe, du trägst ein schönes, sauberes Hemd. Vergeude nicht so ein gutes Hemd und lass es dir von den Nazis verbrennen. Wenn du sowieso sterben musst«, und er zuckte mit keinem Auge. »Warum sollte ich dir nicht ein altes zerrissenes Hemd für das neue Hemd geben, das du trägst?« Ich war sprachlos. Mein Mund war trocken und mir wurde schwindelig.

»Nein,« sagte ich »dieses Hemd bekam ich von einem Freund. Er hat sein Leben riskiert, um es für mich aus dem Kanada zu schmuggeln. Ich möchte lieber, dass es verbrennt als es dir zu geben. Ich gehe mein Risiko ein.« Ich ging schnell weg. Dies war nicht derselbe Mann, der immer so freundlich zu mir gewesen war. Er hatte sich verändert. Krieg, Tod und Zerstörung können das Schlimmste im Menschen hervorbringen.

Das Ende des Weges war erreicht und der Tod war gefährlich nahe. Es war mir fast unmöglich in dieser Nacht zu schlafen, obwohl wir schliefen; wir waren erschöpft. Am nächsten Tag befahlen uns die Nazis, uns zu versammeln. Vor uns stehend verkündete der Kommandant: »Im Lager wird es einen Routinewechsel geben. Ihr werdet morgen früh nach Birkenau verlegt, und ihr könnt nicht mehr außerhalb des Lagers mit Zivilisten arbeiten. Ihr erhaltet eure Anweisungen am Morgen.«

In Birkenau hatten die Nazis viele der Holzunterkünfte niedergebrannt. Uns wurde gesagt, dass die Gebäude gesprengt und die Beweise entfernt werden mussten. So war es. Wir sahen, wie Mitglieder des deutschen Abbruchkommandos mit Presslufthämmern in regelmäßigen Abständen Löcher in die Wände der Betonkrematorien bohrten. In diese Löcher steckten sie verdrahtete Dynamitstangen, und nach einem bestimmten Signal

wurde dieser gesamte Bereich himmelhoch in die Luft gesprengt und abgerissen. Zwei Wochen lang mussten wir Schutt in Schubkarren abfahren und das Gebiet mit Erde bedecken. Sie benutzten uns, um Beweise für ihre Verbrechen vor den Augen der Alliierten und künftigen Generationen zu verbergen.

Wir bemerkten, dass die Deutschen, die uns bewachten, keine jungen Soldaten mehr waren. An ihre Stelle hatten die Deutschen ihre »Heimatwache«, den Volkssturm, einberufen. Diese deutschen Zivilisten waren gewöhnliche, feine Leute, die wegen der Kriegsanstrengungen zur deutschen Armee eingezogen wurden. Ihre Essensrationen waren in Qualität und Quantität etwas besser als unsere. Der Anblick im Lager schockierte und schmerzte diese Männer. Sie schämten sich, dass ihr eigenes deutsches Volk so tief gesunken war, dass es Krematorien benutzte, um Menschen zu Nichts zu verbrennen. Der Volkssturm befolgte die Befehle, aus Angst, selbst durch die Schornsteine in Rauch aufzugehen. Die meisten von ihnen beklagten sich bei uns über ihr Schicksal. Sie befürchteten, dass die Nazis sie den Russen überlassen würden, die diese Grausamkeiten herausfinden und sie dafür verantwortlich machen würden.

Am 18. Januar 1945[1] riefen uns die Nazis zu einer »ganz besonderen Ankündigung« zusammen. Kommandant Schwartz sprach von einer erhöhten Plattform zu uns. »Meine Kinder«, begann er, »ihr wisst, dass wir uns um euch kümmern, und wir möchten nicht, dass ihr in die Hände der bösen Russen fallt. Die Russen würden euch sofort töten. Wenn wir den Krieg gewinnen, hab ihr die große Ehre, der Herrenrasse als Sklaven zu dienen. Ihr solltet zu eurem Gott beten, dass wir Deutschen den Krieg gewinnen. Wir müssen dieses Lager sehr bald verlassen, um nicht von den Russen gefangen genommen zu werden. Weil ihr wie unsere Kinder seid, gebe ich euch drei Stunden Vorlauf, um euch auf die Flucht mit uns vorzubereiten.«

Wir hatten drei lange Stunden, um uns zu erinnern, zu denken, zu beten

1. Am 17. Januar 1945 eroberte die russische Armee Warschau – womit sie etwa 240 km von Auschwitz entfernt war.

und Angst zu empfinden. So schwierig unsere Existenz in Auschwitz / Birkenau war: ich kannte die Besonderheiten des Lebens dort. Ich hatte mich mit den Umständen versöhnt und konnte sie auch bewältigen. Ich erinnerte mich an viele Vorfälle, bei denen ich gefährliche Situationen überwinden konnte, die mein Leben bedrohten. Was konnte ich jetzt machen? Wir waren traurig gehen zu müssen. Wir hatten Angst zu gehen. Wir wussten, was wir in Auschwitz hatten, aber wir waren uns nicht sicher, welche Gefahren bevorstanden.[2] Gleichzeitig freuten wir uns, dass der Krieg zu Ende schien. Würden wir nicht besser zurückbleiben? Wir hatten keine Wahl. Die drei Stunden vergingen, und wir versammelten uns, um zu gehen. Nur diejenigen, die zu krank zum Reisen waren, wurden zurückgelassen.[3]

Die Deutschen organisierten uns auf methodische Weise in Gruppen für unseren langen Marsch. Wir standen in der üblichen Ordnung in Reihen von fünf Männern pro Reihe, zwanzig Reihen lang.

Fünf Deutsche mit gezogenen Waffen bewachten uns auf jeder Seite der Formation. Wir begannen einen der sogenannten »Todesmärsche«.

Der Kommandant und die Stabschefs saßen wie immer in Fahrzeugen oder Panzerwagen vorneweg. Als nächstes hatten die Offiziere das Glück, ein Motorrad oder einen Beiwagen zu bekommen. Die einfachen Soldaten der deutschen Armee und des Volkssturms trotteten neben uns her und waren fast genauso müde und erschöpft wie wir. Wir marschierten in der Nacht weiter und schliefen am Straßenrand, immer noch unter strenger Bewachung. Es hatte keinen Sinn einen Fluchtversuch zu unternehmen. Wir verbrachten die Nächte so gut wir konnten.

2. Abe war seit Juni 1943 in Auschwitz gewesen. Am 18. Januar 1945 führte der letzte Todesmarsch von Auschwitz in den Westen. In einem Vernichtungslager wie Auschwitz, in dem die Lebenserwartung etwa acht Wochen betrug, überlebte Abe achtzehn Monate lang.

3. Auschwitz wurde am 27. Januar 1945 von der russischen Armee befreit. Spät im Januar befanden sich die russischen Truppen etwa 240 Kilometer vom Lager Groß-Rosen entfernt.

Nach Abes Beschreibung scheint es, als ob der Marsch nur einige Tage gedauert hätte, tatsächlich dauerte er ungefähr fünfundvierzig Tage; er und andere Gefangene marschierten zu Fuß im Winter etwa 290 Kilometer.

Am nächsten Tag führte uns unser Zwangsmarsch auf einen langen Weg und brachte uns zu einer Wein- und Spirituosenfabrik. Das gesamte Gebiet war verlassen, weil Zivilisten Kenntnis vom russischen Vormarsch erhalten hatten und um ihr Leben gelaufen waren. Die Deutschen versuchten, die Türen aufzubrechen, und baten um unsere Hilfe. Mit ihrem Segen und ihrer Zustimmung brachen wir in die Fabrik ein und öffneten die Bottiche, und die Deutschen hatten eine besondere Feier. Obwohl sie nicht völlig betrunken waren, gelang es ihnen, vor Freude zu singen und mit den Füßen zu stampfen. Wir konnten den Alkohol nicht zu sehr genießen. Sie gaben uns einen kleinen Schluck, aber unsere schwachen Mägen vertrugen diesen starken Alkohol nicht.

Der Marsch wirkte sich schwer auf unsere Füße, Herzen und Körper aus. Viele Gefangene waren nicht mehr stark genug, um dieser langen Wanderung standzuhalten. Tag für Tag fielen die Männer tot um. Die Nazis befahlen uns, ihre Körper an den Straßenrand zu ziehen. Wir hinterließen nach jeder Rast einen kleinen Körperhaufen. Sie sagten uns, dass die Bestattungsmannschaften hinterhergingen, aber ich weiß, dass sie diesen toten Menschen keine anständige Beerdigung gegeben haben.

Die Deutschen hatten unsere Vorräte in Karren gelegt, die normalerweise von Pferden gezogen wurden. Sie zwangen uns, abwechselnd die Wagen zu schieben und zu ziehen. Als ich an der Reihe war, im Schutz der Nacht zu schieben, grub ich meine Hand unter die Segeltuchdecke. Ich fühlte verschiedene Artikel, und meine Hand ruhte auf einigen Konserven. Ich zog zwei Dosen heraus und schob sie vorsichtig unter mein Hemd. Ich musste dann einen Weg finden, die Dosen zu öffnen. Ich suchte überall nach einem Werkzeug zum Öffnen, konnte aber keine Möglichkeit finden, die Dosen zu nutzen. Ich dachte nach, ich suchte verzweifelt, ich probierte aus, aber nichts konnte helfen. Nachdem ich einige Kilometer in Verzweiflung gegangen war, warf ich die Dosen wütend weg. Niemand konnte das Essen darin genießen.

Während wir gingen, kamen uns viele Gedanken in den Sinn. Einer der denkenden Männer und Anführer war mein Freund Abram Danziger. Während wir gingen, ging er zum Zentrum unserer Gruppe. Er hatte den

Platz mit einem Mann nach dem anderen getauscht, um die Marschformation aufrecht zu erhalten. Er sprach mit mehreren von uns über die Möglichkeit einer Flucht. Unsere Wachen, die mit ihren eigenen Problemen beschäftigt waren, müde, ihren Schritt auf der Straße beobachtend und ihr eigenes Schicksal beklagend, ließen uns jetzt ruhig gehen. Sie ließen uns nach Belieben handeln, vorausgesetzt, wir unternahmen nichts, um die Sicherheit zu gefährden. Danziger meinte, dies sei der richtige Zeitpunkt, um zu fliehen, solange wir noch in Polen waren. Wir kannten die polnische Landschaft, näherten uns aber bald der tschechoslowakischen Grenze, wo wir nicht einmal die Sprache kennen würden.

Unser Plan war wie folgt: Drei von uns würden sich auf die Wachen stürzen, sie angreifen und fesseln; wir würden ihre Waffen nehmen und in die Freiheit rennen, um uns mit nahegelegenen Partisanen zu treffen. Wir könnten die müden alten Männer, die uns bewachten, leicht überwältigen. Viele waren auch mitfühlend und würden wahrscheinlich nicht viel kämpfen. Nach der Rekrutierung der Männer unter uns, denen eine solche gefährliche Aufgabe anvertraut werden konnte, ging Abram Danziger in die nächste Gruppe von 100 Personen. Auf ein Signal hin wollten Hunderte von uns fliehen.

Wir warteten auf den passenden Moment, aber unser Plan wurde bald vereitelt, als zwei Männer allein in die Freiheit rannten. Sie sprangen über eine kleine Brücke ins Wasser und versuchten, in die Freiheit zu schwimmen. Ihr Plan hatte keine Chance auf Erfolg. Einer der Volkssturm-Wächter schoss auf die Ausreißer. Deutsche Offiziere eilten schnell auf Motorrädern hinzu und beschossen die gesamte Gegend mit Maschinengewehrfeuer. Sekunden später sahen wir die beiden Körper auf der Wasseroberfläche treiben. Es erzeugte ein bitteres, verzweifeltes Gefühl in uns, und unser so schön konzipierter Plan starb aus Angst.

In dieser Nacht kamen wir zu einem Bauernhof. Die Deutschen befahlen uns, in einer Bauernscheune zu schlafen. Es kam uns vor wie in einem Luxushotel.

Wir hatten Stroh, um unsere Körper zu bedecken, und die Wände der Scheune verhinderten, dass der kalte Wind auf uns blies.

Als wir uns schlafen legten, stupste ich Abram Danziger an und sagte: »Was für eine perfekte Gelegenheit bietet sich hier.«

»Was meinst du damit?« sagte er.

»Nun«, sagte ich, »wir könnten sehr leicht unter etwas Heu kriechen und uns verstecken. Wenn die anderen gehen, könnten wir zurückbleiben und dann in die Freiheit rennen. Der Bauer, dem diese Scheune gehört, hat sich besonders bemüht, Brot für uns zu backen. Er würde uns wahrscheinlich helfen.« Also planten wir wieder zu fliehen.

Wir haben unsere Flucht jedoch noch einmal verschoben, weil die deutschen Offiziere sehr spät in der Nacht mit langen, spitzen Mistgabeln in die Scheune kamen. Sie zeigten sie uns und nutzten die Angstpsychologie. Sie sagten: »Denkt nicht für einen Moment, dass einer von euch fliehen könnte, indem er unter das Stroh kriecht und sich versteckt. Bevor wir gehen, stecken wir die Mistgabeln in jeden Zentimeter dieses Strohhaufens, und jeder, der sich dort versteckt, wird einen schrecklichen Tod erleiden. Versucht es nicht!«

Am nächsten Morgen erwachten wir nach einem wunderbaren Schlaf, ausgeruht und gut gelaunt. Es tat uns leid, dass wir unsere Pläne nicht durchgezogen hatten, weil die Nazis das Heu nicht wie versprochen untersuchten. Sie kamen überhaupt nicht in unsere Scheune. Wir wären vielleicht entkommen, wenn wir den Mut gehabt hätten, uns unter dem Stroh zu verstecken. Wir aßen das Essen, das der Bauer uns gebracht hatte, und marschierten weiter.

Wir marschierten den ganzen Tag. Auf dem Weg starben weiter viele müde Gefangene. Wenn sich die Zivilbevölkerung auf dem Lande der Grausamkeiten nicht bewusst war, die uns hinter den Lagermauern zugefügt worden waren, so wussten dies sicherlich diejenigen, die diesen Zug von lebenden Leichen sahen.

Unser nächster Schlaf sollte nicht so erholsam sein. Am Ende eines weiteren Tages unseres anstrengenden Marsches kamen wir zu einem alten, verlassenen Bahnhof. Als wir uns darauf vorbereiteten, dort zu übernachten, verbreitete sich ein bösartiges Gerücht, dass die Nazis uns während des Schlafens mit einer giftigen Chemikalie begasen würden. Wir lagen

die ganze Nacht wach und zitterten vor Angst und Kälte. Am nächsten Morgen lebten wir noch, um den Sonnenaufgang zu sehen. Wir fragten uns, ob die Nazis das Gerücht selbst aufgebracht hatten, nur um uns in Angst zu versetzen. Wir standen so gut wir konnten auf und marschierten weiter.

Beim Gehen konnten viele das Tempo nicht halten. Es gab Nachzügler sowie schnelle Wanderer. Die Wachen beschäftigten sich überhaupt nicht mehr mit der Marschordnung. Wir haben den Platz gewechselt und miteinander gesprochen wie wir wollten. Ich ging voraus und traf auf einen Mann, den ich aus Krosniewice kannte, wo ich nach meiner Flucht aus dem Ghetto Kutno eine Weile gelebt hatte. Henry Kleinbaum war ein guter Mann, größer und stärker als ich, und er freute sich, mich lebend zu sehen. Wir erinnerten uns an die Vergangenheit und wurden schnell Freunde. Wir haben uns darauf geeinigt, zusammenzuhalten und einander zu helfen. Wir teilten uns das Essen und ich suchte ständig nach Zigarettenkippen, damit er rauchen konnte. Es war gut, einen weiteren Freund zu haben, um am Leben zu bleiben.

Unsere Aufseher reichten uns etwa zweimal am Tag von den Versorgungswagen Essen. Sie gaben uns jeden Tag nur eine Ration Brot, und wenn wir Glück hatten, erhielten wir am Nachmittag eine heiße Suppe. Ansonsten bestanden unsere Mahlzeiten aus dieser Brotration, die wir in drei Teile teilen mussten, um drei Mahlzeiten daraus zu machen. Während des gesamten Marsches hatten wir keine Gelegenheit zum Waschen und keine Möglichkeit, Toiletten zu benutzen. Wir mussten uns wo und wann immer wir konnten entleeren. Es war alles, was wir tun konnten, um zu überleben.

Beim Gehen stießen wir auf einen Apfelgarten. Andere vor uns hatten die meisten Äpfel schon gegessen, aber die Reste reichten aus, um uns sehr glücklich zu machen. Unsere hungrigen Mäuler kauten sie ab und wir stopften uns mit diesen saftigen Fruchtstücken voll.

Schon bald vertraute uns der deutsche Volkssturm an, dass wir uns unserem Ziel näherten. Sie hatten das Gefühl, sie könnten ebenfalls nicht mehr sehr weit marschieren. Sie waren erschöpft. Sie erzählten uns, dass

unser Zielort Hirschberg/Riesengebirge war. Es war eine von hohen Bergen umsäumte Gegend im Sudetenland, nahe der tschechischen Grenze.

Mehr Leiden, mehr Marschieren

Kapitel 13

Anfang März 1945 kamen etwa 200 von uns in Hirschberg an. Hirschberg war ein Außenlager von Groß-Rosen, dem polnischen Lager, in dem ich mich befand, bevor ich in das Lager Dreetz geschickt wurde. Vor uns ragte ein Tor auf, an das wir uns gewöhnt hatten, und führte in ein mit Stacheldraht eingezäuntes Gelände. Bewaffnete SS-Männer beobachteten uns von den Türmen aus. Schnee und Eis bedeckten den Boden und wir wussten, dass wir in einem weiteren Gefangenenlager angekommen waren. Hirschberg war eine Wegstation, an der uns die Nazis aufhielten, bis sie uns in ein anderes Lager verlegen konnten.

Wir betraten das Lager und waren froh, an einem Ort zum Ausruhen zu sein. Einige Handpumpen in der Mitte des Innenhofs waren die einzigen Wasserquellen in der Anlage. Wie üblich entlausten sie uns, als wir das Lager betraten. Wir fühlten uns wie Insekten, als die Nazis große, von Hand aufgepumpte Sprühdosen verwendeten, um uns mit Desinfektionsmittel zu behandeln.

Unsere Wachen hatten uns versichert, dass wir reichlich zu essen hätten, wenn wir im Lager ankommen würden. Nun erzählten sie uns, dass

es in ganz Deutschland an Nahrungsmitteln mangele. Sie gaben uns ausschließlich Kartoffeln in ungesalzenem Wasser als unsere Tagesration. Dies war unsere einzige Mahlzeit jeden Tag.

Die deutschen Wachen riefen unsere Nummern aus und teilten uns in Gruppen von vierzehn verschiedenen Räumen in der Kaserne ein. Sie wiesen jeder Person eine Strohmatratze, eine Decke und ein Bündel Stroh als Kissen zu. Es war bitterkalt und die Wachen gaben uns nur genug Kohle, um etwa zwei Stunden zu feuern. Als der kalte Wind durch unsere zugige Unterkunft heulte, wussten wir, dass wir etwas tun mussten, um uns warm zu halten. Wir bündelten unsere Ressourcen und kauerten uns alle in einem Raum zusammen. Als die Deutschen befahlen, in unser eigenes Schlafquartier zurückzukehren, zitterten wir die ganze Nacht, aber es gelang uns immer noch, auf den zweigeschossigen Kojen etwas zu schlafen.

Der Hirschberg-Kommandant machte ein groteskes Theater aus unserer Sauberkeit. Wir hatten in diesem Lager keine Arbeit zu erledigen, also befahl er uns, unsere Freizeit zu nutzen, um die Läuse von unseren Körpern abzusuchen. Als Beweis dafür, dass wir eine gründliche Arbeit geleistet hatten, mussten wir diese Läuse in eine Schüssel mit Wasser legen. Jeden Tag ging ein SS-Offizier von Unterkunft zu Unterkunft, um den Inhalt der Schüsseln zu inspizieren. Wehe uns, wenn unsere Schüssel nicht mit Läusen randvoll gefüllt war.

Nach einigen Tagen hatten wir nicht mehr genügend Läuse, um die Schüsseln zu füllen. Wir entwickelten einen Plan, um diese Schikane zu besiegen und unsere Unterdrücker zu hintergehen. Wir sammelten die Läuse aus allen Unterkünften und füllten zwei Schüsseln damit. Als der inspizierende Soldat zu der ersten Unterkunft kam, fand er die Schüssel zu seiner Zufriedenheit gefüllt. Während er die zweite Unterkunft inspizierte, schickten wir die erste Schüssel in die dritte Unterkunft. Nachdem er die zweite Unterkunft verlassen hatte, schickten wir diese Schüssel in die vierte Unterkunft. Dieses Schema funktionierte gut und rettete uns vor unverdientem Leid.

Das Leben war auch für unsere deutschen Eroberer äußerst miserabel.

Sie wollten, dass wir ihnen ein wenig Unterhaltung boten. Unsere deutschen Oberherren befahlen uns, mehrere deutsche Marschlieder zu lernen und in Formation vor ihnen zu paradieren. Der Kommandant beauftragte einen SS-Offizier, diesem zusammengewürfelten Haufen aus kranken, hungrigen und elenden Männern die Lieder beizubringen. Obwohl wir alle Juden waren, hatten wir keine gemeinsame Sprache. Wir konnten uns nicht einmal gut miteinander unterhalten, geschweige denn deutsche Lieder lernen. Wir kamen aus Polen, Griechenland, Frankreich, Ungarn, der Tschechoslowakei und Italien. Die Juden aus Italien und Griechenland sprachen nicht einmal Jiddisch, die Alltagssprache der Juden. Das wenige Deutsch, das wir beherrschten, half uns, miteinander zu kommunizieren. Der Kommandant verlangte jedoch eine perfekte Gesangsleistung. Er warnte uns, dass die Bestrafung hart sein würde, wenn wir die hohen Standards nicht erfüllen würden. Wir haben auf jeden Fall versucht, seine Lieder zu lernen, und haben sicher versagt.

Unsere verdorbenen deutschen Herrscher hatten sogar unsere Strafen zu ihrer eigenen Unterhaltung geplant. Mitten im Winter, bei fast zwei Meter hohem Schnee, befahlen uns die Nazis, unsere Kleider auszuziehen und nackt in der beißenden Kälte für sie zu marschieren. Wir marschierten in unseren Adamskostümen zur Unterhaltung der Zuschauer, Männer und Frauen in NS-Uniformen.

Der Verstand ist vielleicht das größte Merkmal des Menschen, aber unter ständigen Qualen spielt er verrückt. Die Gedanken werden unkontrollierbar.

Nach einigen Tagen oder Wochen – das Bewusstsein verliert unter anhaltendem Stress die Fähigkeit, die Zeit genau einzuschätzen – stand unser Kommandant stolz vor den Gefangenen und verkündete: »Ein weiterer Transport jüdischer Häftlinge wird in unser Lager gebracht, begleitet von seinem eigenen Kommandanten und SS-Wachen. Ich erwarte, dass ihr mich stolz macht. Sobald der Kommandant eintrifft, rufen wir euch erneut zum Antreten auf. Ich möchte, dass ihr ihm zeigt, wie diszipliniert und sauber ihr seid. Ich werde einen von euch zufällig auswählen, um die

Sauberkeit seines Körpers und seiner Kleidung zu demonstrieren. Ich möchte vor allem, dass der Kommandant sieht, wie frei ihr von Läusen seid. Wenn der ausgewählte Gefangene vollkommen sauber ist, werdet ihr alle belohnt. Wenn er nicht sauber ist, werdet ihr alle bestraft.«

Der neue Kommandant kam an und sie versammelten uns für die Show. Sie befahlen einem unglücklichen Juden, sich zur Inspektion vorzustellen. Ein SS-Offizier näherte sich dem Gefangenen und befahl ihm, sein Hemd auszuziehen. Sobald sie in sein Hemd schauten, sahen sie ein krabbelndes Insekt. Unter diesen Bedingungen war es unmöglich, ohne Läusebefall zu leben. Sie schlugen den Gefangenen zu Boden und zerrten ihn wie einen Sack voll Mist in ein Nebengebäude. Wir hörten seine Schreie, als sie ihn zu Tode schlugen, während wir im Elend standen. Sein blutender, zerquetschter Körper wurde vor uns geworfen, bevor er begraben wurde.

Ich stand reglos da. Tränen liefen mir über die Wangen und froren zu Eis auf meinem Gesicht. Mein Geist war weit weg. Ich erinnerte mich daran, wie ich andere Gräueltaten erlebt und gesehen hatte, als ich im Lager Gross-Rosen war. Trübselig erinnerte ich mich an die deprimierenden, leidvollen und traurigen Tage dort. Es gab nur einen Vorteil. In Gross-Rosen hatten wir Essen mit Salz. Als der Speichel in meinem Mund floss, konnte ich die salzige, gewürzte Suppe, die täglich in den großen Metallmilchbehältern ausgetragen wurde, in meiner Vorstellung schmecken. Dann dachte ich daran, wie schrecklich die ungarischen Juden uns in Bolkenheim behandelt hatten.

Ich dachte daran, dass der Birkenauer Kommandant uns vor dem Verlassen des Lagers aufgefordert hatte, für den deutschen Sieg zu beten, damit wir am Leben bleiben und im schlimmsten Fall als Sklaven der Herrenrasse dienen würden. Ich konnte mich nicht dazu bringen, einen deutschen Sieg zu wünschen und dafür zu beten. Stattdessen freute ich mich auf den Geschmack des Mysteriums des Todes.

Betäubt und stumm öffnete ich meine Augen und kehrte in die Realität zurück. Die Rückblenden mussten aufhören. Ich musste an die Gegenwart und an morgen denken, so traurig es auch war. Der Kommandant entließ uns in unsere Unterkünfte und war damit zufrieden, einen unschuldigen

Mann zu Tode geprügelt zu haben, nur weil er nicht perfekt und rein in einer unvollkommenen und unreinen Umgebung erscheinen konnte. Es war schwer, die Erinnerungen an diese Szene aus meinem Kopf zu verbannen, aber unsere müden Körper schliefen bald ein.

Ich war froh, als ich von unserer Verlegung in ein anderes Lager erfuhr, aber ich hatte immer noch Angst vor dem, was kommen würde. Die Wachen gaben uns Brot mit Marmelade und rohe Kartoffeln für die Reise. Sie erlaubten uns, Kartoffeln zu essen, bevor wir gingen, da es keinen Mangel an Kartoffeln gab. Ich habe so viel gegessen, wie ich konnte, und es gelang mir, etwa sechs zusätzliche Kartoffeln in einem kleinen Stoffsack zu verstecken. Die Wachen sagten uns, dass unser Essen drei Tage reichen müsste.

Es war jetzt Anfang März, als der Zwangsmarsch uns durch den Einschnitt in den Bergen um uns herum führte. Mit der Anweisung, unser Brot und Gelee vor dem geistigen Auge zu behalten, verdaute ich die drohenden Gefahren, die uns in den kommenden Tagen wahrscheinlich treffen würden. Meine Erfahrungen, meine Ängste und meine Vorahnung sagten mir, dass dunkle, entbehrungsreiche Tage vor uns lägen.

Eis und Schnee bedeckten unseren Weg. Es war schwierig, auf den Höhen und Tiefen der Straße in der Spur zu bleiben. Wir hatten unsere Schuhe bereits abgetragen, und sie schützten uns nur wenig vor dem Wetter. Der kalte Wind wehte und durchdrang die kargen Kleider auf unserem Rücken. Wir waren alle schwach und erschöpft, mussten aber trotzdem weitermachen auf unserem Marsch unter lebensgefährdenden Bedingungen. Die Kälte und der Schmerz durchzogen unsere Körper und unsere Seelen.

Es dauerte nicht lange, bis wir hungrig und durstig wurden. Der Schnee war reichlich und es gab genug Wasser. Das Essen war jedoch knapp. Ich war froh, die wenigen Kartoffeln dabei zu haben, die ich mitgenommen hatte. Ich habe zuerst die Kartoffeln gegessen und das Brot und die Marmelade für später aufgehoben. Wir marschierten zwei Tage lang und ruhten uns nachts auf offenen Feldern aus. Am dritten Morgen hatte ich

immer noch Brot und Marmelade. Gott sei Dank hatte ich die Weitsicht, die zusätzlichen Rationen aufzusparen und mich nicht wie andere auf einmal vollzustopfen. Einige meiner Mitgefangenen waren jetzt schwach und erschöpft, durch Mangel an Nahrung und durch das schwierige Trampeln durch Eis, Schnee, eisigen Regen, heulenden Wind und schlammige Straßen, auf denen unsere Füße tief versanken. Ich wusste, dass ich große Selbstkontrolle ausüben musste; ich wollte auch gerne satt essen, wohl wissend, dass ich in meiner Tasche Brotscheiben mit süßer Marmelade hatte. Es war eine Versuchung, der ich mich widersetzen musste, wenn ich überleben wollte. Wir marschierten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Auch unsere SS-Wachen waren erschöpft. In der eisigen Kälte eines offenen Feldes schliefen wir wieder.

Unsere Gruppe von etwa vierzig Männern marschierte am nächsten Morgen noch in Formation, aber unser Tempo verlangsamte sich kontinuierlich. Wir konnten unsere Füße nicht mehr gut heben in dem tiefen Schnee und Schlamm. Viele Mitgefangene fielen zu Boden und konnten ihr Gewicht nicht mehr tragen. Unsere Wachen befahlen denjenigen, die laufen konnten, denjenigen zu helfen, die nicht mehr weiter konnten. Für diejenigen von uns, die es mit letzter Kraft geschafft hatten, sich selbst auf den Beinen zu halten, war der Befehl, sich mit denen zu bewegen, die totes Gewicht waren, eine fast unmögliche Aufgabe. Das Ziehen und Tragen der anderen schwächte uns bis zum Niveau der Nachzügler. Mehr als ein Dutzend unserer Mitmenschen gerieten schließlich aus unserem Griff und fielen nieder, um wahrscheinlich nicht mehr aufzustehen.

Während wir gingen, versuchten wir, denen zu helfen, an die wir als unsere Freunde zuerst dachten. Meine müden Augen suchten meine Freunde Abram Danziger und Henry Kleinbaum. Wir bemühten uns, uns gegenseitig zu bestärken und zu lächeln als Hilfe zum Überleben und zum Erhalt unserer Ausdauer. Mit Blicken und Lächeln, Worten und Augenzwinkern ermutigten wir uns, nicht aufzugeben, wie wir es bei vielen anderen gesehen hatten.

Unser Zwangsmarsch führte uns durch zahlreiche kleine Dörfer. Das Dröhnen der Motorräder, die die befehlshabenden Offiziere beförderten,

und der Tross der Männer brachten neugierige Dorfbewohner auf die Straße, um diese Exemplare von Menschen mit Mitleid zu betrachten. Die alten SS-Männer, die mit uns gingen, hatten kaum mehr als wir. Vielleicht hatten sie bessere Kleidung und etwas mehr Essen, aber die verschneiten, schlammigen Straßen griffen auch ihre alten Körper an.

Als wir an einem Wirtshaus vorbeikamen, hielt ein SS-Wachmann an und bestellte eine große Tasse heißen Kaffee. Als der Wachmann den Inhalt in seinen erwartungsvollen Mund schütten wollte, stürmte ein SS-Offizier auf seinem Motorrad heran. Mit einem Schlag traf der Offizier den Boden der Tasse, verbrannte das Gesicht der Wache und fuhr ohne ein Wort davon. Einen Moment später kam er wieder zurück, stieg vom Motorrad und stellte sich dem SS-Wachmann, der sich jetzt angewidert und verlegen das Gesicht abwischte. Er sagte laut: »Kein Wunder, dass die Gefangenen undiszipliniert sind. Sie sollten zu uns aufblicken und uns respektieren. Schau dir dein erbärmliches Verhalten an! Jetzt geh wieder ins Glied und marschiere mit den Gefangenen!« Zufrieden, dass der SS-Wachmann nun völlig erniedrigt war, stieg er auf sein Motorrad und fuhr wieder davon.

Diese alte SS-Wache wurde uns sympathischer. Ich glaube, er hatte das Gefühl, dass er jetzt mehr mit uns gemeinsam hatte. Die SS-Wache kam auf uns zu und sagte mit sanfter, schmerzlicher Stimme: »Zumindest wisst ihr, was euch bevorsteht. Als Nazi-Wächter wissen wir nicht, was unsere Probleme sein werden, wenn der Krieg endet.«

Einige Stunden später verbreitete sich die Nachricht, dass wir uns einem Lager näherten, in dem wir übernachten würden. Die Nacht brach herein, und diejenigen von uns, die andere trugen, mussten feststellen, dass auch ihre Kraft nachließ. Traurig hatte sich der feste Griff an denen, die wir schleppten, gelockert. Einige weitere unserer Freunde schlüpften durch unsere Hände und Finger. Verwirrt, halb verrückt und schlafend ging unsere Gruppe einfach über ihre gefallenen Körper. Niemand wusste es, niemand sah hin und niemand kümmerte sich – außer Gott oben.[1]

1. Bei den Todesmärschen war es allgemein üblich, dass die SS-Wachen die Nachhut bildeten und denjenigen, die vor Erschöpfung auf die Straße gefallen waren, in den Kopf schossen.

Die Wärter, die sich mit uns angefreundet hatten, drängten uns weiter. »Bitte«, sagten sie, »versucht mit aller Kraft, es zu schaffen. Bleibt nicht auf der Strecke wie ein paar eurer Freunde. Wir sind nicht mehr weit entfernt.« Mindestens ein Drittel unserer Gruppe war bereits gestorben. Wir sammelten unsere Kräfte und hofften, im nahe gelegenen Lager ruhen zu können. Die Lichter sagten uns, dass Schutz, Ruhe und Wärme für unsere erschöpften Körper nahe waren. Mit einer letzten Kraftanstrengung kamen wir im Lager an. Nachdem wir die letzten Nächte im Freien geschlafen hatten, fanden wir die ungeheizten Räume gemütlich und komfortabel. Wir wuschen uns und teilten die wenigen Handtücher, die wir fanden. Wir hofften sehr, die Deutschen würden uns am nächsten Morgen zu essen geben.

Als der Morgen kam, erfuhren wir, dass die ansässigen Gefangenen das für uns beiseite gelegte Essen verschlungen hatten. Wir waren ausgeruht, aber halb verhungert. Ich hatte noch ein kleines Brot, das ich aufgespart hatte. Es bedurfte der äußersten Selbstkontrolle, um jetzt nicht alles zu essen. Ich nahm nur einen Bissen und wusste nicht, wie lange es noch dauern würde, bevor wir wieder etwas essen würden.

Bald marschierten wir zu den Güterwagen am Bahnhof. Das Schild mit dem Namen der Stadt haben wir nie gesehen. Wir stiegen in offene Güterwagons, so etwas wie Gondeln, ohne Schutz vor dem Wetter. Wir warteten fast einen halben Tag in ihnen, bevor sie den Bahnhof verließen. Wir waren froh, wegzukommen, aber wir fragten uns, ob die Zukunft gefährlicher sein würde als die Vergangenheit.

Unser Zug hielt wiederholt an und ermöglichte das Rangieren und Überholen anderer Züge. Es kam häufig zu Luftangriffen, und wenn die Sirenen heulten, hielt unser Zug an. Wir fuhren dann später weiter. Der fallende Schnee bedeckte uns in den offenen Wagons. Wir drängten uns zum Wärmen zusammen. Während die Flugzeuge der Alliierten über uns brüllten, hofften fast alle Gefangenen, dass eine Bombe sie von ihrem Elend erlösen würde.

Als wir uns an unserem fünften Reisetag mit dem rhythmischen Klacken der Schienen in den Ohren fortbewegten, schmerzten unsere Mägen

vor Hunger. Sie hatten uns nichts zu essen gegeben, seit wir Hirschberg verlassen hatten. Ich hatte mein aufbewahrtes Brot bereits zu Ende gegessen. Andere in unserem offenen Wagon starben vor Erschöpfung und Auszehrung.

Unser Zug kam unter einer Brücke zum Stehen. Wir konnten hören und sehen, wie Autos und Menschen über uns vorbeifuhren. Es war früher Morgen und deutsche Arbeiter waren auf dem Weg zur Arbeit. Als sie über uns waren, sahen sie uns unten im Zug. Auf einer Seite des Wagons hatten wir die Leichen der Verstorbenen gestapelt, und die Lebenden wirkten halb erfroren. Aus Mitleid begannen die Passanten, uns Essen zuzuwerfen. Sie haben uns mehr geschadet als geholfen. Die hungernden Häftlinge erwachten zum Leben und traten und kratzten sich gegenseitig, für etwas zu essen. Das Essen wurde zerfetzt und zerrissen, bis nicht mehr als zwei Männer etwas davon abbekamen. Glücklicherweise blieb ich der Verwirrung fern und gehörte nicht zu den unglücklichen Unschuldigen, die von ihren eigenen Kameraden zu Tode getrampelt wurden.

Buchenwald und die letzten Tage

Kapitel 14

Am sechsten Tag unserer trügerischen Reise hielten wir endlich an. Wir gingen durch die Tore des KZ Buchenwald in der Nähe von Weimar.[1] Das Gehen war extrem schmerzhaft. Meine erfrorenen Füße hatten jetzt offene Stellen. Die meisten von uns hatten im Zug die Schuhe ausgezogen und sich gegenseitig die Füße gerieben, um die Durchblutung wiederherzustellen. Dies sollte dazu beitragen, dass Frostbrand vermieden wird und möglicherweise tötet. Meine geschwollenen Füße eiterten aus offenen Wunden und ich konnte meine Schuhe nicht mehr anziehen.

Wir hielten in Formation hinter den Toren an. Buchenwald bestand aus einer riesigen Fläche mit Gebäuden. Es war ein großes Lager mit Gefangenen aus fast ganz Europa. Obwohl Buchenwald noch unter deutscher Kontrolle stand, befanden sich politische Gefangene in Autoritätspositionen. Die meisten von ihnen waren Russen.

Ein russischer Gefangener stand vor uns und rief gebieterisch: »Alle

1. Von Hirschberg nach Buchenwald legte Abe in sechs Tagen ca. 320 Kilometer zurück, und das alles ohne Essen von den Nazis während des Marsches und Transports.

Kapos treten vor.« Das Deutsche Reich belohnte Kapos normalerweise mit zusätzlichen Privilegien für ihren Dienst. Kapo Schwartz trat stolz vor und erwartete seine Belohnung. Dies war derselbe Kapo Schwartz, der in Birkenau Rozia und andere Widerstandskämpfer verraten hatte, weshalb sie von den Nazis gefoltert und ermordet wurden. Wir hassten ihn dafür und für viele andere heimtückische Taten.

Kapo Schwartz erhielt nicht die von ihm erhoffte Sonderbelohnung. Zwei kräftige Männer packten ihn von jeder Seite und hoben Kapo Schwartz von den Füßen. Ein dritter Mann schlug ihn fast zu Tode, während wir mit Befriedigung zusahen, die von einer süßen Rache gespeist war – zuzusehen, wie die Peiniger ihre gerechte Belohnung erhielten. Diese russischen Gefangenen nahmen seinen bewegungslosen Körper und tauchten ihn in das Desinfektionsbad ein. Als sie ihn aufstellten, sein Gesicht geschwollen und blass, schlugen sie ihn erneut und sagten: »Das ist deine Belohnung dafür, dass du ein so guter Kapo warst!«

Nachdem wir diesen Akt der Gerechtigkeit mit Freude erlebt hatten, waren wir an der Reihe, durch das Desinfektionsbad zu gehen. Meine Füße brannten, bis ich fast schrie. Als ich aus der Tauchwanne stieg, fand ich mehrere zerrissene Handtücher, mit denen ich meine Füße verband. Sie gaben uns unsere Uniformen und führten uns in die Unterkünfte. Wie in Birkenau waren die Pferdeställe zu Baracken umgebaut. Holzbetten, auf denen wir schlafen konnten, säumten wie Regale die Wände. Zumindest war uns warm.

Unsere erste Mahlzeit nach sechs Tagen Hunger war eine leckere Suppe. Meine Geschmacksnerven wussten, dass sie heiß war, konnten aber die Zutaten nicht erkennen. Für unsere hungrigen Mägen war dies ein Festmahl. Ich wählte absichtlich einen kleinen Löffel aus und aß die Suppe langsam. Als alle anderen ihre Ration beendet hatten, aß ich immer noch und fühlte mich wie ein König.

In Buchenwald habe ich schnell die Routine erlernt. Jeden Abend erhielten wir eine heiße Suppe. Sie gaben uns auch ein paar Scheiben Brot mit etwas Gelee oder Margarine, die wir für den nächsten Tag aufbewahren

sollten. Natürlich haben die meisten hungernden Gefangenen ihre Rationen sofort gegessen.

Einige Tage vergingen, während wir uns erholten. Ich hatte immer daran geglaubt, dass ein Mann arbeiten sollte, um seinen Unterhalt zu verdienen. Diese Philosophie hat mir wahrscheinlich viele Male das Leben gerettet, weil die Deutschen fleißige Gefangene im Allgemeinen besser behandelten und sie besser fütterten als diejenigen, die nur in Käfigen saßen und keine Arbeit leisteten. Aus wirtschaftlichen Gründen lebten die Häftlinge, die nicht arbeiten konnten, nicht lange. Ich war jedoch erleichtert, dass es noch keine zugewiesene Arbeit für uns gab, denn ich humpelte immer noch mit einem Lappen über meinem erfrorenen linken Fuß.

Als mein Fuß zu heilen begann, wollte ich wieder arbeiten. Durch Gerüchte hörten wir, dass die Deutschen arbeitsfähige Männer für die Arbeit in einem nahe gelegenen Lager aussuchen würden. Meine Freunde, Abram Danziger und Henry Kleinbaum, waren bereits für die Verlegung ausgewählt worden. Ich war der Ansicht, dass ein Aufenthalt im KZ Buchenwald als nicht-produktiver Gefangener bald den Tod bedeuten würde.

Meine Chance kam und ich verpasste sie fast. Ein SS-Offizier kam, um uns zu inspizieren. Weil ich meinen Schuh immer noch nicht über meinen geschwollenen linken Fuß bekommen konnte, überging er mich. Ich wandte mich sofort an den SS-Offizier und erklärte, dass ich gerne arbeiten würde. »Mein bandagierter Fuß ist nur ein kleines Problem«, sagte ich. »Ich habe nur eine kleine Erfrierung an einem Zeh. Es gibt nichts wirklich Ernsthaftes an mir, was mich von der Arbeit abhalten würde.« (Eigentlich hatte mein ganzer Fuß Erfrierungen und ich hatte starke Schmerzen.)

Anscheinend beeindruckte ich den SS-Offizier mit meiner Ehrgeizigkeit, und er sah mich genau an. Dann forderte er einen Häftling auf, meine Identifikationsnummer (124157) in die Liste der zu überstellenden Häftlinge aufzunehmen. Ich war überglücklich, dass mein Leben gerettet war und ich im nächsten Lager mit meinen Freunden zusammen sein würde.

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg, um in Pferdewagen zu reisen. Zumindest mussten wir nicht laufen. Nach einem Tag Humpeln und Rütteln im offenen Viehwagen – der kalte Wind vertrieb den Viehgeruch –, näherten wir uns schließlich unserem Ziel. Sie sagten uns den Namen des Lagers nicht, aber jemand wusste, dass wir uns in der Nähe von Ohrdruf befanden, einem Unterlager von Buchenwald, etwa 60 Kilometer südwestlich.

Die Sonne war gerade untergegangen und es war dunkel, als wir den Eingang des Lagers zum ersten Mal sahen. Um dieses Lager zu betreten, mussten wir unter die Erde. Die gesamte Lagereinrichtung war unterirdisch, und wir sollten in Tunneln leben. Die alten Gefangenen, die schon länger dort waren, liefen heraus und begrüßten uns herzlich. Die meisten von ihnen kamen aus Polen und Deutschland und nicht alle waren Juden. Sie vertrauten uns an, dass dies eine geheime unterirdische Raketenanlage sei.[2] Die Gefangenen mussten die deutschen V-Raketen mit Sprengladungen füllen. Sie flüsterten uns jedoch zu, dass viele Gefangene versucht hatten, die Sprengköpfe zu sabotieren, indem sie die V-Raketen mit einer Mischung aus Sand und Sprengstoff füllten. Auf diese Weise hatten sie gehofft, ihren Teil dazu beizutragen, den Krieg schnell zu beenden, indem sie hofften, dass die V-Raketen nicht explodieren würden.

Ein wunderbares Aroma erfüllte die Luft, als wir uns wegen unserer Lebensmittelration der Küche näherten. Neben jedem Suppenkessel stand ein Gefangener, der sie jedem Zwangsarbeiter austeilte. Vor mir stand ein alter Freund aus Kindertagen aus meiner Heimatstadt Lipno, den ich seit etwa sechs Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es war unglaublich, aber es stimmte. Meyer hörte auf, die Suppe zu servieren, und er rannte auf mich zu, als wären wir beide durch ein Wunder auferstanden. Wir folgten den europäischen und polnischen Gepflogenheiten, Freundschaft durch Umarmung und Schulterklopfen zu zeigen. Meyer klopfte mir auf den Rücken

2. Zwölf Kilometer von Ohrdruf entfernt befanden sich in riesigen unterirdischen Gebirgstunneln V-Waffenfabriken. Zehntausende Gefangene bauten die Tunnel. Aufgrund der bedauerlichen Bedingungen überlebte nur ein Bruchteil.

und sagte: »Mach dir keine Sorgen, Abe. Mach dir keine Sorgen. Solange du hier bist, werde ich dafür sorgen, dass du mehr als genug zu essen hast. Du wirst nie hungern.« Meine Augen und mein Herz sprühten vor Freude. Ich war jetzt im Himmel und es gab viel zu essen.

Mein neu entdeckter Himmel hielt nicht lange an. Als uns der deutsche Chef der Zivilmannschaft am nächsten Morgen aufstellte, musterte er mich missbilligend. Er sah vor sich einen kleinen, abgemagerten jungen Mann mit einem verletzten Fuß, der statt mit einem Schuh mit Lumpen bedeckt war. Ich konnte meinen geschwollenen, übergroßen Fuß immer noch nicht in einen Schuh bekommen. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Nein, du kannst hier nicht arbeiten. Dein Zustand wird es dir nicht ermöglichen, die Art von Arbeit zu erledigen, die hier erledigt werden muss.«

Meine gute Stimmung verlor sich schnell. Am nächsten Morgen schickten sie mich raus. Ich habe meinen Freund Abram Danziger nie wieder gesehen. Ich erfuhr später, dass Henry Kleinbaum das Lager überlebte, aber Abram starb dort.

Ich war wirklich besorgt darüber, mit kranken Häftlingen, die nicht arbeiten konnten und die mir alle fremd waren, zusammen einsortiert zu werden. Es war offensichtlich, dass sie sich in fortgeschrittenen Krankheitsstadien befanden, von denen sich wenige, wenn überhaupt, jemals erholen würden. Jeder Transportwagen beförderte dreißig Personen; neunundzwanzig in unserem Wagon waren lebende Leichen. Obwohl ich bei meinem Transport am gesündesten war, befürchtete ich, dass ich mich mit ihren Krankheiten infizierte.

Am späten Nachmittag kamen wir schließlich wieder im Camp Ohrdruf an. Sie steckten mich zu den unheilbaren und kranken Gefangenen. Die Lagerleiter befahlen uns, ein leeres Gebäude mit der Kennzeichnung »D« als Unterkunft zu benutzen. Wieder waren es Pferdeställe. Es gab keine Fenster und keine Betten. Wir hatten nicht einmal Regale zum Schlafen wie in Buchenwald. Wir schliefen auf dreckigem Stroh auf dem Boden, mit nur einer Decke pro Person.

Die anderen Gefangenen bei mir hatten nicht einmal die Kraft oder den

Wunsch, miteinander zu kommunizieren. Sie warteten einfach darauf zu sterben. Es war eine traurige und äußerst bedrückende Szene. Immer wenn einer der Gefangenen starb, nahm ein anderer seine Decke und alles, was er hatte, mit. Die schrecklichen Bedingungen machten uns zu Tieren und Aasfressern. Es war ein lebendiger Tod.

Bei der ersten Gelegenheit hielt ich zwei russische Gefangene an und fragte sie nach den Gründen für die verschiedenen Buchstaben an den Kasernen. Mit einer Mischung aus gebrochenem Deutsch und elementarem Russisch, das ich verstand, erklärte man mir, dass in den mit »A« gekennzeichneten Unterkünften gesunde Häftlinge lebten, die regelmäßig arbeiteten. Gebäude B war für Gefangene, die regelmäßig leichte Arbeiten verrichten konnten. Unterkunft C war eine Krankenstation für heilbare Häftlinge, die nach einer kurzen Erholungsphase noch arbeiten konnten. In meinem Gebäude, das mit »D« gekennzeichnet war, befanden sich Menschen, die nur darauf warteten zu sterben. Sie wurden Mussul-Männer genannt (diejenigen, die den Kampf ums Überleben aufgegeben hatten). Es gab mehrere »D«-Gebäude. Ich wusste, dass ich diese Unterkunft verlassen musste.

Meine Gelegenheit kam am nächsten Tag. Ein SS-Offizier kam herein, und sein Assistent rief: »Achtung«. Ich war einer der wenigen Patienten, die in der Lage waren, auf diesen Ruf zu reagieren. »Gibt es irgendwelche Beschwerden?«, fragte der SS-Offizier.

»Ja. Wenn ich sprechen darf; ich weiß, dass ich gesund genug bin, um arbeiten zu können. Ich habe immer dafür gesorgt, mein Brot zu verdienen, und ich schäme mich, dass ich Brot esse, welches ich bekomme, ohne es zu verdienen.«

Ich beeindruckte den SS-Offizier, und er rief einen ungarischen jüdischen Arzt, ebenfalls einen Gefangenen, und fragte nach seiner Meinung.

Ohne mich anzusehen, sagte er einfach: »Viele kranke und sterbende Gefangene behaupten, gesund zu sein, aber wenn sie die Gelegenheit bekommen, zu arbeiten, können sie das nicht. Dann müssen wir sie nur noch hierher zurück bringen. Alles, was sie wollen, ist eine Chance, mehr zu essen.« Meine einmalige Gelegenheit war zu einem Trugbild geworden.

Nach einigen Tagen ordnete das Lagerkommando eine Entlausung an. Läuse hatten sich so stark vermehrt, dass sie uns, unsere Kleidung und unser Schlafquartier entlausen mussten. Es war schon lange überfällig. Sie befahlen uns, uns zum Duschen auszuziehen und in Desinfektionsmittel einzutauchen. Sie begasten unsere Unterkunft. Während dieser ganzen Zeit haben wir nackt draußen gewartet. Es war Mitte März und draußen immer noch kalt, aber nicht eiskalt. Das Frühlingsgras hatte bereits angefangen zu sprießen.

In diese Szene trat der ehemalige Kommandant des Lagers Auschwitz. Ich erkannte ihn sofort, aber er wusste nichts von meiner Existenz. Zum Glück blieb er stehen und fragte, ob es irgendwelche Beschwerden gäbe.

Ich begriff, dass das möglicherweise die letzte Gelegenheit war, mich zu retten. »Ja, Herr Offizier«, sagte ich. »Ich habe eine Beschwerde. Ich bin nicht krank, sondern habe nur ein kleines Problem mit meinem linken Zeh. Ich bin seit mehr als fünf Jahren gefangen. In anderen Lagern, einschließlich Auschwitz, war ich immer froh, dafür zu arbeiten, dass ich mir meinen Unterhalt verdienen konnte. Ich möchte arbeiten, und ich bin nicht so krank, dass es mich von der Arbeit abhält.«

Später erfuhr ich, dass die Nazis eine Methode hatten, um zu beurteilen, ob ein Gefangener geheilt werden konnte oder nicht. Sie schauten auf unser Gesäß. Wenn noch Fleisch dran war, bestand Hoffnung auf Heilung. Wenn der Gefangene wie ein laufendes Skelett aussah, wurde er für unheilbar gehalten.

Der Kommandant sah mich ebenso an wie die anderen Gefangenen. Einige von uns haben den Test bestanden. Er forderte uns auf, in einer Gruppe zur Seite zu treten, woraufhin er rief: »Wer ist der verantwortliche Arzt für diese Männer?« Derselbe ungarische jüdische Arzt, der mich zuvor für unheilbar gehalten hatte, ohne mich anzusehen, kam jetzt. In Anwesenheit des Arztes fragte mich der Kommandant: »Wurdest du jemals von einem Arzt untersucht?«

»Nein, mein Herr«, antwortete ich.

»Du wurdest nie untersucht, selbst als du dieses Lager betratest?«, fragte er.

Wieder antwortete ich: »Nein, da war nichts dergleichen.«

Der Arzt bekam dann seine Belohnung. Der Kommandant riss die Armbinde ab, die ihn als Arzt auswies und befahl ihm, die Außenlatrinen zu leeren. Vielleicht war diese Strafe nicht genug für seine Faulheit, die viele heilbare Gefangene in den Tod schickte. Zumindest wurde er bestraft, und jetzt hatten einige von uns eine Chance zu überleben.

Die Sonne der Hoffnung schien für mich. Sie schickten uns in die mit »C« gekennzeichneten Unterkünfte für heilbare Patienten. Was für ein Kontrast! Ein Wärter gab uns einen Krankenhauskittel zum Anziehen. Es gab saubere Betten und sogar Kissen für uns. Ich fühlte mich erhaben. Ich fühlte neue Hoffnung. Die Männer hier waren krank, aber sie starben nicht. Sie waren gesprächig. Wir kommunizierten miteinander.

Ich erhielt Pflege von einem Wärter, der ein Abzeichen des Roten Kreuzes trug. Er war auch ein Gefangener und nicht wirklich beim Roten Kreuz, aber er hatte einige Erste-Hilfe-Fähigkeiten. Er wickelte die schmutzigen Lumpen an meinem Fuß ab. Nachdem er meine Wunden mit Peroxid und Wattepads gewaschen hatte, legte er einen trockenen, sterilen Verband an meinen Fuß. Zweimal täglich hatte ich den unerwarteten Luxus einer brandneuen Bandage mit Medikamenten. Es schien, dass meine Gebete erhört worden waren und dass jemand mich für würdig hielt, zu leben. Ich war auf dem Weg zu einer vollständigen Genesung.

Eines Morgens Ende März 1945 kam der Erste-Hilfe-Wärter mit einem ernsten Blick im Gesicht. »Przyjaciele!«, rief er. Es war das polnische Wort für »Freunde«. In all seinen Begegnungen mit uns sahen wir uns gegenseitig als Freunde. Seine Ankündigung war ernst und erschreckend. »Die amerikanische Armee ist nur 15 Kilometer entfernt.[3] Wir evakuieren, aber nur wer gesund ist und kein Fieber hat, kann gehen. Die Deutschen

3. Ohrdruf wurde am 4. April 1945 von der amerikanischen Armee befreit. Als General Eisenhower das Lager besuchte, war er vom Anblick der abgemagerten Leichen so schockiert, dass er Fotografen in das Lager befahl und Kopien der Fotografien zu Churchill schicken ließ. Churchill veranlasste sofort mehrere Parlamentsmitglieder, das Lager zu besuchen.

werden alle Hinterlassenen erschießen. Sie möchten nicht, dass jemand sie verurteilt. Ich werde deine Temperatur messen.«

Die Angst, Fieber zu zeigen, verursachte bei mir beinahe welches. Das Thermometer war in meinem Mund und ich war bereit für das Urteil, was auch immer es wäre. Der Wärter sah auf das Thermometer und ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Du hast kein Fieber, Abe. Du kommst mit uns.« Es dauerte nicht lange, um das gesamte Lager zu evakuieren. Wir begannen unsere lange Wanderung zurück nach Buchenwald.

Später erfuhren wir, dass die Nazis Dynamit zündeten, das sie zuvor in Ohrdruf platziert hatten. Das gesamte Lager und alle, die zurückgeblieben waren – die Kranken und die Nachzügler – wurden ins Nichts und zu Staub zerblasen. Einige hatten versucht, den brennenden Resten und den Trümmern zu entkommen, aber keiner überlebte.

Nach einem langen Marsch ließen sie mich in einem Pferdewagen mit anderen kranken Häftlingen fahren, die gesund genug waren, um am Leben zu bleiben. Es war eine lange, anstrengende und wackelige Reise. Nach einer Nachtwanderung kamen wir wieder in Buchenwald an.

Die baulichen Einrichtungen in Buchenwald hatten sich nicht verändert, aber die bisher so offensichtliche deutsche Effizienz war wie weggeblasen. Die Wachen befahlen uns vom Wagen abzusteigen und in einen der umgebauten Pferdeställe zu gehen. An den Wänden säumten dreistufige Regale den Raum. Mit etwas schmutzigem, stinkenden Stroh mussten wir unsere Körper abfedern. Wir fielen einfach in die Regale, um uns auszuruhen.

Inzwischen war mein infizierter Fuß wieder angeschwollen. Ich humpelte gerade lange genug vor die Unterkunft und weit genug, um mein Essen zu bekommen. In meinem erschöpften und kranken Zustand humpelte ich dann zurück, um in den Regalen zu ruhen. Fast alle Hoffnung hatte uns verlassen. Wir warteten auf das Unvermeidliche – den Tod –, von dem wir glaubten, dass er uns sehr bald ereilen würde.

Als ich eines Nachmittags aus meiner Baracke ging, sah ich das Gesicht von Kapo Schwartz, dem gleichen Schwartz, der bei unserer Ankunft in

Buchenwald schwer zusammengeschlagen worden war. Er war diesmal zu Tode geprügelt worden und wurde zur weiteren Erniedrigung in einen Pferdetrog geworfen. Später erfuhr ich, dass zwei russische Gefangene, die Schwartz zuvor in Auschwitz geschlagen und gefoltert hatte, ihm in einer dunklen Gasse aufgelauert und sich an ihm gerächt hatten. Der Anblick dieses toten, hässlichen Kapo – er selbst ein jüdischer Gefangener, der ein zusätzliches Stück Brot als Gegenleistung für das Hassen, Schlagen und Misshandeln seiner Mitmenschen wählte – trug dazu bei, meinen Glauben an eine Art Gerechtigkeit zu erneuern.

Diese große Macht, die die Ereignisse von Mensch und Nation verändert, sollte sich jetzt in einem riesigen Schritt voran bewegen . . .

In den ersten Tagen des April 1945 begann sich durch den Widerstand die Nachricht zu verbreiten, dass sich die amerikanische Armee näherte. Die meisten Untergrundmitglieder in Buchenwald waren Russen. Die Meldung war, dass die Amerikaner in wenigen Tagen unser Lager erreichen würden. Diese Hoffnung richtete uns wieder auf.

Wir erfuhren, dass die Deutschen planten, vor der Ankunft der Amerikaner das Lager zu räumen – wie bei den anderen Lagern. Sie wollten allen jüdischen Gefangenen befehlen, mit ihnen abzuwandern. Die Nazis benutzten uns dann als Geiseln oder einfach als Zielscheibe für die Feinde. Der Untergrund warnte uns davor, mit den Deutschen zu gehen, wenn wir leben wollten.

All diese langen Jahre hatten wir deutschen Befehlen ohne Widerstand wie Roboter gehorcht. Diesem Marschbefehl gehorchten viele von uns nicht. Wir hatten nichts mehr zu verlieren außer unserem Leben und wollten am Leben bleiben. Wir versuchten, den Nazis die Dinge schwer zu machen. Wir taten alles, um ihnen zu widerstehen.

Wir mussten uns ununterscheidbar machen von nichtjüdischen Häftlingen, die im Lager bleiben würden. Die Deutschen in Buchenwald konnten uns leicht anhand der roten und gelben Davidssterne, die sie an unsere Uniformen genäht hatten, als Juden erkennen. Untergrundmitglieder wiesen uns an, die Sterne abzureißen. Nichtjüdische Häftlinge halfen uns dabei, indem sie ihre eigenen Kennzeichnungen abrissen. Als alle Abzei-

chen entfernt waren, konnten die Nazis Juden nicht mehr durch ihre Uniformen von Nichtjuden unterscheiden. Wenn die Deutschen mehr Zeit gehabt hätten, hätten sie uns auf andere Weise identifizieren können, zum Beispiel durch die Tätowierungen auf unseren Armen.

Die Nazis rannten in einem Zustand des Chaos herum, als schließlich die Evakuierungen begannen. Fast alle Nazis und tausende jüdischer Häftlinge hatten das Lager in der zweiten Aprilwoche bereits verlassen.[4] Ich konnte zurückbleiben. Unser Plan hatte funktioniert, aber ich hatte immer noch Zweifel, dass die Befreiung kommen würde.

Während meiner gesamten Zeit in Buchenwald hofften und beteten wir, dass die Amerikaner uns befreien würden. Wir diskutierten es endlos und stellten uns vor, es wäre schon passiert. Wir sprachen stundenlang darüber, was wir tun würden, wenn der Tag kommen würde.

Wir konnten hören, dass die Kämpfe immer näher kamen. Granaten explodierten immer näher am Lager. Wir hörten Kanonendonner und das Geräusch explodierender Schrapnells. Alliierte Flugzeuge flogen über unsere Köpfe und ließen brennende Fackeln fallen. Bald sah es so aus, als seien die Explosionen direkt vor der Kaserne. Trotzdem lagen wir einfach da. Selbst die Bedrohung durch Bomben war bei weitem nicht so schlimm wie das, was wir alle durchgemacht hatten.

4. Am 8. April 1945 wurden viele jüdische Gefangene aus Buchenwald abgezogen und man ließ die nichtjüdischen Gefangenen auf die Befreiung durch amerikanische Truppen warten.

Befreiung und Erholung

Kapitel 15

Am Nachmittag des 11. April 1945[1] ruhte ich in meiner Unterkunft. Mein Körper war extrem schwach, weil er meine Fußinfektion ohne Nahrung oder medizinische Behandlung abwehren musste. Ich hatte etwas gehört, von dem ich nicht glauben konnte, dass es wahr sei. Ich hob den Kopf, um zuzuhören. War es nur Einbildung? Hatte ich den Verstand verloren? Ich hörte Singen. Der Gesang wurde lauter und deutlicher.

Die Stalltür der riesigen Unterkunft öffnete sich jetzt. Endlich traute ich meinen Ohren, weil meine Augen etwas erblickten, das ich nie vergessen werde. Ich sah ein Wunder! Einige der deutschen SS-Offiziere, von denen wir noch vor wenigen Augenblicken Befehle erhalten hatten, mar-

1. Am 11. April 1945 durchbrach die amerikanische Armee die Buchenwalder Tore und beendete rasch den Widerstand der SS-Wachen. Elie Wiesel, Mitgefangener von Abe in Buchenwald, schrieb über seine Befreiung als »den bewegendsten Moment meines Lebens. . . . Ich werde mich immer mit Liebe an einen großen schwarzen Soldaten erinnern. Er weinte wie ein Kind – Tränen aller Schmerzen in der Welt und aller Wut. Jeder, der an diesem Tag anwesend war, wird den amerikanischen Soldaten, die uns befreit haben, für immer dankbar sein.« Elie Wiesel, »Facing Hate«, Public Affairs Television, 27. November 1991.

schierten jetzt in unsere Baracken – mit Stricken an Händen und Körpern gefesselt. Einige meiner Mitgefangenen stachen und stießen sie mit den eigenen Gewehren und Bajonetten. Sie riefen den Nazi-Offizieren zu: »Sind Sie nicht stolz auf Ihre Erfolge?« als sie auf die lebenden Leichen wiesen, die in unseren Baracken auf den hölzernen Regalen lagen.

Die Angst vertrieb den deutschen Stolz und die Autorität. Mit dieser wunderbaren Wendung der Ereignisse sahen wir deutsche SS-Offiziere vor den ehemaligen jüdischen Gefangenen sich ducken. Sie müssen sich gefragt haben: »Was bringt uns die Zukunft jetzt?«

Hinter den singenden Häftlingen kamen die amerikanischen Soldaten. Es war unglaublich, aber es stimmte. Wir hatten alles in unserer Macht Stehende getan, um lange genug am Leben zu bleiben, um dieses Wunder entstehen zu sehen, trotz so vieler konstruierter Fallen, die uns vernichten sollten. Wir sahen endlich das Wunder vor unseren Augen.

Wir mussten uns hart und gefühllos machen wegen jahrelanger Verfolgung, Herumstoßen, Hunger und Benachteiligung, die unbeschreiblich waren, Auspeitschen und psychologischer Folter, weil wir schlimmer als Tiere behandelt wurden. Wir hatten gelernt, unsere Emotionen und unseren Schmerz zu unterdrücken, unsere Tränen abzustellen. Wir hatten aufgehört, menschlich zu empfinden. Wir fingen jetzt wieder an zu fühlen, zu reagieren, wieder Mensch zu sein. Wir waren auferstanden – aus einem schlimmeren Leben als dem Tod – und unsere amerikanischen Helden waren vor unseren Augen. Alles, was ich tun konnte, war zu weinen und zu weinen und zu weinen, und ich war nicht alleine. Gefangene und Soldaten weinten zusammen.

Die amerikanischen Soldaten standen da wie Riesen in ihren netzbedeckten Helmen und Tarnuniformen. Zu sehen, wie sie uns mit Herz und Gefühlen ansahen, drehte die Uhr zurück in meine Kindheit – ich war wieder menschlich. Sie versicherten uns, dass alles in Ordnung sein würde.

Der Anblick unserer Befreier war zu gut um daran zu glauben. Wir mussten überzeugt werden. Wir mussten uns ständig daran erinnern, dass es wirklich war. Stimmen erklangen häufig über die Lautsprecher und versicherten, dass es nichts für uns zu befürchten gab. Dieselben

Lautsprecher, die seit Jahren Stimmen des Hasses übertragen hatten, sendeten jetzt Botschaften der Freiheit und der Hoffnung.

Dennoch spielt der menschliche Verstand Streiche. Viele von uns konnten immer noch nicht restlos glauben, dass wir frei waren. Wir befürchteten insgeheim, dass die Deutschen ihre Streitkräfte sammeln und wieder die Herrschaft übernehmen würden. Dann würden sie uns alle sicher abschlachten. Diese nagenden Gedanken gingen uns durch den Kopf, und wir diskutierten sie viele Male. Aber jetzt konnte ich nur noch daran denken – in meinem Kopf drehte sich alles vor Freude –, dass ich den Anblick echter amerikanischer Soldaten aus Fleisch und Blut vor mir hatte. Ich hatte noch nie in meinem Leben einen amerikanischen Soldaten gesehen; nun aber stürzten diese Männer die Mauern von Jericho, und das verheißene Land der Freiheit wurde einen Spalt vor uns geöffnet. Abgesehen vom Anblick der Amerikaner gab uns die Szene, in der unsere Mitgefangenen Bajonette gegen die deutschen SS-Offiziere richteten, einen guten Grund, zu lächeln, zu lachen, sich zu freuen und zu hoffen.

Die amerikanischen Soldaten hatten ihre eigenen Probleme zu überwinden. Sie hatten von Konzentrationslagern gehört, aber sie hatten viele der Geschichten nie wirklich geglaubt. Sie waren nicht auf das vorbereitet, was sie sahen. Es war schlimmer als sie sich jemals vorgestellt hatten. Der Anblick der Lebenden als Skelette, Männer, die so abgemagert waren, dass nur eine hauchdünne Hautschicht ihre geschrumpften Schädel und Skelette bedeckte, war für sie ein zu verstörender und zu starker Anblick. Unterernährung hatte unsere Mägen anschwellen lassen. In der Nähe der Krematorien lagen Aschehaufen, aus denen Knochenfragmente ragten. Leichen wurden wie Kiefernholz gestapelt. Der Gestank, an den wir uns gewöhnt hatten, war für sie unerträglich.

Viele der amerikanischen Soldaten fielen bei dem Anblick in Ohnmacht. Andere brachen zusammen und weinten und erbrachen sich. Wieder andere konnten nicht anders, als wegzusehen, und ich konnte es ihnen nicht verdenken. Wir, die Gefangenen, hatten uns an den Anblick von Menschenresten gewöhnt, die sich halb lebendig dahinschleppten. Im Nachhinein war es ein abstoßender, erschreckender und schockierender An-

blick. Es schockierte alle, die ein Herz hatten – alle, die noch Menschen waren.

Einige der Amerikaner warfen uns Süßigkeiten und Zigaretten zu. Ein junger Soldat hatte sich gerade erst vom Erbrechen erholt. Ich sah den Kummer in seinen tränengefüllten Augen. Er fing an, mehrere Gefangene mit Schokoladenriegeln aus der Ration der Armee auszustatten, und ich beeilte mich, mir einen zu besorgen. Ich sah, wie er sich umdrehte und mit einem Armeearzt sprach. Sofort drehte er sich wieder um und nahm unsere Schokoriegel zurück! Wir so diskutierten hart wie möglich, um unsere Geschenke zu behalten, aber schließlich nahm er meine Süßigkeiten zurück und auch die anderen. Er sagte etwas auf Englisch zu uns, aber wir verstanden es nicht.

Innerhalb weniger Stunden servierten uns die Amerikaner eine reichhaltige, fleischige und nahrhafte Suppe. Unser Verdauungssystem war nach Jahren des Leidens und Hungers beeinträchtigt, so dass wir mit dieser reichen Nahrung nicht viel anfangen konnten. Viele Häftlinge stürzten alles runter und bekamen schweren Durchfall und Schmerzen. Einige starben auch an den Folgen des Essens, weil sie zu früh reichliches Essen bekamen. Freiheit und Essen kamen für sie zu schnell, und ihre schwachen Körper waren nicht dafür bereit. Ich war unter den wenigen glücklichen, die dieses von den Amerikanern vorbereitete Fest aushalten konnten. Ich aß mich langsam satt, aber stopfte mich nicht voll, und ich musste nicht wie viele andere leiden. Ich verstand schließlich, warum der junge Soldat uns die Schokoriegel weggenommen hatte. Die reichhaltige Schokolade wäre ein Schock für unsere unterernährten Körper gewesen.

Die freudige Erfahrung der Befreiung hätten wir nicht erlebt, wenn nicht vorher ein kleines Wunder geschehen wäre. Später erfuhren wir aus guter Quelle, dass sich das deutsche Oberkommando auf diesen Überfall des Lagers durch die amerikanische Armee vorbereitet hatte. Sie hatten einen Notfallplan. Wenn der deutsche Geheimdienst in Weimar die Nachricht erhielt, dass sich die Amerikaner näherten, sollten sie Buchenwald anrufen. Dies sollte das Signal sein, die verbliebenen Nazis zu evakuieren und mehrere wertvolle Kriegsgefangene mitzunehmen. Die Nazis

hatten das Lager mit Dynamit verdrahtet, und sie hatten vor, das Lager zu zerstören, wenn sie gingen, und alle verbleibenden Häftlinge zu töten. Auf diese Weise würden sie keine Zeugen hinterlassen und die Beweise ihrer Verbrechen zerstören.

Irgendwie erfuhr der amerikanische Geheimdienst von diesem Notfallplan. Die amerikanische Armee entschied sich weise, die Stadt Weimar zu umgehen, und sie griff zuerst Buchenwald an. Die Überraschung half ihnen. Sie sprengten die Wände und die Tore. Einige der Häftlinge überwältigten die wenigen Wachen und Offiziere, die sich noch im Lager befanden. Diese Gefangenen befreiten sich praktisch selber um 15.15 Uhr nachmittags.

Um 18:00 Uhr klingelte das Telefon im KZ Buchenwald. Es war Weimar am Apparat. Nach Zeitplan. Der Mann, der in einwandfreiem Deutsch im Lager ans Telefon ging, war ein deutscher Jude, jetzt befreit. Er antwortete: »Jawohl!«, als die Nazis in Weimar den Befehl gaben, das Lager zu sprengen. Sie wussten nicht, dass die Dynamitladungen bereits entschärft waren und wir die Kontrolle übernommen hatten.

Nachdem sie uns befreit hatten, machten sich die Amerikaner auf den Weg nach Weimar. Ihre Ankunft war ein Wunder, das unser Leben rettete und die mörderische Verschwörung der Deutschen durchkreuzte. Die Nazis hatten ohne Mitleid geplant, jede Seele zu vernichten – fast 30.000 Menschen –, die ohne eigenes Verschulden, ohne Verbrechen oder Sünde waren, methodisch zusammengetrieben aus liebevollen Heimen, Familien, die in Frieden lebten, und sie fast über Nacht zu Sklaven der Deutschen verwandelt. Sie zu behandeln, wie es ihnen beliebte. Und jetzt freute es die Deutschen, uns massenweise ins Nichts zu blasen, damit Staub und Dreck unsere Körper, ihre böse Geschichte und ihre Taten bedeckten.

Nur die Gefangenen und Unterdrückten können die Bedeutung des Wortes »Freiheit« voll und ganz einschätzen. Es ist das wertvollste Geschenk des Lebens. Freiheit und Selbstbestimmung sind beides Wörter, die leicht von der Zunge gehen, aber Freiheit entsteht durch viel Elend und Schmerz für diejenigen ohne sie. Was ist Freiheit? Es ist unverständlich. Es würde ein Leben lang dauern, um es vollständig auszudrücken.

In Buchenwald war das Leben nach der Befreiung ganz anders. Wir waren im selben Lager. Wir schliefen in den gleichen Unterkünften, in den gleichen Holzregalen. Wir atmeten dieselbe Luft durch dieselben Nasenlöcher, aber es war jetzt die frische Luft der Freiheit und der Hoffnung. Die Tore unseres Lagers waren immer noch bewacht, jetzt aber von unseren Mitgefangenen, um uns zu schützen. Die Tore waren immer offen. Wir konnten kommen und gehen, wie wir wollten. Wir fühlten uns wieder würdevoll.

Die Amerikaner wollten, dass die einheimischen Zivilisten sehen, wie uns die Nazis in Buchenwald diese wunderbare Freiheit genommen hatten. Sie konnten nicht glauben, dass die Menschen in Weimar, einem kulturellen Zentrum Deutschlands, nicht wussten, was hinter den Toren vor sich ging. »Wie in Gottes Namen konnten die Menschen andere quälen und misshandeln?« fragten die Amerikaner wiederholt.

Am 13. April[2], zwei Tage nachdem wir von Unterdrückung, Hunger und Angst befreit worden waren, brachte die amerikanische Armee Bürger von Weimar herbei, um ihnen zu zeigen, was ihre Anführer getan hatten. Sie brachten den Bürgermeister, andere Amtsträger und viele führende Bürger. Sie brachten auch normale Zivilisten mit. Die Amerikaner zwangen sie, durch die Unterkünfte zu gehen und die abgemagerten, sterbenden Menschen darin zu sehen. Sie zwangen sie, die Krematorien und die Aschehaufen zu sehen. Sie zwangen sie, Zeuge der Leichen von Männern, Frauen und Kindern zu werden, die unter freiem Himmel verwesten. Dieser Anblick entsetzte die meisten von ihnen, aber einige zeigten über-

2. Am 13. April 1945 eroberte die russische Armee die Stadt Wien.
Zwei Tage später, am 15. April, befreite die britische Armee das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Sie fanden Beweise für einen Massenmord in noch größerem Maßstab, als die Berichte vermuten ließen. Fotos, Filme und Artikel über Bergen-Belsen waren Ende April weit verbreitet und hatten so großen Einfluss, dass das Wort »Belsen« ein Synonym für »Unmenschlichkeit« werden sollte.
Auch an diesem Tag verließ ein Todesmarsch mit mehr als 50.000 Gefangenen das Lager Ravensbrück in Norddeutschland Richtung Sachsenhausen. Obwohl das Ende des Krieges eindeutig nahe war, töteten die Nazis weiterhin Juden unter ihrer Kontrolle.

haupt keine Emotionen. Sie alle behaupteten, dass sie wenig oder nichts über diese schrecklichen Verbrechen wussten.[3]

Wenn ich zurückblicke und versuche, mich in die Lage dieser Weimarer Bürger zu versetzen, kann ich ihre Reaktion jetzt besser verstehen. Es gab einen Anflug von Verlegenheit und Bestürzung auf allen außer einigen Gesichtern. Viele der Männer und Frauen fielen bei diesem Anblick und Gestank in Ohnmacht. Einigen liefen Tränen über ihre Wangen, die sie nicht wegwischten. Zweifellos haben diese Besucher seit dieser traumatischen Erfahrung nicht gut geschlafen.

Als ich versuchte, unbeantwortbare Fragen zu beantworten, wurde mir klar, dass viele deutsche Bürger die täglichen Folterungen und den Tod in ihren Hinterhöfen nicht wahrgenommen hatten. Die Atmosphäre in Deutschland war so bedrückend, dass normale Bürger Angst hatten, über die Politik des Tages zu diskutieren. Eltern hatten Angst, vor ihren Kindern darüber zu sprechen, und Kinder wollten ihre Gefühle nicht mit ihren Eltern teilen. Wenn sie sich zu Wort gemeldet hätten, hätte die Gestapo sie möglicherweise zusammengetrieben und selbst in die Lager gebracht. Angst, Angst, Angst! Jeder hatte Angst vor allen anderen, so dass viele deutsche Bürger nur unvollständige Informationen über die Konzentrationslager kannten.

Die deutschen Offiziere in Buchenwald hatten Jungen im Alter von 11 bis 15 Jahren zu Kalfaktoren oder Laufburschen ausgebildet. Die Nazis zwangen sie, im Lager nach ihren Befehlen herumzulaufen, und hatten viele von ihnen brutal behandelt. Die Amerikaner befreiten etwa 100 dieser Jungen. Sie wurden wieder Kinder. Einige dieser Jungen stellten eine Art Unterhaltung auf die Beine, die eine gute Medizin für uns war.

Für über eine Woche an jedem Tag um ca. 17:00 Uhr versammelten wir uns außerhalb des Gefängnisses, wo einige NS-Offiziere festgehalten wurden. Ehemalige Gefangene, die jetzt das Gefängnis kontrollierten, öffneten

3. Die Armee brachte deutsche Zivilisten zu Hunderten aus Weimar und zwang sie, in den Küchen zu arbeiten, die Kasernen zu reinigen und Massengräber am Berghang zu graben. Siehe Feig, p. 112.

die Zellentüren. Sie brachten jeweils einen Nazi-Offizier heraus. Einer der Jungen hatte eine Peitsche und befahl dem Nazi, sich zu Boden zu beugen oder eine andere bedeutungslose Aufgabe auszuführen. Wenn der Offizier nicht schnell genug gehorchte – und es war nie schnell genug –, schlug der Junge ihn ein paar Mal mit der Peitsche. Ein kleiner Junge, der vor einer Woche diesem bestimmten Nazi ausgeliefert war, warf nun ein Stück Brot auf den Boden und befahl dem Offizier, es aufzuheben. Egal wie schnell er reagierte, der Junge würde eine Entschuldigung finden, um ihn ein- oder zweimal zu schlagen. Wir heulten vor Freude. Wie wunderbar war es, die Rollen vertauscht zu sehen. Es war rachsüchtige Unterhaltung, die gut für unsere Moral und unsere geistige Gesundheit war.

Die Amerikaner sorgten dafür, dass man sich um die kranken und verletzten Gefangenen kümmerte. Viele Krankheiten befielen die unterernährten und gefolterten Gefangenen. Es war fast natürlich, in einer solchen Umgebung krank zu werden, und es war ein Wunder, gesund zu bleiben. Mein Fuß hatte sich extrem infiziert. Zwei kräftige, gepflegte amerikanische Soldaten hoben mich zärtlich hoch und legten mich auf eine Trage. Ich fühlte mich bescheiden und klein in ihrer Gegenwart. Sie brachten uns mit dem Krankenwagen in das nahe gelegene Armeekrankenhaus. Früher benutzten nur Nazisoldaten das Krankenhaus. Jetzt hatten wir Vorrang bei der medizinischen Versorgung und Erholung.[4]

Das medizinische Personal wusch uns sanft und gab uns saubere Bettwäsche. Sie legten uns in Betten mit weißen Laken und Kissenbezügen – ein Luxus, den wir seit mehr als fünf Jahren nicht gesehen hatten. Ich fühlte mich wieder als Teil der Menschheit. Ich hatte das Gefühl, dass ich zählte, dass ich wichtig war, dass ich wieder jemand war.

4. Als Abe sich in einem nahegelegenen Armeekrankenhaus erholte, drangen die Alliierten tiefer nach Deutschland ein, wo sich am 25. April 1945 amerikanische und russische Truppen in der Stadt Torgau trafen, wodurch Deutschland im Wesentlichen halbiert wurde. Am 27. April wurden 1.000 jüdische Gefangene auf einem Todesmarsch von Rehmsdorf nach Theresienstadt am Bahnhof Marienbad mit Maschinengewehren erschossen. Am 29. April befreite die amerikanische Armee das Lager Dachau. Am nächsten Tag, dem 30. April, beging Hitler in seinem Berliner

Bald trugen sie mich in den Untersuchungsraum, wo mich mehrere Ärzte untersuchten. Natürlich war ich unterernährt und schwach, aber mein eigentliches Problem war mein linker Fuß. Als die Ärzte meinen Fuß auswickelten, sahen sie, dass der Spann, der Knöchel und die Sohle so schwarz waren wie Kohle. Ich hatte Gangrän durch mangelnden Blutfluss, der durch die Erfrierungen verursacht wurde. Mein Fuß brauchte sofort ärztliche Hilfe.

Die Ärzte, selbst ehemalige Gefangene, berieten die zu ergreifenden Schritte. Mein Herz sank, als ich hörte, wie einer von ihnen sagte: »Ich befürchte, dass wir den unteren Teil seines Fußes amputieren müssen.«

»Ich bin mir nicht so sicher«, ich war erleichtert, als ich einen anderen Arzt hörte. »Er ist ein junger Mann, und abgesehen von dem Problem mit seinem Fuß scheint er einigermaßen gesund zu sein. Versuchen wir alles, was wir können, bevor wir amputieren. Geben wir ihm eine Chance zur Heilung.« So war es.

Mehrmals am Tag kamen die Ärzte, um die abgestorbene Haut abzuschneiden und Medikamente zu verordnen. Die Krankenschwestern wechselten regelmäßig meine Verbände. Sie gaben mir zweimal täglich Antibiotika. Diese üppigen Krankenschwestern brachten gutes Essen und Säfte an mein Bett. Die gute Fürsorge und Zärtlichkeit, insbesondere der Kontakt mit den weiblichen Krankenschwestern, garantierten beinahe meine Genesung. Ich war den Frauen seit einigen Jahren nicht mehr so nahe gewesen, und meine sexuellen Wünsche wurden neu entfacht.

Nach und nach konnte ich Tag für Tag meinen Fuß wieder in eine normale Farbe zurückversetzen. Was als hoffnungsloser, schwarzer Fleischbrocken erschienen war, war durch die geschickten Hände der fähigen Ärzte und Krankenschwestern geheilt. Abgesehen von dem Verlust eines

Bunker Selbstmord, und die sowjetischen Streitkräfte befreiten das Lager Ravensbrück. Die letzten Todesmärsche begannen am 1. Mai, als Gefangene aus dem Lager Mauthausen nach Osten in Richtung Gunskirchen getrieben wurden. Beide Lager wurden am 5. Mai von der amerikanischen Armee befreit, jedoch nicht bevor Tausende während des Marsches starben. Und schließlich, am 8. Mai 1945, ergab sich die deutsche Armee den Alliierten.

Teils eines Zehs erlebte ich eine wundersame Genesung. Ich konnte jetzt mit beiden Beinen auf dem Boden gehen. Mit der Hilfe des Allmächtigen brauchte die Natur über einen Monat, um meinen Fuß wieder gesund zu machen und mich wieder zum Leben zu erwecken.

Als ich wieder laufen konnte, machte ich mich auf den Weg durch das Krankenhaus, um zu sehen, ob ich jemanden kannte. Die erste Person, die ich erkannte, war Simek Kirstein. Ich hatte Simek seit Beginn des Krieges aus dem Ghetto Kutno gekannt. Wir waren auch eine Weile in Auschwitz in demselben Kommando. Wir umarmten uns freudig. Wir waren so glücklich einander lebend zu sehen. Simek und ich gingen herum und suchten andere, die wir kannten.

Es überraschte mich, einen anderen Freund im Krankenhaus zu finden, Leon Kruger. Ich hatte Leon in Auschwitz getroffen, hatte aber keine Ahnung, dass er in Buchenwald war. Ich stellte Leon und Simek einander vor und fragte dann: »Wie bist du hierher gekommen, Leon? Ich habe dich seit Auschwitz nicht mehr gesehen. Ich dachte du wärest tot.«

»Ich bin auch hier gelandet, nachdem wir Auschwitz verlassen hatten«, sagte Leon. »Ich hatte Typhus in Buchenwald. Ich konnte meine Unterkunft wochenlang nicht verlassen. Ich war so krank! Als die Nazis alle Juden aufforderten, sich auf den Weg zu machen, weigerte ich mich, zu gehen. Ich versteckte mich in der Unterkunft, als eine Wache kam und mir befahl zu gehen. Ich weigerte mich und er schlug mich mit seinem Gewehr auf den Kopf. Alles, woran ich mich erinnere, war ein tiefer, süßer Schlaf. Ich muss im Koma gewesen sein, weil ich mehr als zwei Wochen geschlafen habe. Als ich hier im Krankenhaus aufwachte, wusste ich nicht einmal, dass wir befreit waren!« Es war schön, meinen alten Freund zu sehen. Simek und ich besuchten Leon jeden Tag.

Bald konnten wir ausgedehnte Spaziergänge machen. Wir fanden heraus, dass die Tore von Buchenwald nur zwanzig Minuten entfernt waren. Wir gingen als freie Männer hinein, neugierig, was jetzt passierte.

Wir gingen im Lager herum und sahen uns bald einem anderen Freund, Joseph Grosnacht, gegenüber. Joe und ich hatten uns in Buchenwald ge-

troffen. Bald sahen wir weitere Freunde. Die Amerikaner brachten sie nie ins Krankenhaus, weil sie keine größeren körperlichen Beeinträchtigungen hatten. Sie blieben als freie Männer in Buchenwald. Das Essen war reichhaltig und lecker, aber sonst hatte sich nicht viel verbessert. Sie lächelten, aber auf vielen ihrer Gesichter stand ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Sorge um die Zukunft. Sie hatten keine Ahnung, wie sie ihr neues Leben beginnen sollten.

Sehr bald wandte sich unser Gespräch den Frauen zu. Wenn man genug zu essen hat, denkt man natürlich an das andere Geschlecht. Jemand sagte uns, dass ein befreiter Transport jüdischer Frauen mehrere Unterkünfte in der Nähe besetzte. Unsere Füße trugen uns umgehend dorthin. Was für eine Überraschung, eine andere alte Freundin aus Auschwitz, Gucia, zu sehen. Sie arbeitete in der Munitionsfabrik mit Rozia und hatte eine zeitlang als unsere Verbindungsperson fungiert, als Rozia und ich Freundschaftsbotschaften austauschten. Gucia und ich umarmten und küssten uns wie lange verlorene Freunde, die wir in unserem Empfinden waren. Nur einen Moment später standen uns Tränen der Freude in den Augen, und wir hatten erstickte Worten und Gebete auf unseren Lippen.

Gucia erzählte mir von Zosia, dem jungen Mädchen, dem ich im Frauenlager in Birkenau geholfen hatte. Ich hatte ihr Essen und andere Dinge in Birkenau gegeben und eine einfachere Arbeit für sie arrangiert, damit sie am Leben bleiben konnte. »Weißt du«, sagte Gucia, »Zosia war hier, aber sie ging, als sie erfuhr, dass du hier bist. Sie hatte Angst, dass du deine Belohnung dafür fordern würdest, dass du ihr so verschwenderisch geholfen hast.«

Es war interessant zu sehen, wie sich unsere Sorgen nach unserer Befreiung verändert hatten. Vor der Befreiung war unser wichtigster Gedanke, wie man etwas Brot oder eine kleine Suppe bekommt. Nun machte sich Zosia Sorgen, dass ich eine Belohnung für meine Hilfe erwarten würde. Sicher hätte ich das nicht getan.

Eine große Vergünstigung stand für uns bereit. Wir erfuhren, dass sich Personen unter 21 Jahren registrieren lassen konnten, um sich in die Schweiz zur Erholung und Genesung zu begeben. Wenn wir dort einige

Zeit verbracht hatten, konnten wir eine Beschäftigung aufnehmen, in verschiedene Länder auswandern oder nach Deutschland zurückkehren. Die Entscheidung lag bei uns. Das war eine Überraschung für uns. Die Nazis hatten uns seit Beginn des Krieges nicht erlaubt, über unsere Zukunft zu entscheiden. Wir fühlten uns wichtig, wieder unser eigenes Schicksal unter Kontrolle zu haben. Allein der Gedanke daran sandte ein Gefühl der Freude durch meine Seele.

Ich beschloss, mit Simek, Leon, Joe, Gucia und einigen anderen Freunden in die Schweiz zu fahren. Danach wurde darüber gesprochen, nach Palästina (Israel) zu gehen. Die Zukunft sah glänzend aus. Die Schweiz war verlockend. Unser neues Leben war voller Glück und aufregenden Perspektiven für die Zukunft. Nach der Registrierung brachten uns einige amerikanische Soldaten zum Bahnhof, und wir stiegen in einen Personenzug Richtung Schweiz.

Beim Einsteigen sprangen mir beim Anblick des luxuriösen Zuges fast die Augen aus dem Kopf. Wir waren in den letzten Jahren in so vielen Viehwagen gefahren. Jetzt sollten wir in Luxus fahren und wir mussten nicht einmal bezahlen. Die Freude, die wir darüber hatten, als normale Bürger mit einem Personenzug fahren zu können, war unbeschreiblich.

Joe Grosnacht, Gucia und ich besetzten zusammen ein Abteil. Viele Gedanken strömten durch unsere Köpfe als wir uns ansahen. Ich wusste, dass Gucia gehofft hatte, mit mir zusammen zu sein, während Joe seine Augen auf sie geworfen hatte. Dieses Dreieck würde sich nur als hinderlich erweisen. Jeder von uns wartete darauf, dass der andere sich bewegte.

Die Zeit kam bald. Gucia entschied als ganz normale junge Frau, dass sie sich frisch machen musste. Sie verließ das Abteil und ging zu den Waschräumen.

»Joe«, sagte ich, »was machen wir mit Gucia? Diese Situation fängt schon an, sich unangenehm anzufühlen.«

»Ich mag Gucia sehr«, sagte Joe zu mir. »Wie ist es mit dir?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie mich mag«, sagte ich, »und ich mag sie auch. Sie ist ein hübsches Mädchen, aber es ist mir wirklich nicht wichtig, mich mit ihr einzulassen.«

Wir erkannten, dass unsere Freundschaft zu bedeutend war, um Gucia zwischen uns zu lassen. Wir wollten zusammenhalten, wenn wir anfingen, unser Leben neu aufzubauen. Joe und ich stimmten darin überein, dass die Lösung dieses Problems darin bestand, Gucia zu verlassen. Wir dachten uns einen Plan aus.

Gucia kehrte bald in unser Abteil zurück. Sobald der Zug den Bahnhof verlassen hatte, entschuldigten wir uns und gingen hinaus. Wir sprangen zusammen aus dem Zug und winkten der lieben Gucia durch das Fenster, als sie vorbeifuhr, und wünschten ihr eine gute Reise. Wir hofften wirklich, dass sie ein schönes Leben haben würde. Wir waren aber auch froh, dass sie ihren Weg gegangen ist und wir unseren gehen konnten. Simek und Leon fuhren weiter, ohne zu wissen, dass Joe und ich den Zug verlassen hatten.

Obwohl wir so erfreut gewesen waren, in die Schweiz gehen zu können, beschlossen Joe und ich, ins Lager zurückzukehren. Zumindest war es ein Ort zum Verweilen und um etwas Gutes zu essen zu bekommen. Joe und ich besprachen gemeinsam unsere Zukunft. Wir beschlossen, dass wir, was immer wir von diesem Zeitpunkt an tun würden, es zusammen wie Brüder tun würden.

Als wir ins Lager kamen, erfuhren wir, dass Buchenwald in der russischen Zone sein würde. Die Amerikaner boten uns die Gelegenheit, eine andere Entscheidung zu treffen. Wir konnten dort bleiben und irgendwann nach Polen zurückkehren oder in die amerikanische Zone gehen. In Polen hatten wir nichts mehr zu tun. Wir waren uns beide sicher, dass die Nazis unsere Familien ermordet hatten. Wir beschlossen, in die amerikanische Zone zu gehen und unsere Chance zu nutzen, zu erproben, was das Leben uns zu bieten hatte. Wir gingen alleine in den amerikanischen Sektor und nicht mit der amerikanischen Armee auf ihren Lastwagen in ein anderes Lager. Wir hatten überhaupt nicht den Wunsch, zu irgendeiner Form des Lagerlebens zurückzukehren.

Unsere neue Umgebung

Kapitel 16

Bald fuhr ein Zug in den Bahnhof und wir stiegen glücklich und ohne Fahrkarten ein. Joe und ich trafen drei andere ehemalige Gefangene und wir saßen zusammen in einem Abteil. Nachdem der Zug rollte, kam ein Schaffner in unser Abteil, um nach den Fahrkarten zu fragen. Als er uns in Gefängnisuniformen sah, bat er uns um nichts. Er verließ das Abteil und hat uns fahren lassen.

Der Zug hielt nach sechs oder sieben Stunden Fahrt an. Als wir nach dem Grund fragten, sagte uns der Schaffner, dass sie ihre Fahrt für die Nacht beendet hätten. Wir könnten die Reise erst am Morgen fortsetzen. Der klare Himmel hatte sich während der Fahrt verdunkelt. Es regnete jetzt sehr stark und wir brauchten ein Dach über dem Kopf. Wir mussten uns waschen und wir hatten wieder Hunger.

Wir fünf besprachen, was wir tun sollten. Es war uns wichtig, dass wir uns an das Gesetz hielten, was auch immer wir taten. Viele andere befreite Gefangene waren den Deutschen gegenüber rachsüchtig. Sie verwüsteten die Landschaft, brachen in Häuser ein und nahmen alles mit, was sie wollten. Das war nichts für uns.

Wir waren Fremde in dieser Gegend. Wir kannten niemanden und hatten kein Geld für Essen oder Unterkunft. Wir beschlossen, zur Polizeiwache zu gehen. Wir konnten die Lichter einer Stadt in der Ferne sehen, also gingen wir los. Nach einem 30-minütigen Spaziergang im Regen fragten wir die erste Person, die wir sahen, nach dem Weg zur Polizeistation. Wir gingen in diese Richtung und hofften, etwas zu essen und eine Unterkunft für die Nacht zu finden.

Als wir die Wache betraten, waren wir klitschnass. Wir schilderten unsere Situation dem verantwortlichen Beamten. Dieser deutsche Polizist hatte Angst vor uns, da wir uns immer noch in Gefängnisuniformen befanden und verwegen aussahen. Nass und müde hätten wir Forderungen stellen können, aber wir haben unsere Forderungen höflich vorgebracht.

Als wir ihm sagten, was wir wollten, gab uns der Polizibeamte sofort Gutscheine, die wir gegen Essen und Unterkunft eintauschen konnten. Er gab uns auch eine Wegbeschreibung zu einem Schlafplatz für die Nacht. Nach einem kurzen Spaziergang erreichten wir unser Ziel. Wir fanden eine große Scheune für männliche und weibliche deutsche Soldaten, die auf der Flucht vor den Alliierten waren. Was für eine Veränderung, wenn Gefangene als freie Männer auf den Straßen spazieren gehen und Soldaten sich verstecken müssen!

Sobald wir sahen, wie der Stall aussah, wussten wir, dass wir nicht dort bleiben wollten. Die Leute waren dreckig und schliefen auf Stroh. Es erinnerte uns an die Lager, die wir gerade verlassen hatten. Wir hatten keine Lust, das noch einmal durchzustehen. Wir baten um Essen und aßen dort, bevor wir zur Polizeistation zurückkehrten.

Als wir dort ankamen, sagten wir dem Polizisten, dass die Unterkunft nichts für uns sei. Wir baten höflich um einen anderen Ort, und er ging zu seinen Akten. Als er zurückkehrte, sagte er: »Ja, ich habe geeignete Plätze für euch.« Er schickte Joe und mich zu einer Unterkunft und die anderen drei zu einem anderen Ort.

Als wir schließlich die Adresse gefunden hatten, hinderte uns ein großes, verschlossenes Tor daran, einzutreten. Wir klingelten, aber es gab keine Antwort. Wir läuteten wiederholt, bevor in einem Fenster im zwei-

ten Stock ein Licht anging. Eine Dame sah einen Moment heraus, schlug aber sofort das Fenster zu. Der Anblick zweier Männer in Gefängnisuniformen in einer dunklen, regnerischen Nacht erschreckte sie offenbar.

Ich sah Joe an und sagte: »Was machen wir jetzt? Es wird spät, und dies ist bereits der zweite Ort, den wir versucht haben. Ich möchte wirklich nicht noch einmal zur Polizeistation zurückkehren.«

»Also lass uns klingeln, bis sie uns zuhört«, sagte Joe.

Wir klingelten lange, bevor die Dame wieder das Fenster öffnete und wütend rief: »Was wollt ihr?«

»Wir wollen einfach nur aus dem Regen raus und einen Schlafplatz haben. Der Polizeichef hat uns hierher geschickt«, erklärte ich. »Wir haben Gutscheine für eine Nacht Unterkunft und wir sind klatschnass. Wir wollen Sie nicht erschrecken. Würden Sie bitte so freundlich sein, herunterzukommen und zumindest unsere Papiere anzuschauen?«

Die verängstigte Frau kam mit ihrer Tochter herunter, die durch den Regen rannte und nach unseren Papieren fragte. Wir gaben ihr die Gutscheine durch das Tor, und sie rannte zurück zum Haus. Nachdem die Dame überzeugt war, dass wir die Wahrheit sagten, schickte sie ihre Tochter zurück, um das Tor für uns zu öffnen. Wir freuten uns sehr, aus dem Regen herauszukommen.

Die Vermieterin gab uns saubere Handtücher und zeigte uns, wo der Waschraum war. Nachdem wir uns eine Weile mit ihr unterhalten hatten, wurde sie vertrauter und freundlicher mit uns. »Meine Söhne sind noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt«, sagte sie. »Sie können einige ihrer Sachen tragen, während ich Ihre Kleider wasche und sie trockne.«

»Vielen Dank«, sagten wir aufrichtig.

Wir nahmen abwechselnd ein heißes Bad. Was für ein Luxus! Ich hätte nie gedacht, dass das Baden vor dem Krieg so großartig war, aber nach jahrelangen Dreck- und Desinfektionsbädern war es einfach himmlisch, in der Wanne einzutauchen. Ein Traum wurde Wirklichkeit. Ich wusste, dass ich die kleinen Freuden des Lebens nie wieder als selbstverständlich ansehen würde.

Wir fanden ein paar Kleidungsstücke zum Anziehen, die aber nicht

passten. Sie waren für mich zu groß und für Joe viel zu klein. Obwohl auch Joe unter den Nazis gehungert hatte, war er immer noch ein großer Mann. Wir waren nur froh, dass wir nach dem Bad saubere, trockene Kleidung zum Anziehen hatten.

Als wir bereit waren, ins Bett zu gehen, erwartete uns ein weiteres unverhofftes Vergnügen. Unsere Betten waren beide mit Federdecken gedeckt. Ich hatte diese Art von Decke nicht mehr gesehen, seit ich im September 1939 von zu Hause vertrieben wurde. Die Wärme und Weichheit dieser mit Gänsedaunen gefüllten Bettdecken ließen das Gefühl entstehen, als würden wir auf einer Wolke schlafen. Wir waren so froh, dass wir uns entschieden hatten, nicht im schmutzigen Stall zu schlafen. Das Laufen und Warten im Regen hatte sich gelohnt. Wir schliefen ganz bequem.

Am Morgen wurden wir durch ein sanftes Klopfen an der Tür geweckt. »Frühstück wartet auf Sie«, sang unsere Gastgeberin. Wunderbare Aromen wehten durch das ganze Haus. Nach so vielen Jahren in Konzentrationslagern war die Freude, die ich auf diese Weise fühlte, unbeschreiblich. Das Aufwachen am Morgen in den Lagern war immer so schwierig, da ich wusste, dass ich mich wie jeden Tag einem neuen, unvorhersehbaren Tag stellen musste. Jetzt fühlte ich mich wie zu Hause, meine Mutter weckte mich. Ich habe meine Mutter so sehr vermisst. Diese liebevolle Erinnerung an die Zärtlichkeit meiner Mutter brachte mir Tränen in die Augen, als ich mich in meinem bequemen Bett zusammenrollte.

Unsere saubere Kleidung erwartete uns im Badezimmer. Nachdem wir uns gewaschen hatten, gingen wir in die Küche hinunter. Wir hatten heißen Kaffee und frische warme Brötchen mit hausgemachter Butter und Marmelade. Vor uns lag eine Auswahl von Käse und Aufschnitt. Diese Erfahrung hätten wir nur wenige Wochen zuvor nicht verstanden.

Wir saßen eine Weile und sprachen mit unserer Gastgeberin und ihrer Tochter. Diese wunderbare Frau war über vierzig und hatte einen warmen, mütterlichen Charme. Ihr Lächeln war wie das meiner Mutter. Sie trug ihr leicht graues Haar in einem kleinen Knoten. Obwohl ihre Söhne Nazisoldaten waren, schaute sie nicht auf uns herab. Sie erzählte uns, dass

es ihr leid tat, dass wir eine solch schreckliche Behandlung durchmachen mussten. Ihre Tochter war ungefähr in unserem Alter und recht attraktiv. Sie hatte lange, sandblonde Haare, die sie in Zöpfen trug. Ihre tiefblauen Augen ließen mich einfach nur hinsehen.

Wir waren jetzt warm, trocken, sauber und weit entfernt von Hunger. Wir waren bereit, uns in unsere neue Welt zu begeben.

Wir wurden zu Forschenden in einer neuen Umgebung. Wir sahen uns die Stadt an. Es war ein gutes Gefühl, die Straßen entlanggehen zu können, ohne Angst zu haben, gesehen zu werden. Wir wollten uns in die Zivilbevölkerung einfügen und unser Leben dort aufnehmen, wo wir vor Jahren aufgehört hatten.

Wir konnten uns jedoch nicht einfach in das zivile Leben mischen. Unsere gestreiften Uniformen identifizierten uns sofort als ehemalige Gefangene. Die deutschen Zivilisten versuchten, nonchalant zu wirken, als würden sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Sie konnten jedoch nicht anders, als uns anzustarren, was uns unbehaglich wurde. Unsere Gefängnisuniformen erinnerten zu sehr an unsere schreckliche, schmerzhafte Vergangenheit. Es war jetzt an der Zeit, unser Leben als Zivilisten wiederaufzunehmen, aber wir mussten zuerst wie Zivilisten aussehen.

Es war immer noch sehr wichtig, die Dinge auf die richtige Weise zu tun. Wir brauchten Essen, Kleidung und andere Ausstattung und beschlossen, zum Bürgermeister, dem Bürgermeister der Stadt, zu gehen. Wir fünf kamen zusammen und versuchten, uns für unser Treffen mit dem Bürgermeister vorzeigbar zu machen. Wir gingen zum Bürgermeisteramt und näherten uns seinem Assistenten.

»Was wünschen Sie?« fragte der Assistent mit Autorität, aber auch mit etwas Angst in seiner Stimme.

Als Sprecher antwortete ich: »Wir sind alle ehemalige Gefangene, und wir möchten mit dem Bürgermeister über Hilfe sprechen, um uns zu einem zivilen Leben zu verhelfen.«

»Warten Sie einen Moment und ich werde sehen, ob der Bürgermeister

mit Ihnen sprechen kann«, sagte er nervös. Er stand von seinem elegant geschnitzten und hochglanzpolierten Schreibtisch auf und ging zum Büro des Bürgermeisters. Dies gab uns etwas Zeit, um dieses Plüschbüro anzusehen. Alles war ordentlich und an seinem Platz. Neben einigen sehr offiziell aussehenden Aktenschränke stand eine schöne Standuhr. In unseren Augen konnten wir nicht anders, als das Elend der Lager mit dem Luxus dieses eleganten Büros zu vergleichen.

Augenblicke später führte uns der Assistent in das große, strahlende Büro des Bürgermeisters. Der Bürgermeister war ein gutaussehender Mann, und nach seiner körperlichen Erscheinung zu urteilen hatte er unter den bitteren Tagen des Krieges nicht viel gelitten.

Er überraschte und schmeichelte uns mit der Begrüßung: »Grüß Gott.« In seiner offiziellen Eigenschaft hatte der Bürgermeister uns begrüßt, wie er Würdenträger begrüßte. Während der Kriegsjahre hatte sich Hitler zu einer gottähnlichen Position der erzwungenen Ehrfurcht erhoben, und alle Deutschen mussten die offizielle Begrüßung »Heil Hitler!« verwenden. Nach dem Krieg hatten die deutschen Zivilisten ihre übliche Form wieder aufgenommen, einander zu begrüßen. »Was kann ich für Sie tun?«, fuhr er fort.

Jetzt musste ich die Wörter finden, um richtig zu antworten. »Wir sind alle ehemalige Gefangene«, sagte ich, »und wir möchten gerne in das zivile Leben zurückkehren. Können Sie uns bitte helfen, richtige Kleidung zu bekommen?«

Ich konnte die offensichtliche Schlacht sehen, die er in seinem Kopf führte, als wir in seinem Büro standen. Er war der oberste Beamte der Stadt. Wir in unseren Gefängnisuniformen forderten jetzt, was kein deutscher Zivilist zu fordern gewagt hätte. »Ja«, antwortete er schließlich, »ich werde Ihnen helfen.« Der Bürgermeister setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief, in dem er ein lokales Bekleidungsgeschäft ermächtigte, uns alle Kleidungsstücke zu liefern, die wir brauchen konnten. Die Rechnung für die Kleidung sollte zur Bezahlung an das Bürgermeisteramt weitergeleitet werden. Er gab uns auch etwas Geld und genug Essensmarken, um eine Woche zu überstehen. Das war mehr als wir er-

wartet hatten und wir waren begeistert. Der Bürgermeister stand auf und streckte uns freundschaftlich die Hand entgegen.

»Vielen Dank!« sagten wir alle gnädig, als wir seine Hand schüttelten.

»Ich bin froh, Ihnen behilflich zu sein«, antwortete er aufrichtig. »Ich wünsche Ihnen alles Gute.« Wir gingen mit einem guten Gefühl und wussten, dass wir jetzt auf dem Weg waren, Zivilisten zu werden.

Wir fühlten uns in unseren Forderungen an den Bürgermeister gerechtfertigt, nicht, dass wir um Wohltätigkeit baten. Wir waren stolze Leute, denen die Nazis einen großen Teil ihres Lebens geraubt hatten. Nun, da die Freiheit erreicht war, hatten wir nachdrücklich das Gefühl, dass die Deutschen uns für unsere jahrelangen Entbehrungen, als der Tod uns ständig ins Gesicht sah, zumindest ein wenig Rücksicht schuldeten. Wir beschlossen, einen Teil dieser Schulden einzuziehen.

Bald fanden wir das Bekleidungsgeschäft, für das uns der Bürgermeister einen Gutschein gegeben hatte. Mit einem Lächeln im Gesicht betraten wir den großen Laden mit Regalen und Fächern voller frischer, neuer Kleidung. Anstelle unserer Gefängnisuniformen konnten wir jetzt aus verschiedenen Größen, Stilen und Farben wählen. Langsam und aufgeregt wählten wir neue Schuhe, neue Socken und neue Unterwäsche aus. Wir fanden auch neue Hemden, Krawatten, Mäntel und Hüte. Wir lachten vor Freude, als wir unser verwandeltes Ebenbild im Spiegel sahen. Wer hätte jemals gedacht, dass der Tag kommen würde, an dem wir uns als freie Männer sehen würden, die in neuer Kleidung aufrecht stehen? Was für ein Anblick!

Wir gingen zurück zu unserer Vermieterin. Sie lachte auch aus vollem Herzen bei dem Anblick, den ihre heruntergekommenen Gäste aus der Nacht zuvor boten. Wir blieben den Rest der Woche bei ihr. Wir hatten nur geplant, eine Nacht dort zu verbringen, aber die Gastfreundschaft, die wir bekamen, überzeugte uns, etwas länger zu bleiben.

Reisen und ankommen

Kapitel 17

Die Züge fuhren und pfiffen und wir fühlten Fernweh oder *Wanderlust*. Wir sehnten uns danach zu reisen. Wir wollten neue Orte sehen und irgendwann einen Ort finden, an dem wir uns niederlassen konnten.

Alles, was wir tun mussten, war zum Bahnhof zu gehen, auf einen Zug zu warten und einzusteigen. Wir mussten nicht einmal Fahrkarten kaufen, da die Züge einfach fuhren und alle frei einsteigen konnten. Der Zug fuhr in Richtung Frankfurt. Wir saßen dort in unserer neuen Kleidung und mischten uns unter die deutschen Zivilisten. Wir verschmolzen mit dem Gesamtbild. Keiner von ihnen wusste das, aber kurz zuvor waren wir Gefangene der Nazis gewesen.

Wir freundeten uns bald mit einem der Passagiere an und vertrauten ihm an, dass wir Gefangene in Konzentrationslagern gewesen waren. Er wollte uns aufrichtig helfen.

»Für Sie ist es nicht klug, in Frankfurt zu bleiben«, sagte er. »Es gibt viele jüdische Flüchtlinge in Frankfurt, und Sie werden nicht die Aufmerksamkeit erhalten, die Sie verdienen.« Er fuhr fort, auf freundliche und hilfsbereite Art und Weise weiterzureden und sagte: »Ich würde ernsthaft

dazu raten, den Zug in Frankfurt zu wechseln, nach Giessen zu fahren und weiter von dort nach Wetzlar.« Wir beschlossen, seinen Rat anzunehmen.

Wir kamen in Wetzlar an und erfuhren, dass der Militärgouverneur ein deutscher Jude war. Er war aus Deutschland geflüchtet, bevor Hitler an die Macht kam. In den Vereinigten Staaten wurde er Offizier der US-Armee. Sie hatten ihn als Militärgouverneur von Wetzlar nach Deutschland zurückgeschickt. Er hieß Neuberger und wollte uns helfen. Er war ein orthodoxer Jude und wollte, dass wir auf traditionelle jüdisch-orthodoxe Weise leben. Er gab sich alle Mühe, uns das Leben leicht zu machen.

Herr Neuberger arrangierte für uns den Aufenthalt in einem schönen Bootshaus, das früher von NS-Offizieren genutzt wurde. Die Zimmer waren groß, luftig und komfortabel. Herr Neuberger befahl der Haushälterin Frau Weber, sich gut um uns zu kümmern. Sie kochte für uns und besorgte den Haushalt, und sie gab uns das Gefühl, etwas Besonderes zu sein.

Die Militärregierung hatte beschlossen, dass das Bootshaus von jüdischen Flüchtlingen genutzt werden sollte. Alle Juden, die nach Wetzlar kamen und eine Bleibe brauchten, wurden in das Bootshaus oder in eines von mehreren anderen Häusern geschickt, die dort errichtet worden waren. Juden würden im Laufe der Zeit kommen und gehen.

Wer aber kam eines Tages herein? Simek Kirstein und Leon Kruger! Wir hätten nie gedacht, dass wir sie wiedersehen würden, da wir aus dem Zug gesprungen waren, mit dem sie in die Schweiz fuhren. Sie hatten jetzt ein hübsches junges Mädchen dabei, Ann.

Wir umarmten sie aufgeregt und begrüßten sie. »Du solltest in der Schweiz sein«, rief ich aus. »Es ist so schön, euch zu sehen! Wie seid ihr hierher gekommen?«

»Auf dem Weg in die Schweiz«, begann Leon, »hielten wir in Bergen-Belsen, einem Lager in der Nähe von Hannover. Wir trafen dort dieses wundervolle Mädchen«, sagte er und deutete auf Ann. »Sie wollte wissen, wohin wir gingen. Wir sagten ihr, dass wir in die Schweiz fahren würden. Sie hatte keine Familie mehr und die Schweiz klang gut für sie. Sie sagte, sie würde gerne mit uns kommen. Kannst du dir vorstellen, dass dieses süße junge Mädchen mit wilden Kerlen wie uns loszieht?«

»Sie wirkten nicht so wild«, sagte Ann. »Sie haben mich an meinen Vater erinnert.« Wir lachten alle.

»Nach einigen Tagen in Bergen-Belsen«, fuhr Leon fort, »stiegen wir wieder in den Zug und fuhren in die Schweiz. Auf unserer Reise hat jemand Simeks Koffer gestohlen. Simek war wütend! Du hättest ihn sehen sollen. Er wollte jeden im Zug töten! Wir haben nur gelacht. Immerhin hatten wir Buchenwald gerade verlassen. Was konnte er in seinem Koffer so wichtiges haben? Wir lachten alle, auch Simek. Simek rief dann: ›Stoppen Sie den Zug!‹ Er zog die Notbremse und stoppte ihn. Wo hat er den Zug gestoppt? In Wetzlar! Also sind wir aus dem Zug gestiegen und hier sind wir.«

»Und was ist mit dir passiert?«, fragte Simek. »Wir dachten, dass du und Joe mit uns im Zug wäret.«

Joe und ich erzählten ihnen, was mit Gucia passiert war. Wir berichteten dann auch den Rest unserer Geschichte. Es war so schön, wieder mit unseren alten Freunden zusammen zu sein.

Bald kam ein anderer Jude hinzu, Herschel Menche. Herschel war beinahe gestorben, als er in Dora, einem Lager nahe Buchenwald, interniert war. Wir fünf wurden die besten Freunde. Sobald Herschel Ann sah, verliebte er sich in sie. Ann war viel jünger als Herschel, er wollte sie aber bald heiraten. Als er anfing, über die Ehe zu sprechen, sagte Ann, dass sie zu jung wäre. »Na und? Du wirst älter werden«, sagte Herschel. »Was ist das Problem?« Die Internationale Flüchtlingsorganisation (IRO) und das Joint Distribution Committee (JDC) stellten uns Gutscheine und Lebensmittelmarken zur Verfügung. Der durchschnittliche Deutsche erhielt nur zwei Eier pro Woche. Das war nicht genug zu essen für uns.

Herr Neuberger sorgte dafür, dass wir reichlich Eier und Butter erhielten. Er wollte uns zufrieden halten, damit wir keine nicht koscheren Speisen essen (Nahrungsmittel, die nicht den orthodoxen jüdischen Ernährungsstandards entsprachen). Wir waren jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich streng gläubig und dachten nach. Wie konnten wir nach so vielen Jahren in den Lagern leiden? Wir wollten alles essen. Nur Eier, Brot und Butter zu essen wurde nach einiger Zeit eintönig und wir wollten etwas Abwechslung.

Es war leicht für uns, mehr zu essen zu bekommen. Eier und Butter waren in Deutschland knapp und teuer und wir hatten beides reichlich. Wir brachten diese Gegenstände in die Stadt und tauschten sie gegen andere Lebensmittel ein. Wir brachten eine Auswahl an Fleischwaren und anderen Lebensmitteln mit, die wir vor Herrn Neuberger, unserem Wohltäter, geheim halten mussten. Wir wollten nicht, dass er das herausfindet und sein Vertrauen in uns verliert. Er war zutiefst religiös und erwartete das auch von uns. Er hat einfach nicht verstanden, wie schwierig es für uns damals war. Wie konnte er? Wir glaubten immer noch an Gott und beteten, aber wir wollten das Leben für eine Weile ohne Einschränkungen erleben.

Die Monate vergingen,[1] und wir näherten uns dem jüdischen Neujahr, Rosch Haschanah. Alle Juden gingen zu Gottesdiensten in die Synagoge. Um unseren Respekt vor dem Feiertag zu zeigen, erwartete Herr Neuberger, dass wir die traditionellen jüdischen Kopfbedeckungen oder Yarmulkes trugen. Am Vorabend des jüdischen Neujahrs fand ich mich ohne Kopfbedeckung, als Herr Neuberger in seinem Jeep auf mich zufuhr, als ich auf dem Weg zur Synagoge war. Ich wollte ihn nicht beleidigen und wollte lieber nicht ohne meine Kopfbedeckung gesehen werden. Ich sprang schnell hinter einen nahe gelegenen Obststand, um mich zu verstecken. Der Boden war weich und schlammig vom Regen. Ich rutschte aus und brach mir den Ellbogen. Ich fühlte mich schuldig und ging trotzdem zur Synagoge, während mein Arm schmerzte und anschwoll. Nach den Feiern brachten mich meine Freunde ins Krankenhaus, um den Bruch richten zu lassen.

Es war jetzt Oktober 1945.[2] Unser Bootshaus war großartig für den Sommer, aber die Nächte waren ziemlich kühl als der Herbst näher rückte. Es gab keine Heizung, deshalb arrangierte Herr Neuberger ein neues Zu-

1. Während der Sommermonate von Abes Aufenthalt in Wetzlar wurde der Krieg der USA gegen Japan fortgesetzt. Nach dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima am 6. August 1945 und auf Nagasaki am 9. August und der Kriegserklärung der UdSSR am 8. August gegen Japan kapitulierten die Japaner am 14. August 1945.

hause für uns, das einem ehemaligen NS-Offizier und seiner Familie gehörte und von ihnen bewohnt wurde. Herr Neuberger gab ihnen nur wenige Stunden, um ihre Sachen zu packen und das Haus zu verlassen. Dies hat uns sicherlich ein gutes Gefühl gegeben, als wir uns daran erinnerten, wie die Nazis uns das Gleiche angetan hatten.

Als wir am Haus ankamen, stellten wir fest, dass es aus jeder Richtung ein perfektes Bild abgab. Es war ein wunderschönes Haus mit Schlafräumen sowohl im Obergeschoss als auch im Erdgeschoss. Es hatte sogar ein Schlafzimmer im Dachgeschoss. Joe Grosnacht und ich bezogen ein Zimmer im ersten Stock. Der Rest unserer Gruppe nahm Zimmer im Obergeschoss. Wir hatten keinen Mangel an Essen oder Kleidung. Wir lebten von Tag zu Tag, aßen, schliefen und taten nichts. Wir hatten ein Zimmermädchen zum Kochen und Reinigen. Diese unproduktive Existenz wurde uns bald langweilig.

Ich fing als Elektrikerlehrling bei einer großen Firma an, den Buderus Eisenwerken. Die Firma stellte Stahlrohre, Maschinen und Kaminöfen her. Mit eigenem Einkommen begann ich, die Haushälterin für ihre Dienste zu bezahlen. Ich hatte das Gefühl, dass ich mir meinen eigenen Weg verdiente, ohne von anderen abhängig zu sein.

Jetzt, da ich beschäftigt war, konnte ich mir ein Fahrrad gönnen. Ich fuhr jeden Tag zur Arbeit und winkte stolz den Leuten, an denen ich vorbeifuhr. Mein Selbstwertgefühl wuchs von Tag zu Tag.

Mein Chef, Herr Seliger, und ich arbeiteten gemeinsam. Herr Seliger war ein Flüchtling aus Ostdeutschland und behandelte mich herzlich. Er erkannte, dass mein Deutsch nicht das Beste war, und er half mir, meine Sprachkenntnisse zu verbessern.

Meine Ausbildung umfasste ein breites Spektrum an Aufgaben. Von 6:00 bis 14:00 Uhr führte meine Arbeit mich durch das gesamte Werk, um alle Hauselektriker-Arbeiten zu erledigen. Wir arbeiteten auch drau-

2. Der folgende Monat (20. November 1945) war der Beginn der Nürnberger Prozesse, in denen hochrangige Nazi-Funktionäre wegen ihrer Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt wurden. Mitte Oktober 1946 wurden die zum Tode Verurteilten gehängt.

ßen und kletterten auf Strommasten. Ich verbrachte meine Zeit gut und jeder Tag erwies sich als glücklich.

Montag bis Freitag waren meine normalen Arbeitstage. Samstags, sonntags und abends hatte ich für mich. Ich verbrachte viele Stunden damit, Radioprogramme zu hören. Musik und Nachrichten waren für mich sehr wichtig, und ich hörte so oft zu, wie ich konnte. Ich besuchte auch die Kinos am Ort. Wenn das Wetter es erlaubte, fuhr ich mit dem Fahrrad durch das Waldgebiet. Die frische Luft belebte mich. Ich genoss die Landschaft um Wetzlar und machte mit jedem Tag neue Bekanntschaften.

Das Geld, das ich verdiente, hatte wenig Wert. Gesetzlich konnte ich nicht mehr als die rationierten Waren kaufen. Abgesehen von meinen Theaterbesuchen und unserer Haushälterin war das überflüssige Geld wertlos. Ich arbeitete für die Zufriedenheit und die Ausbildung, die mit dem Job einhergingen, und für das Wenige, das ich auf dem Schwarzmarkt erwerben konnte. Mit einem Wochenlohn konnte ich nur eine Stange Zigaretten auf dem Schwarzmarkt kaufen. Für nur zwei amerikanische Zigaretten konnte ich jedoch ein Pfund Butter bekommen. Es war viel besser, Waren zu tauschen, als Geld zu haben, das ich nicht einmal ausgeben konnte.

Viele der kürzlich befreiten Männer waren wütend. Sie fühlten, dass die Welt, besonders Deutschland, ihnen viel schuldete. Sie wollten es ruhig angehen und für eine Weile von Rehabilitationsgeld leben. Zuvor waren ihre Leben leer. Jetzt würden sie es mit vielen Frauen, viel Essen und einer Menge Aufregung füllen. Sie wollten die verlorene Zeit wettmachen!

Im Gegensatz zu ihrer Einstellung zum Leben war ich wie immer ein ruhiger, wohlerzogener Mann. Ich habe nicht geschimpft und geredet noch mich beschwert. Ich habe meine Zukunft ernsthaft geplant. Ich wollte auch die verlorene Zeit nachholen, aber auf andere Weise. Mein Schwerpunkt lag nicht auf Spaß und Unterhaltung, sondern auf meiner Ausbildung und meiner zukünftigen Karriere. Freunde hänselten mich oft für die Arbeit, während andere damit zufrieden waren, von den Ra-

tionen und Annehmlichkeiten zu leben, die uns die UN-Hilfsorganisation für Rehabilitation (UNRRA) und andere Organisationen zur Verfügung stellten. Ich ließ sie necken.

Gott schuf den Menschen als geselliges Wesen. Er liebt die Freundschaft und die Gesellschaft anderer, besonders, wenn ihm so lange die sozialen Annehmlichkeiten und Gnaden entzogen wurden. Wir waren jetzt frei, aber viele von uns hatten sich noch nicht vollständig an ihre Freiheit gewöhnt. Uns fehlte die Gesellschaft des anderen Geschlechts. Ich wollte Kameradschaft – eine sinnvolle Kameradschaft.

Ich besuchte bald ein jüdisches Lager für Vertriebene. Ich besuchte Amateurshows und jüdische Zusammenkünfte. Ich genoss es, mit anderen dort auf Jiddisch zu sprechen. Diejenigen, die unser Anpassungsprogramm planten, versuchten, mit einer Prise Glück, Normalität in unser Leben zu bringen. Sie organisierten soziale Abende und gaben zweimal wöchentlich Tanzunterricht. Ich lernte Walzer, Foxtrot und Tango zu tanzen.

Ich war bei diesen Versammlungen von vielen Menschen umgeben, fühlte mich aber trotzdem unbehaglich allein. Ich war ängstlich und etwas zurückgezogen, hatte Angst vor dem, was der Abend bringen würde. Ich hatte das Gefühl, als würde ich wie ein Teenager bei seinem ersten Date ausgehen, obwohl ich jetzt 23 Jahre alt war. Ich vermisste diese Teenagerjahre, in denen ich junge Mädchen hätte umwerben können.

An meinem ersten solchen Abend kündigten die Organisatoren an, dass sich die Männer auf einer Seite des Tanzsaals aufstellen und die Damen sich ihnen gegenüber stellen sollten. Jeder Mann sollte einen Tanzpartner auswählen. Meine Augen überflogen eifrig die Reihe wartender Mädchen. Es war schwierig, aber ich musste mich entscheiden. Wonach sollte ich suchen? Wie sollte ich auf sie zugehen? Bin ich zu klein? Ist sie zu groß?

Bald entdeckte ich ein junges Mädchen mit schwarzen Haaren, einer wohlgeformten Figur und einem strahlenden Lächeln. Ich sammelte meinen ganzen Mut, zwang mich zu einem Lächeln und ging zu ihr hinüber. In Anbetracht der richtigen Formalitäten, die ich gelernt hatte, verbeugte

ich mich, stellte mich vor und sagte: »Würden Sie mir das Vergnügen bereiten, mit mir zu tanzen?« In den Sekunden, die wie eine Stunde schienen, nickte sie mir zustimmend zu. Während wir tanzten, stellte sie sich vor. Martha Strauss war das erste Mädchen, das ich als freier Mann in den Armen hielt. Was für ein wunderbares Gefühl!

Mein Herz klopfte heftig, und ich konnte das Blut in meinen Adern spüren. Sicher wird sie es merken, dachte ich. Wir tanzten eine Weile zusammen und wechselten bald den Partner. Bevor wir uns auf den Weg machten, bat ich Martha um ein Date. Sie stimmte zu, aber nicht begeistert.

Wir trafen uns zum Termin und gingen spazieren. Unser Gespräch führte zu meiner Vergangenheit. Sie erzählte mir, wie leid es ihr tat, und versicherte mir, dass weder sie noch irgendjemand in ihrer Familie am KZ-Erlebnis beteiligt waren. Ich war mehrmals mit Martha zusammen, aber sie schien nie besonders daran interessiert, in meiner Gesellschaft zu sein. Ich entschied, dass es töricht für mich wäre, ihre Freundschaft weiter zu suchen.

Ich dachte schon bald an meine Zukunft in Bezug auf die Ehe. Ich wollte unbedingt die Freundschaft jüdischer Mädchen pflegen – meine Eltern hatten mich diese Werte gelehrt –, aber die meisten Mädchen bei diesen Tänzen waren keine Juden.

Zuvor hatte ich versucht, die Gesellschaft jüdischer Mädchen aufzusuchen, die auch Überlebende von Konzentrationslagern waren. Es gab nur wenige dieser jüdischen Mädchen – drei auf sieben Männer. Es schien, dass Frauen die Qualen der Konzentrationslager schlechter überleben konnten als Männer. Nachdem die Frauen befreit worden waren, wollten sie sich zur Sicherheit auf einen Mann stützen. Ich hatte damals offensichtlich wenig finanzielle Sicherheit zu bieten, und diese wenigen jüdischen Mädchen ließen sich nicht mit mir ein.

Bald erfuhr ich von der Ankunft einer Familie aus Lipno, meiner Heimatstadt. Ich wollte sie unbedingt besuchen, besonders als ich hörte, dass ihre kleine Tochter bei ihnen war. Ich ging in den einen Raum, in dem sie lebten. Vor mir saß die Mutter, die wie ein Bauer aussah und sich ebenso benahm. Der Vater war zuvor Schneider gewesen. Das Mädchen war nicht

mit weiblichen Reizen gesegnet. Als ich sie ansah, sah ich Beine, die mich an Klavierbeine erinnerten, und der Rest ihres Körpers war bemerkenswert für das, was ihm fehlte. Ich entschied, dass dieses Mädchen nicht für mich und dass diese Familie nicht meine kulturell Gleichgestellten waren.

Meine Familie hatte Status, Würde und Respekt dafür erworben, Geschäftsleute gewesen zu sein. Wir lebten in einem Haus, in dem Kultur immer gepflegt wurde. Wir waren stolz auf unser Erbe und unsere Erziehung. Juden nennen dies manchmal *Yichus*. Im Ghetto Kutno fühlte ich, dass Yichus unfair und grausam sein konnte. Jetzt hatte ich mehr von seinem Wert verstanden.

Das örtliche Gasthaus oder die Kneipe war ein Treffpunkt für Jung und Alt. Wir aßen, tranken, tanzten und sangen. Ich habe die Gesangseinlagen besonders genossen. Wir hielten uns an einem Tisch an den Händen und schwangen unsere Körper hin und her und sangen alle Lieder, die uns in den Sinn kamen. Manchmal sangen und tanzten wir zur Musik eines Orchesters. Ich traf im Gasthaus Leute aus vielen verschiedenen Lebensbereichen und die Anzahl meiner Freunde in der Umgebung wuchs schnell.

Ich brachte meinen Freund Leon Kruger mit zu diesem Gasthaus. Er war völlig aufgeregt. Er sah alle Leute an und rief begeistert: »Mädchen! Mädchen! Mädchen!« Er bemerkte besonders ein schönes Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen. Wir konnten es kaum glauben, als wir erfuhren, dass sie Jüdin war! Wir gingen rüber und stellten uns vor und lernten, dass sie Eva hieß. Erstaunlicherweise war sie nicht wie erwartet in den Lagern gewesen und erzählte uns eine unglaubliche Geschichte.

»Ich lebte während des Krieges in einer christlichen, deutschen Familie«, sagte sie, »und gab vor, eines ihrer Kinder zu sein. Unsere Familie stand dieser Familie sehr nahe, auch wenn wir im Ghetto lebten. Als die Nazis uns für die Deportation einsperrten, schauten unsere christlichen Freunde von der anderen Straßenseite aus zu. Einer der Nazis bemerkte, dass mein Bruder und ich beide blonde Haare und blaue Augen hatten. Er stürmte zu meiner Mutter und rief: »Sind das Ihre Kinder?«

»Nein«, sagte meine Mutter spontan. Sie war so schnell. »Sie gehören zu unseren Freunden dort«, als sie auf unsere christlichen Freunde zeigte.

»Schicken Sie sie sofort zurück!«, rief er. »Sie haben hier mit euch Juden nichts zu tun.«

»Also liefen mein Bruder und ich über die Straße. Wir haben unsere Eltern nie wieder gesehen. Wir haben gehört, dass sie von den Nazis getötet wurden. Wir lebten bis nach dem Krieg mit unseren christlichen Freunden in Sicherheit.«

»Du hattest sehr tapfere Eltern und bist selbst ziemlich tapfer« sagte Leon zu Eva und sie redeten den ganzen Abend im Gasthaus.

Wie Herschel mit Ann verliebte sich Leon sofort in Eva. Sehr bald sprachen sie über die Ehe und verschwendeten keine Zeit, um die Zeremonie zu arrangieren. Herschel und Ann heirateten nur zwei Wochen vor Leon und Eva. Unser Haus füllte sich schnell, und ich sehnte mich selbst nach einer Heirat.

Meine ruhige Art zog die Aufmerksamkeit einer deutschen Frau auf sich, Frau Feilinger, die in einem benachbarten Haus als Köchin arbeitete. Sie mochte mich wegen der ernsthaften Art und Weise, in der ich das Leben anging – arbeiten, meine Ausbildung fortsetzen und mich nicht mit den anderen Männern herumtreiben.

Eines Tages kam Frau Feilinger freundlich auf mich zu und fragte: »Abe, möchtest du ein nettes junges Mädchen treffen? Sie ist meine Nachbarin, und ich glaube, ihr würdet euch wirklich mögen.«

»Ja«, sagte ich höflich. »Ich würde sie gerne treffen.« Ich wusste, dass das Mädchen keine Jüdin war, aber ich wollte Frau Feilingers Gefühle nicht verletzen. Ich wusste nicht, dass diese freundliche Frau das Mädchen im Auge hatte, das als meine Frau und die Quelle meines Glücks enden würde.

Ein neuer Anfang

Kapitel 18

Die Vorsehung hielt mich während meiner jahrelangen Leiden in den Konzentrationslagern am Leben. Auch die Vorsehung brachte jetzt Ellie Müller in mein Leben.

Es war Frühlingsanfang 1946. Eines Morgens hatte ich etwas Zeit, und mein Vorgesetzter schickte mich zu einem Auftrag ins Buchhaltungsbüro. Ich konnte das hübsche, temperamentvolle Mädchen mit goldenen Haaren hinter einem Schreibtisch einfach nicht übersehen. Sie hatte wunderschöne braune Augen und war nur etwas größer als ich. Ich begann höflich ein Gespräch mit ihr.

»Ich bin Abe Korn«, sagte ich. »Ich arbeite hier als Elektriker. Arbeitest du schon lange hier?«

»Nein, ich habe erst vor ein paar Wochen angefangen«, sagte sie. »Ich heiße Ellie Müller. Bist du ein Ingenieur?«

»Nein«, sagte ich und fühlte mich ausgesprochen wohl dabei mit ihr zu reden. Ich fühlte mich ungewöhnlich selbstsicher, als wir unser Gespräch fortsetzten. »Ich bin Elektrikerlehrling bei Herrn Seliger. Ich arbeite hier seit etwa sechs Monaten. Wohnst du in der Nähe?«

»Ja, ich gehe jeden Morgen zu Fuß zur Arbeit. Ich wohne in der Nauborner Straße.«

»Ich habe eine Bekannte, die in der Nauborner Straße lebt, Frau Feilinger. Kennst du sie?«

»Ja, sicher. Sie ist meine Nachbarin.«

Mein Herz setzte ein oder zwei Schläge aus. Konnte das das Mädchen sein, von dem Frau Feilinger mir erzählt hatte? War dies das *Blind Date*, das ich haben sollte?

»Ellie«, sagte ich erwartungsvoll, »hat Frau Feilinger kürzlich erwähnt, dass sie einen Bekannten hat, mit dem du ausgehen solltest?«

»Ja, das hat sie«, rief sie aus.

»Dieser Bekannte bin ich!«, sagte ich glücklich.

Ellie lächelte zustimmend und sagte: »Ich denke, wir müssen uns keine Sorgen mehr machen, uns zu treffen«, und wir lachten beide.

»Hast du ein Fahrrad?«, fragte ich zuversichtlich. »Möchtest du bald mal damit fahren?«

»Ja. Das wäre schön«, sagte Ellie. »Wie wäre es mit Samstag?«

»Sicher«, sagte ich und versuchte nicht zu aufgeregt zu wirken. Ich hatte Lust, aufzuspringen und zu schreien!

Es schien, als würde es Wochen bis zum Samstag dauern. Ich dachte Tag und Nacht an mein Treffen mit Ellie. Ich konnte mich nicht auf meine Aufgaben konzentrieren. Als ich sie zufällig bei der Arbeit sah, lächelte ich nur unbeholfen und sagte: »Hallo!«

Samstag kam und wir fuhren los. Wir fuhren stundenlang, während die Landschaft an uns vorbei zog. Wir hielten mehrmals an und redeten. Es fiel mir so leicht, mit Ellie zu reden. Obwohl ich das nicht wollte, sprach ich über meine Erfahrungen in den Lagern. Ellie hörte aufmerksam und mitfühlend zu. Ich spürte etwas Besonderes in diesem Mädchen und freute mich darauf, eine Beziehung zu ihr aufzubauen.

Nach mehreren Treffen stellte mich Ellie ihren Eltern vor, Heinrich und Maria Müller. Sie waren gute Leute. Ellie hatte ihnen offensichtlich von meiner Vergangenheit erzählt. Ihre Eltern erwiesen mir besondere Aufmerksamkeit. Sie luden mich zum Abendessen nach Hause ein. Ich nahm

ihre Einladung gern an und wir hatten einen schönen Abend zusammen. Ich wurde bald zu einem regelmäßigen Besucher bei ihnen zu Hause.

Eines Nachts machte Frau Müller Omeletts zum Abendessen. Ich sah, wie sie den Eiern viel Mehl hinzufügte, da die Eier noch knapp waren. Ich bemerkte jedoch, dass Ellies Mutter bei der Zubereitung meines Omeletts zusätzliche Eier und kein Mehl verwendete. Sie wollte sicherstellen, dass ich meine Mahlzeit genoss. Ellies Familie, einschließlich ihres Bruders Günther, behandelte mich immer herzlich. Ich genoss die besondere Freundschaft, die ich mit ihnen hatte.

Die Monate vergingen und meine Liebe zu Ellie wuchs. Die aufrichtige Zuneigung, die ich von ihrer Familie empfand, gab mir das Gefühl, zu Hause zu sein. Ihr Zuhause war für mich wie eine Oase in der Wüste, und ich nutzte jede Gelegenheit, um mit Ellie zusammen zu sein.

Während meine Liebe zu Ellie wuchs, wurde meine religiöse Erziehung in der Vergangenheit immer deutlicher. Ich war im orthodoxen jüdischen Glauben erzogen worden und hatte unter den Nazis bitterlich gelitten, nur weil ich Jude war. Jetzt verliebte ich mich in ein nichtjüdisches deutsches Mädchen. Ellies Familie war wie viele Deutsche lutherisch. Diese Gedanken beschäftigten mich und hielten mich viele Nächte wach.

Ich dachte bald daran, Ellie zu heiraten. Nach all dem, was ich durchgemacht hatte, entschied ich schließlich, dass ich es verdient hatte, glücklich zu sein, auch wenn es bedeutete, jemanden zu heiraten, der nicht jüdisch war. Ich hatte versucht, mit jüdischen Mädchen auszugehen, aber sie fürchteten die Zukunft und suchten alle nach Männern, die finanziell abgesichert waren. Ich war zuversichtlich bei meinen Fähigkeiten, musste aber mit nichts anfangen, egal was ich zum Lebensunterhalt anfangen würde. Ellie akzeptierte mich so, wie ich war, und wir liebten es, zusammen zu sein. Ich beschloss, mit ihr über die Ehe zu sprechen.

Während wir an einem Nachmittag mit dem Fahrrad unterwegs waren, machten wir eine Pause, um uns auszuruhen. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte: »Weißt du, Ellie, unsere Beziehung wird von Tag zu Tag fester. Ich liebe dich sehr und möchte dich heiraten, aber ich

möchte, dass du einige Dinge weißt.« Ich konnte sehen, dass sie etwas sagen wollte, aber ich konnte jetzt nicht aufhören. »Ich möchte, dass du meine Religion akzeptierst, und es ist sehr wichtig, dass wir unsere Kinder im jüdischen Glauben erziehen. Ich habe auch so sehr unter den Nazis gelitten, dass Deutschland nicht der richtige Ort für mich wäre. Wir müssten Deutschland verlassen.«

Ellie feuerte eine Antwort ab, die mein Herz durchbohrte. »Was bist du, verrückt?« schrie sie. »Du musst es sein! Zunächst werde ich Deutschland nie verlassen. Zweitens wird der Mann, den ich heirate, blonde Haare haben und groß sein!«

Ihre Worte waren wie Dolche. Ich wusste sehr gut, dass ich ihre Standards niemals erreichen konnte. Wir saßen in Totenstille. Schließlich sprach Ellie und sagte kalt: »Warum radeln wir nicht einfach nach Hause?«

Nach dieser bitteren Pille, die ich schlucken musste, erwartete mich ein paar Tage später ein weiterer Schock. Ich ging zum jüdischen Vertriebenenlager, um ein paar Freunde zu besuchen, und sah mein Bild auf einem Steckbrief am Tor. Ich sah auf und sah jemanden, der mit zwei Polizisten sprach und auf mich zeigte. Die Polizisten rannten zu mir herüber, packten mich und schleppten mich zur Polizeiwache des Lagers.

Ich war völlig verblüfft. Sie setzten mich auf einen Stuhl und der Polizeichef kam mit meinem Porträt in der Hand herein. Ich wusste sofort, dass sie es von meiner Cousine Hester bekommen hatten, die auch in Wetzlar lebte. Sie hat es für mich aufbewahrt, dachte ich. Der Polizeichef fragte: »Ist das Ihr Bild?«

»Natürlich«, antwortete ich. »Was ist los? Was habe ich getan?«

»Wir haben einen Bericht, dass Sie ein deutscher Spion sind und hierher gekommen sind, um uns auszuspionieren! Wir glauben auch, dass Sie sogar Ihre jüdische Religion aufgegeben haben und dass Sie eine Nichtjüdin heiraten wollen.«

Geschockt und verblüfft verstand ich jetzt, was los war. Hester widersetzte sich erbittert meiner Beziehung zu Ellie, und dies war ihre Art, uns auseinander zu bringen. Ich ordnete meine Gedanken und antwortete

etwas ungeduldig: »Glauben Sie, dass ich, nachdem ich so sehr unter den Nazis gelitten habe, nur weil ich Jude bin, jetzt meine Religion aufgeben würde, um gegen meine eigenen Leute zu spionieren? Sie können sicherlich alles über mich herausfinden, wenn Sie mit einem meiner Freunde sprechen. Ich werde Ihnen ihre Namen und Adressen geben. Was das Mädchen angeht, mit dem ich zusammen bin, geht es Sie wirklich nichts an und es ist auch nicht Hesters Angelegenheit. Ich weiß, wie Sie das alles erfahren und mein Bild bekommen haben. Meine Cousine Hester ist einfach wütend und benutzt Sie, um an mich heranzukommen.«

Der Polizeichef glaubte mir und erkannte, dass er von einer fanatischen Frau getäuscht worden war. Er entschuldigte sich prompt, gab mir mein Porträt und ließ mich gehen.

All diese Verrücktheit hat mich auch verrückt gemacht. Jetzt, da ich aus den Lagern heraus war, war ich von paranoiden Leuten umgeben. Ich wusste, ich musste Deutschland irgendwann verlassen. Ich brauchte Freiheit an einem Ort, an dem ich nicht ständig an die Vergangenheit erinnert werden würde. Ich hoffte, nach Amerika gehen zu können.

Mein Herz schmerzte immer noch von meinem Gespräch mit Ellie. Sie hatte sich seitdem beruhigt und wir sahen uns weiter. Ich sehnte mich immer noch nach einem Leben mit Ellie als meiner Frau, verzichtete jedoch darauf, mit ihr über die Ehe zu sprechen.

Meine Aufgaben im Werk wurden auf die Reparatur von Telefonen umgestellt. Ich freundete mich mit zwei Mädchen im Büro an, die Telefonistinnen waren.

Nach einigen Tagen gewöhnlicher Gespräche fragte eine von ihnen, woher ich die Narbe auf meiner Stirn hätte. Meine Vergangenheit wurde wieder lebendig. Ich erzählte ihnen sehr emotional vom Lager Hardt. Ich erzählte ihnen auch, wie mein deutscher Vorarbeiter Philip Brandscheid mich mit seinem Stock, dem Symbol seiner Autorität, geschlagen hatte. Die Narbe war eine ständige Erinnerung an seine Brutalität. Die Mädchen waren entsetzt und konnten nicht glauben, dass solche Dinge vor sich gegangen waren.

»Weißt du«, sagte eine von ihnen, »wenn du diesen Mann jemals finden willst, könnte ich seine Adresse für dich herausfinden. Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich ihn finden wollen und sehen, dass er seine gerechte Bestrafung bekäme.«

Danach wurde ich von dem Gedanken besessen, Philip Brandscheid der Gerechtigkeit zu übergeben. Es kann jedoch eine feine Linie zwischen Gerechtigkeit und Rache geben, und ich muss zugeben, dass ich auch starke Rachegefühle hatte.

Ich nahm das Angebot der Telefonistin an und sie fand die Adresse von Brandscheid für mich. Ich bat sie auch, Heinrich Sträter ausfindig zu machen, der mir als Freund und Arbeitgeber im Lager Dreetz in der Nähe von Berlin geholfen hatte. Sie hat beide Adressen für mich gefunden.

Es war schön, wieder mit Herrn Sträter in Kontakt zu sein. Er hatte in der Vergangenheit so viel für mich getan. Ich schickte ihm mehrere Briefe und Pakete. Er lebte in der östlichen Zone, in der die Dinge des Alltags noch schwieriger zu bekommen war. Ich sandte ihm Geschenke, die ich auf dem Schwarzmarkt getauscht hatte. Er war sehr dankbar. Ich war froh, ihm helfen zu können.

Ich erzählte Ellie von Brandscheid. »Ellie«, sagte ich, »du weißt, dass ich eines Tages gerne nach Amerika gehen würde. Niemand mit Vorstrafen kann nach Amerika gehen. Ich habe vor, Brandscheid für das, was er mir angetan hat, anzuzeigen, aber ich möchte ihm auch von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen. Ich weiß nicht, was während einer solchen Konfrontation passiert, und ich möchte, dass du bei mir bist. Ich möchte nichts tun, was meine Chancen auf eine Reise nach Amerika beeinträchtigen könnte.«

Ellie verstand, wie ich mich fühlte und stimmte zu, mit mir zu gehen. Am folgenden Wochenende stiegen wir in einen Zug, der uns in Richtung des Rheintals brachte, wo er lebte. Ich achtete darauf, mich richtig zu verhalten. Ich beschloss, mich den örtlichen Beamten zu erklären. Als wir in seiner Heimatstadt ankamen, erfuhren wir die Adresse des Bürgermeisters, aber er war nicht zu Hause. Wir fanden den Assistenten des Bürgermeisters.

Der stellvertretende Bürgermeister lud uns in sein Haus ein. Ich erklärte den Zweck unseres Besuchs und bat ihn, uns zu Brandscheids Haus zu begleiten.

»Wenn es Philip Brandscheid ist, zu dem ich Sie begleiten soll, tut es mir leid, aber die Antwort lautet nein. Er ist ein niederträchtiger Schurke und verdient meine Aufmerksamkeit nicht. Sie können mit diesem Nichtsnutz alles tun, was Sie wollen.« Er gab mir Anweisungen sein Haus zu finden.

Als ich vor Brandscheids Haus stand, klopfte ich an die Tür und hörte die Worte »Komm rein«. Ellie und ich gingen hinein und er begrüßte mich mit dem üblichen »Grüss Gott!« Und sagte: »Können Sie bitte Platz nehmen? Ich bin gleich bei Ihnen.« Er aß mit seiner Frau und seinen vier Töchtern zu Abend. Ellie und ich setzten uns und warteten.

Ich saß in seiner Höhle und war von der Ironie der Situation beeindruckt. Wie konnte solch ein hasserfüllter Mann, der so viele unschuldige Menschen geschunden hatte, einfach zu seiner liebevollen Familie nach Hause kommen und sein Leben so leben, als ob nichts passiert wäre? Ich sah mich im Raum um und bemerkte seinen Stock an der Wand. Es war derselbe Stock, mit dem er mich und auch viele andere Gefangene ohne jeden Grund geschlagen hatte. Nur er wusste, wie viele Todesfälle er mit diesem Stock verursacht hatte, auf den er so stolz war.

Nachdem die Familie ihr Abendessen beendet hatte, kam Brandscheid auf uns zu und fragte: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich konnte mich kaum noch zurückhalten. Ich stand auf und platzte heraus: »Erinnern Sie sich an mich? Erinnern Sie sich an 1941?«

Zweifellos dachte er, ich wäre einer seiner früheren Mitarbeiter, denn er sagte: »Bitte setzen Sie sich und trinken Sie eine Tasse Kaffee.«

»Nein, danke!«, sagte ich, als mein Blut in meinem ganzen Körper pulsierte. »Ich bin nicht gekommen, um mich mit Ihnen zu verbrüdern. Erinnern Sie sich daran? «, fragte ich und zeigte auf meine Narbe.

Ein fürchterlich vertrauter Blick kehrte in sein Gesicht zurück, als er arrogant antwortete: »Wenn ich dir das angetan habe, musst du faul gewesen sein, Jude. Du hast alles verdient, was ich dir angetan habe.« Seine

Familie drückte sich erschrocken in die Ecke. Ich fühlte für sie. Ich wusste es besser, als diesen wütenden Austausch fortzusetzen. Ich verließ sein Haus mit den Worten: »Sie werden sehr bald von mir hören.«

Ich stürmte zurück in die Wohnung des stellvertretenden Bürgermeisters. Ellie lief hinter mir her. Ich klopfte ungeduldig an seine Tür und als er antwortete, bat ich: »Bitte kommen Sie mit uns zu Brandscheids Haus. Ich habe Angst, dass die Dinge außer Kontrolle geraten, und ich möchte, dass Sie Zeuge werden, was auch immer geschieht.«

Er stimmte schließlich zu, uns zu begleiten, aber als wir am Haus ankamen, war Brandscheid nicht da. Wir warteten eine Weile, aber der stellvertretende Bürgermeister sagte, er würde nach Hause gehen müssen. Er riet uns, unseren Zug nach Hause nicht zu verpassen, und zeigte uns einen malerischen Weg entlang des Rheins, um zum Bahnhof zurück zu gelangen.

Wir gingen widerwillig zurück und die wunderschöne Landschaft half mir, mich zu beruhigen. Nach einiger Zeit bemerkte ich jedoch die Rückansicht von Philip Brandscheid. Wir gingen direkt hinter ihm! Sein für viele Monate mir bekanntes, schwankendes Gehen hatte mir eine unauslöschliche, bösartige Erinnerung an den Gang dieses Mannes vermittelt. Als wir schneller gingen, um ihn einzuholen, erinnerte mich Ellie daran, ruhig zu bleiben. Als ich in Reichweite kam, flogen meine Hände zu seinem Revers am Mantel. Als ich meinen Griff festigte, rannte ein alter bärtiger Mann, der mit ihm ging, in Angst davon.

»Na du verdammter, nichtsnutziger Hund!«, rief ich. Es fühlte sich gut an, ihn genau so zu nennen, wie er uns früher genannt hatte. »Ich werde dich durch die Gerichte schleppen, bis du bekommst, was dir zusteht.« Ich merkte nicht, dass ich ihn mit Gewalt abdrängte, während ich ihn anschrie. Ellie, die immer noch ruhig war, erkannte, dass die Situation außer Kontrolle geraten konnte.

»Abe«, rief sie, »bitte lass ihn gehen. Riskiere nicht deine Chance, nach Amerika zu reisen für dieses wertlose Tier!« Mit diesen Worten stieß ich ihn weg.

Nachdem ich Brandscheid losgelassen hatte, gewann er sein Selbstver-

trauen zurück und rief arrogant: »Ich habe keine Angst vor dir oder vor Gerichten, vor die du mich zerren kannst. Du und deinesgleichen sind faul und zu nichts gut. Hitler hätte die Aufgabe beenden sollen, die er angefangen hat!«

Ich verlor meine Selbstkontrolle und knurrte: »Warum sollte ich warten, bis die Gerichte sich um Sie kümmern? Ich kann es jetzt gleich zu Ende bringen.« Ich machte einen Schritt auf ihn zu und er rannte davon. Ich lief ihm nach und schrie: »Sobald ich dich einhole, werde ich dich zu Brei schlagen und in den Rhein werfen!«

Ellie rief erneut: »Halt Abe! Bitte hör auf! Er ist es nicht wert.« Als ich ihm nachlief, wurde mir klar, wie befriedigend diese ganze Szene für mich war. Dieser Mann, der mich und viele andere vor wenigen Jahren sadistisch gequält hatte, hatte jetzt Angst und rannte vor mir davon! Diese Erkenntnis kühlte meine rachsüchtigen Gedanken schnell ab. Ich hörte auf zu rennen und fing an zu lachen, als ich nach Luft schnappte. Ich schwor mir, diese Angelegenheit vor Gericht zu beenden.

Ich brachte diesen Fall tatsächlich vor ein Gericht in Wiesbaden. Sie verurteilten ihn zu 16 Monaten Gefängnis. Das war vielleicht nicht genug Strafe für die Brutalität, die er so vielen anderen angetan hatte, aber zumindest wurde er von seinem eigenen Volk für diese eine Grausamkeit gegen mich mit Recht bestraft.

Im Herbst 1946 hatte ich einen Überraschungsbesuch in Wetzlar. Samuel Korn, ein Cousin aus Polen, fand meinen Namen in einem Landsberg-Lager-Rundschreiben. Landsberg war damals ein Vertriebenenlager in Deutschland. Es war einmal ein Gefängnis gewesen, in dem sogar Adolf Hitler in Festungshaft saß. Sie druckten die Namen aller bekannten Überlebenden ab, damit wir Familie und Freunde finden konnten. Samuel war nach Wetzlar gekommen, um mich zu kontaktieren. In der Tat war dies eine glückliche Wiedervereinigung, aber Sam brachte mir traurige Nachrichten.

»Abe«, sagte er weinerlich, »ich befürchte, dass deine gesamte Familie tot ist. Alle Häftlinge im Ghetto Kutno wurden im Frühjahr 1942 getötet. Augenzeugen erzählten mir, dass die Ghetto-Wächter alle Häftlinge dazu

zwangen, die Ladeflächen von Militärtransportern zu besteigen, die hermetisch verschlossen wurden. Die Nazis ließen die Motoren der Lastwagen an und Kohlenmonoxid wurde in die Rückseite jedes Fahrzeugs geleitet. Sie haben alle vergast. Deine Eltern und Schwestern waren noch in Kutno und wurden mit den übrigen Gefangenen getötet. Die Nazis brachten alle Leichen an den Stadtrand. Sie verbrannten und verscharrten sie in großen, offenen Gruben .«[1]

Ich hatte endlich die absolute Gewissheit über den Tod meiner Familie, doch ich war entsetzt, als ich die Nachricht hörte. Ich hatte natürlich seit Jahren vermutet, dass meine Eltern und Schwestern umgebracht worden waren, aber wie und wann sie getötet wurden, war mir unbekannt. Ich hatte ihnen viele Briefe geschrieben, die nie beantwortet wurden. Ich versuchte immer, die Hoffnung aufrecht zu halten, aber jetzt durfte ich nicht mehr hoffen. Der Tod ist nicht leicht; egal wie ein Mensch stirbt, es tut immer noch denen weh, die ihn geliebt haben.

Sam war einer der wenigen Überlebenden, die nach dem Krieg nach Polen zurückkehrten. Er kehrte nach Krosniewice zurück und schaffte es, etwas Entschädigung für das Eigentum seiner Familie zu erhalten. Er erhielt sogar eine Entschädigung für unser Eigentum. Dieses Geld verwendete er, um die nötigen Leute zu bestechen, damit er illegal nach Deutschland gelangen konnte.

Samuel blieb lange genug bei mir, um die notwendigen Papiere für einen dauerhaften Aufenthalt in Israel zu erhalten.

Ich wurde bald als stolzer Elektriker zertifiziert. Ich musste sowohl schriftliche als auch praktische Prüfungen bestehen. Die schriftliche Prüfung befasste sich mit verschiedenen Aspekten der Telefonanlagen und der Hausstromversorgung. In der praktischen Prüfung waren wir mit Problemen der elektrischen Installation konfrontiert, die wir normaler-

1. Alle Juden aus Kutno, Krosniewice und vielen anderen umliegenden Städten wurden zwischen Mitte Dezember 1941 und Mitte April 1942 nach Chelmno deportiert und vergast. Martin Gilbert, Der Holocaust (New York: Henry Holt, 1985), S. 318-19.

weise im Haushalt vorfinden würden. Die Tests umfassten praktisch alles, was ich bis zu diesem Zeitpunkt gelernt hatte. Ich galt jetzt als gelernter Elektriker und würde bei meinem jetzigen Job höheren Lohn erhalten. Ich konnte mich auch weiterbilden, um mich als Elektriker selbstständig zu machen.

Obwohl ich stolz auf meine Leistungen war, hatte ich das Gefühl, dass es mich nicht zufriedenstellen würde, ein Elektriker zu sein. Ich wollte mich weiterbilden. Ich sprach das Thema bei einem meiner Treffen mit Ellie an. Ich sagte ihr, dass ich Elektroingenieur werden wollte.

»Das ist ein ziemliches hohes Ziel«, sagte sie. »Du weißt, dass es nicht einfach sein wird. Ich werde dir helfen so gut ich kann. Ich bin sehr stolz auf dich, Abe.«

Ich bewarb mich an der Ingenieurschule in Gießen. Die Zugangsvoraussetzungen waren schwierig, aber ich bestand alle Prüfungen und wurde zugelassen. Die Ingenieurschule war Teil der Universität Gießen. Die niedrigen Studiengebühren konnte ich glücklicherweise aus meinen Einnahmen im Werk bezahlen.

Gießen war eine mittelgroße Stadt, die noch viele Spuren des Krieges aufwies. Sie war ungefähr 30 Kilometer von Wetzlar entfernt und ich pendelte jeden Tag mit dem Zug. Obwohl Gießen wenig oder keine Industrie hatte, gab es viele Schulen und Krankenhäuser. Während des Zweiten Weltkriegs war Gießen ein militärisches Zentrum.

Ich ging dort ungefähr zwei Jahre lang zur Schule. Meine Noten waren in den meisten meiner Fächer ausgezeichnet. Meine besten Fächer waren Algebra und Mathematik, aber ich hatte Schwierigkeiten beim Zeichnen. Meine Hände waren seit meinen Lagererfahrungen ziemlich zittrig und ich musste oft meine Klassenarbeit mit nach Hause nehmen. Mit Ellies Hilfe bestand ich meine technische Zeichenklasse. Sie hatte eine viel ruhigere Hand.

Ich muss Ellie mit meinem Ehrgeiz beeindruckt haben. Obwohl wir uns beide sehr liebten, hatten wir lange nicht mehr über die Ehe gesprochen. Sie brachte das Thema jetzt selbst zur Sprache. »Abe«, sagte sie, »ich weiß, dass du immer noch gerne heiraten würdest. Ich wollte dir nicht

weh tun, als ich dir sagte, ich würde dich niemals heiraten. Ich hatte immer noch mädchenhafte Träume. Ich weiß jetzt, dass wir gut füreinander sind. Du bist ein guter Mann und ich wäre stolz darauf, deine Frau zu werden. Ob du nach Amerika oder irgendwo anders hingehst, ich werde mit dir gehen; ich verstehe, dass du Deutschland verlassen musst. Ich werde zum Judentum konvertieren, und wir werden unsere Kinder in der jüdischen Tradition erziehen.«

Ich weinte fast vor Freude. Ich hatte gehofft und gebetet, dass Ellie sich eines Tages so fühlen würde. Ich wollte jedoch nicht damit rechnen und auch nicht versuchen, sie in irgendeiner Weise unter Druck zu setzen. Ich hatte einfach das Gefühl, ich sollte weiter hart arbeiten, um mich zu verbessern und so gut wie möglich zu ihr zu sein. Ich schätzte sie sehr und freute mich unendlich zu wissen, dass wir jetzt gemeinsam in die Zukunft blicken konnten.

Ellie sprach mit ihrer Familie über unsere Pläne. So schwierig es war, zu realisieren, dass ihre Tochter sie bald verlassen würde, unterstützten sie uns doch in jeder Hinsicht. Sie hatten sich darauf eingestellt, mich als einen der ihren zu akzeptieren.

Ellie und ich sprachen lange und intensiv darüber, wohin wir gehen wollten. Obwohl Amerika immer ganz oben auf der Liste stand, schien es so weit weg und schwer zu erreichen. Im Juni 1948 hatte ich die Gelegenheit, eine Aufenthaltserlaubnis für Norwegen zu bekommen. Der Gedanke, Deutschland zu verlassen, auch für Norwegen, brachte mir etwas Lebensfreude. Ich wollte die Gelegenheit nicht verpassen und beschloss, nach Norwegen zu ziehen.

Ich erzählte Ellie von der Möglichkeit und wir besprachen die Aussichten, die ein solcher Schritt bieten könnte. Sie sagte: »Es sieht gut aus für mich, und ich würde zustimmen, zu gehen. Du gehst voran. Nachdem du dich entschieden hast, schreibst du mir einen Brief, und ich werde so schnell ich kann nachkommen. Wir werden dort heiraten.«

Der Gedanke, Deutschland zu verlassen, geisterte durch meinen Kopf. Ich hatte jedoch einige Vorbehalte gegen Norwegen. Ich lernte so viel wie möglich über dieses Land. Ich erfuhr, dass Norwegen ein kaltes Land ist,

dass das Hauptlebensmittel Fisch ist und der wichtigste Industriezweig der Fischereisektor. Das hat mich nicht angesprochen, und wir entschieden uns schließlich dagegen, dorthin zu gehen.

Ellie und ich vereinbarten, zu warten und unser Bestes zu versuchen, um in die Vereinigten Staaten zu kommen. In die Vereinigten Staaten zu gehen war nicht so einfach, wie es scheinen mag. Ich erforschte die Bedingungen und lernte alles, was ich über die Emigration dorthin erfahren konnte. Mein größtes Problem war es, einen Sponsor (Bürgen) zu finden. Ich musste einen amerikanischen Staatsangehörigen finden, der mir helfen würde. Er würde ein Jahr für mich verantwortlich sein, in dem ich verpflichtet wäre, für ihn zu arbeiten. Dann wäre ich auf mich allein gestellt.

Eines Abends kam ein Freund von mir zu Besuch, und das Gespräch führte zu meinem Interesse, nach Amerika zu gehen. Ich erzählte ihm von meinem Problem, einen Sponsor zu bekommen. »Das ist vielleicht nicht so ein großes Problem wie du glaubst, Abe«, sagte mein Freund. »Meine Schwester und ihr Sohn kommen bald zu Besuch. Sie sind seit 1928 amerikanische Staatsbürger. Ich würde mich freuen, sie dir vorzustellen. Ich empfehle, dass du sie um Rat fragst.«

Ich nahm mir vor, sie während ihres Besuchs zu treffen. Billy Schweitzer war einige Jahre jünger als ich. Sein Vater, William Schweitzer, hatte für sie einen Kofferraum mit falschem Boden gebaut. Sie hatten dieses Geheimfach mit amerikanischen Zigaretten gefüllt und alle ihre Sachen darauf gepackt. Es erinnerte mich an das Teerfass, mit dem wir gestohlenes Gut durch die Tore von Auschwitz schmuggelten. Sie hatten es mit vielen Zigarettenkartons durch den Zoll geschafft, um auf dem Schwarzmarkt zu handeln. Natürlich war ich genau die richtige Person für diesen Job.

Das erste, was sie wollten, war deutscher Wein. Das deutsche Bier war zu der Zeit nicht gut. Ich konnte fünf Flaschen davon bekommen für nur eine Packung Zigaretten. Billy hatte in der Stadt eine kleine Messingfigur entdeckt, die er wirklich haben wollte, aber sie war sehr teuer. Ich sagte ihm, dass ich sie für ein paar Zigaretten bekommen könnte. Ich ver-

schwand für eine Weile und kam mit der Figur zurück. Ich beeindruckte Billy und seine Mutter ziemlich, weil ich auf dem Schwarzmarkt gut tauschen und schachern konnte.

Die Schweitzers blieben mehrere Monate in Deutschland, und Billy und ich wurden gute Freunde. Eines Tages erzählte ich ihm von meinem Wunsch nach Amerika zu gehen. Ich fragte, ob er mich als Sponsor in Betracht ziehen würde. Er war überrascht und hatte keine Ahnung, wie er vorgehen sollte. Ich versicherte ihm, dass ich alles recherchiert hatte und erklärte, wie es funktionieren würde. Er sagte, er könne mich nicht selbst sponsern, aber seine Eltern könnten es wahrscheinlich tun.

Wir sprachen mit Frau Schweitzer und sie versprach, mit ihrem Mann darüber zu sprechen. »Mein Mann hat einen Glasladen in Augusta, Georgia. Er könnte wahrscheinlich Hilfe bei seiner Arbeit gebrauchen. Ich werde dich wissen lassen, was wir tun können.«

Bevor sie gingen, gab ich Billy zwei Leica-Objektive, die ich auf dem Schwarzmarkt erhalten hatte. Leica stellte einige der besten Objektive der Welt her und hatte den Firmensitz in Wetzlar. Ich bat ihn, sie für mich zurück nach Amerika zu bringen und zu verkaufen. Wenn er mir dann das Geld zurückschicken würde, würde es mir bei der Vorbereitung meiner Reise nach Amerika helfen.

Nachdem Frau Schweitzer gegangen war, vergaß ich fast die ganzen Gespräche und glaubte, nichts davon würde sich verwirklichen. Etwa drei Monate später erhielt ich jedoch einen Brief von Frau Schweitzer. Ihr Mann arbeitete an den Papieren, schrieb sie, und ich würde von der Auswanderungsbehörde des amerikanischen Konsulats in Deutschland hören. Billy ermutigte beide, mir zu helfen. Er legte 200$ in amerikanischem Geld bei, das er für die Objektive erhalten hatte.[2]

Meine Stimmung wurde bei dem Gedanken, in die Vereinigten Staaten gehen zu können, in große Höhen gehoben. Nun, da jemand zugestimmt

2. Ich habe kürzlich erfahren, dass Walter Golosky von N & W Camera Exchange die Objektive gekauft hatte. Sogar er musste sie unter dem Ladentisch verkaufen, da es damals illegal war, Artikel aus deutscher Herstellung zu verkaufen, und qualitativ hochwertige deutsche Linsen waren sehr gefragt. (J.K.)

hatte mich zu sponsern, schien es wirklich Realität zu werden. Es war ein Wunder für mich.

Sofort erzählte ich es Ellie. Wir waren beide sehr aufgeregt. Jeder Tag war ein weiterer Tag voller Besorgnis. Wann werde ich von Herrn Schweitzer hören? Wie bald darf ich gehen? Wird es irgendetwas geben, das mich davon abhält, zu gehen? Meine Gedanken waren ständig beschäftigt.

Einige meiner Freunde aus dem Krieg waren bereits nach Amerika ausgewandert. Leon und Eva Kruger, Herschel und Ann Menche und Simek Kirstein – Freunde, mit denen ich in Wetzlar gelebt hatte – waren inzwischen alle gegangen. Wir hatten eine gute Zeit zusammen und bauten unser neues Leben nach dem Krieg wieder auf. Ich freute mich darauf, in Amerika bei ihnen zu sein.

Anfang 1949 erhielt ich einen Brief vom amerikanischen Konsulat. Sie arbeiteten an einem Visum für mich, stand darin, und ich würde bald von ihnen hören. Meine Zukunft verwirklichte sich langsam in die Richtung, in die ich wollte. Einige Wochen später erhielt ich einen weiteren Brief des Konsulats, in dem ich aufgefordert wurde, mich zur Befragung und zur körperlichen Untersuchung in Butzbach zu melden.

Sie befragten mich ausführlich und fanden keine Probleme. Mein Lebenslauf hatte keinen Makel und ich erfüllt alle Voraussetzungen, um in die USA zu reisen. Am selben Tag bestand ich auch meine körperliche Untersuchung. Ich war begeistert. Ich musste nur noch auf mein Visum und mein Abreisedatum warten.

Ellie und ich begannen die notwendigen Schritte zu unternehmen. Wir legten unser Hochzeitsdatum fest und gingen sofort zu Ellies Haus, um es mit ihren Eltern zu besprechen. Sie stimmten der Ehe von ganzem Herzen zu. Sie sagten, sie würden alle Vorbereitungen für die Hochzeit treffen. Ellies Eltern freuten sich für uns, aber sie waren natürlich auch traurig, dass wir uns so weit entfernen würden.

Es gab ein kleines Detail, um das wir uns nicht gekümmert hatten. Ich hatte den Schweitzers nicht gesagt, dass ich Ellie heiraten würde. Ich hätte nie gedacht, dass es so schnell gehen würde. Wir beschlossen, bis

zu meiner Ankunft in Amerika zu warten, um es ihnen zu sagen. Wir hatten das Gefühl, dass es einfacher wäre, Ellie nach unserer Hochzeit nach Amerika zu bringen, und wir wollten kein Risiko eingehen. Wir waren etwas besorgt, waren uns aber sicher, dass alles klappen würde.

Wir heirateten am 6. August 1949, genau wie wir es geplant hatten. Mein alter Freund, Joe Grosnacht, war der Trauzeuge. Es war eine kleine Hochzeit, aber sehr nett. Ellie war so schön. Ich werde nie vergessen, wie sie an diesem Tag aussah, während sie den Hochzeitsstrauß trug. Es war der glücklichste Tag meines Lebens.

Wir zählten die Tage bis zu meinem Abreisedatum im Herbst 1949. Ich sollte mit der SS Ellington aus dem Hafen von Bremerhaven nach New Orleans, Louisiana, abreisen.

Als ich endlich die genaue Uhrzeit und das genaue Datum für Bremerhaven erhielt, half Ellie mir beim Packen. Sie half auch, mich mental vorzubereiten; Sie versicherte mir, dass alles gut werden würde und dass sie bald zu mir in die Vereinigten Staaten kommen würde.

Einige Tage später stieg ich in einen Zug in die Hafenstadt Bremerhaven. Ich traf dort eine Mischung von Menschen aller Nationalitäten und Hintergründe. Wir waren drei Tage dort, bevor wir in das Dampfschiff, die SS General Ellington, stiegen.

Dies war meine erste Reise mit einem Seeschiff. Ich war ziemlich aufgeregt, aber auch besorgt. Ich dachte immer an meine Vergangenheit und machte mir Sorgen um meine Zukunft. Schließlich war ich auf dem Weg in ein fremdes Land, und ich hoffte, mich leicht daran anpassen zu können – nicht nur an die Menschen, sondern auch an die neue Lebensweise. Am meisten beunruhigte mich, dass ich kaum Englisch sprechen konnte und ich für ein ganzes Jahr völlig auf die großzügigen Menschen, William und Elizabeth Schweitzer, angewiesen wäre.

Nach zehn Tagen Reise kamen wir in New Orleans an. Als das Boot anlegte, war meine Aufregung unbeschreiblich. Ich konnte mir in keiner Weise vorstellen, was ich sehen würde. Auf deutsch wurde uns gesagt, was zu tun ist, wenn wir das Boot endlich verlassen würden. Wir wurden

nach Religionen in Gruppen eingeteilt und es wurde uns gesagt, dass wir jeweils Vertreter unserer Religion treffen würden.

Als wir das Boot verließen, hissten sie die amerikanische Flagge. Mehrere Highschool-Bands spielten, um uns zu begrüßen. Es gibt keine Worte, um zu beschreiben, wie ich mich fühlte, als diese Bands uns mit der amerikanischen Nationalhymne begrüßten. Sie haben mir das Gefühl gegeben, wichtig zu sein.

Nachdem wir das Boot verlassen hatten, wurden einige von uns mit dem Auto zum Jewish Community Center in New Orleans gebracht. Die wunderbaren Menschen dort speisten uns und versuchten, sich mit uns zu unterhalten, aber ich konnte kaum verstehen, was sie sagten. Unsere neuen Gastgeber unterstützten uns moralisch, und ich fühlte mich wirklich unter Freunden. Ich konnte die überwältigende Gastfreundschaft, die sie uns zeigten, kaum glauben.

Ich glaube nicht, dass jemand, der nicht die gleichen Erfahrungen machte, die Art und Weise verstehen konnte, wie meine Freunde und ich uns fühlten. Seit Jahren wurde mir gesagt, dass ich nicht in der Lage bin, Teil der Gesellschaft zu sein. Nun wurde mir gesagt, dass meine Möglichkeiten hier in Amerika unbegrenzt sind. Es war an mir zu lernen, mich an eine neue Lebensweise anzupassen und an den Vorteilen eines Aufenthaltes in einem großen Land, den USA, teilzuhaben.

Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit den netten Leuten von New Orleans verbracht hatten, kam unser Gepäck vom Boot. Die Leute vom New Orleans Jewish Community Center gaben mir 10 US-$ und Bahnfahrkarten nach Augusta, Georgia. Sie sagten mir, ich solle mir keine Sorgen machen. Sie fuhren mich zum Bahnhof und sagten mir, dass der Schaffner wusste, dass ich kein Englisch konnte. Er würde mir in jeder Hinsicht helfen, um sicher zu gehen, dass ich sicher in Augusta ankommen würde.

Nach dem Einsteigen in den Zug hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Als ich zwischen den anderen Leuten im Zug saß, fühlte ich mich allein. Ich war extrem angespannt und hatte irgendwie Angst vor meiner Zukunft. Ich sah viele Menschen um mich herum, aber ich hatte Angst, zu versuchen, mit ihnen zu sprechen.

Schließlich begann ich doch ein Gespräch mit den wenigen Wörtern, die ich auf Englisch kannte. Ich erzählte meinen Nachbarn, dass ich ein Flüchtling bin und dass ich stolz auf die Chance bin, einen neuen Start in ihrem großartigen Land zu erhalten. Ich wollte auch, dass sie verstehen, dass ich die Sprache nicht kenne. Die Geduld und das Verständnis meiner Mitreisenden beruhigten mich. Sie versuchten wirklich, mit mir zu kommunizieren. Ein Nachbar bestellte frittiertes Hähnchen für mich, das ich noch nie zuvor hatte. Er versuchte mir zu erklären, dass dies ein Gericht aus dem Süden war. Es hat sehr gut geschmeckt. Ich hatte auch zum ersten Mal in meinem Leben eine Coca-Cola zu meiner Mahlzeit. Ich muss zugeben, dass es mir nicht so gut geschmeckt hat (obwohl ich später gelernt habe, es zu genießen). Mein Nachbar lächelte leicht, als er merkte, dass ich meinen Drink kaum berührt hatte. Er sah mich an, lächelte und sagte: »Nicht gut?«

Ich sah ihn an und sagte zu ihm: »Nicht gut.«

Dann fragte er mich, ob ich Kaffee wollte. Ich habe ihm nein gesagt. Ich fragte, ob ich Tee trinken könnte. Er nickte und bestellte Tee für mich. Zu meiner Überraschung wurde mir ein großes Glas Eistee serviert, das ich noch nie zuvor gehabt hatte. Zu Hause haben wir nur heißen Tee getrunken. Ich dachte, das hätte ich bestellt. Da es mir schwer fiel, mich verständlich zu machen, hatte ich das Gefühl, es wäre besser, wenn ich den kalten Tee trinken würde. Ich lächelte meinen Nachbarn an, der so großzügig und geduldig versuchte zu helfen. Er bezahlte sogar alles, was ich bestellte. Als ich anfing, den Eistee zu trinken, mochte ich ihn und habe ihn seitdem geliebt.

Nach sechs oder sieben Stunden wurde uns mitgeteilt, dass wir bald in Augusta ankommen würden. Mein Herz klopfte. Das einzige, was ich über Augusta wusste, war, dass meine Sponsoren dort lebten. Ich wusste, dass ich aus allem das Beste machen musste. Diese guten Leute, die Schweitzers, kannten mich kaum. Sie verübten nur eine gute Tat, indem sie einem Flüchtling einen neuen Start ins Leben gaben.

Nachdem der Schaffner die Ankunft des Zuges in Augusta angekündigt hatte, kam er zu mir und erklärte mir, dass ich den Zug verlassen musste.

Er wollte wissen, ob er mir helfen könnte, mein Ziel zu erreichen, da er wusste, dass ich kein Englisch sprach. Nachdem ich ihm für seine Freundlichkeit gedankt hatte, entschied ich, dass ich anfangen sollte, Dinge für mich selbst zu erledigen. Ich verließ den Zug.

Epilog

Mein Vater konnte seine Geschichte nie beenden. Als er über das Aussteigen aus dem Zug in Augusta berichtete, spürte er bereits die ersten Symptome der Krankheit, die ihn schnell das Leben kosten würde. Er schrieb diese letzten Worte, als hätte er noch nie etwas für sich selbst getan. Im Gegenteil, mein Vater hatte es immer für sich getan. Er wollte nicht auf andere angewiesen sein oder Almosen erhalten. Nun, da er in Amerika angekommen war, ging er sofort wieder an die Arbeit.

Alles, was mein Vater zu kennen schien, war Arbeit. Als Junge arbeitete er auf dem Holzplatz seiner Familie. Während des Krieges half harte Arbeit, ihn durch die Lager zu bringen. Nach dem Krieg ging er direkt wieder zur Arbeit und zur Schule, während seine Freunde Spaß haben und das Leben zur Abwechslung genießen wollten. Als er nach Amerika kam, um ein neues Leben mit meiner Mutter aufzubauen, arbeitete er hart für den Rest seines Lebens und erreichte schließlich den »Amerikanischen Traum«.

In den 70er und 80er Jahren blieben meine Frau Jill und ich mit den amerikanischen Bürgen meiner Eltern, den Schweitzers, in Kontakt. Wir

waren zutiefst dankbar für alles, was sie getan hatten, um meinen Eltern zu helfen. Elizabeth Schweitzer starb 1982. 1987 besuchten wir ihren Ehemann William Schweitzer, um mehr darüber zu erfahren, wie sie meinen Eltern geholfen hatten, nach Amerika zu kommen. Herr Schweitzer war ziemlich an Krebs erkrankt. Herr Schweitzer, einst ein starker, lebhafter Mann, konnte sich nicht mehr um sich selbst kümmern und er vermisste seine Frau verzweifelt. Er hatte stark abgenommen und seine Hose war offensichtlich zu groß. Obwohl er extrem schwach war, war sein Geist scharf und voller winziger Details.

Glücklicherweise teilte er uns seine Geschichte mit. »Als mein Sohn Billy und meine Frau 1948 von einer Reise nach Deutschland zurückkehrten, erzählte Billy, er habe einen jungen jüdischen Mann getroffen, der nach Amerika kommen wollte. Billy fragte, ob ich für ihn bürgen würde, und ich stimmte zu. Ich stellte einen jüdischen Anwalt an, und wir schickten die Papiere für Abes Einwanderung. Er kam 1949 ohne Verzögerung an. Wir wussten nicht, dass Abe Ellie vor seiner Ankunft in Augusta geheiratet hatte. Das war eine echte Überraschung! Also mussten wir sie auch hierher bringen. Ich ging zu einer Immigrationsangestellten, die ebenfalls jüdisch war. Sie war sehr hilfreich, bis sie erfuhr, dass Ellie keine Jüdin war. Danach wollte sie nicht mehr helfen. Sie hat den Prozess um fast ein Jahr verzögert.«

»Also, wie hast du sie schließlich her gebracht?« fragte ich.

»1950 gingen meine Frau und ich zurück nach Deutschland, um unsere Familie zu besuchen«, fuhr er fort. »Eines Morgens gingen wir mit deiner Mutter zum amerikanischen Konsulat in Frankfurt. Der Gentleman in der Auswanderungsbehörde sagte, er sei nicht der Mann, der uns helfen könne. Er war der Vorgesetzte des Auswanderungsangestellten und vertrat ihn, während der Angestellte unerwartet persönliche Angelegenheiten zu regeln hatte. Er sagte uns, dass wir am nächsten Tag zurückkommen müssten.

Als wir uns auf die Abreise vorbereiteten, fragte uns der Vorgesetzte, woher wir kamen. Als wir ihm sagten, Augusta, Georgia, zeigte sich ein breites Lächeln auf seinem Gesicht und er sagte: ›Nun, wie geht es J. B.

White?‹ Er hatte Augusta kürzlich besucht und war beeindruckt von dem großen Kaufhaus namens J. B. White. Daraus entwickelte sich ein sehr freundliches Gespräch.« Herr Schweitzer lächelte und schien sich besser zu fühlen, als er uns diese Geschichte erzählte.

»Aufgrund dieser Verbindung war der Vorgesetzte sehr daran interessiert, uns zu helfen. Er gab uns einige Papiere und setzte den typischen Auswanderungsprozess in Gang. Bevor wir aus Deutschland nach Hause kamen, war Ellie schon da! Wir hatten Glück, dass der Vorgesetzte an diesem Tag zufällig dort war. Der Emigrationsangestellte, der uns normalerweise geholfen hätte, war bei der Bearbeitung von Emigrationsanträgen als langsam bekannt.«

Herr Schweitzer wurde bald müde und wir beschlossen, es sei Zeit zu gehen. »Wenn ihr mehr wissen wollt, kommt ihr besser bald wieder«, sagte er, als wir gingen. Leider starb er nur zwei Wochen später und wir hatten nie die Chance, unser Gespräch mit ihm fortzusetzen.

Jahre später lud Bill Schweitzer, Williams Sohn, meinen Bruder, meine Schwester und mich ein, seine Geschichten über meinen Vater zu hören, als er zum ersten Mal nach Amerika kam. »Es gibt Dinge, die ich euch über Abe erzählen möchte, die sonst niemand kennt. Ihr kommt besser vorbei, solange ich euch noch davon erzählen kann.« Bills Gesundheitszustand verschlechterte sich ebenfalls. Ein Schlaganfall hatte ihn vor kurzem teilweise gelähmt. Obwohl er Schwierigkeiten hatte, seine Worte herauszubringen, wusste er genau, was er sagen wollte.

Wir fragten Bill, wie er sich fühlte, als er erfuhr, dass Papa in Deutschland geheiratet hatte. »Das war ein großer Schock, als Abe uns erzählte, dass er eine Frau hatte«, sagte Bill. »Er hatte noch nie etwas von einer Frau erwähnt, bevor er herüberkam. Das Gefühl in meinem Haus war: ›Oh, zum Teufel, worauf haben wir uns jetzt eingelassen?‹«

Dad hatte in seinem ersten Jahr in Amerika für die Schweitzers gearbeitet. Er lebte mit Bill und seiner Frau Leona in einer kleinen Garage in der Starnes Street in Augusta. (Später würde Jills und mein erstes Zuhause in der Starnes Street sein. Wir hatten keine Ahnung, dass Dad in diesem Viertel gelebt hatte, als wir das Haus kauften.)

»Dein Vater hat mich verrückt gemacht!«, erzählte uns Bill, während er sich bemühte, seine Erinnerungen zu teilen. »Ich hatte wenig Geduld, als ich jung war, und ich habe mich oft von Abe aus der Fassung bringen lassen. Eines der Dinge, die mich wütend gemacht haben, war, wenn er ein Bad nahm. Er pflegte diese Wanne zu füllen, und es schien, als würde er stundenlang dort bleiben! Wir hatten nur ein Badezimmer.«

»Ja«, sagte ich, »Dad hat sogar darüber geschrieben, wie er sein Bad genoß. Kannst du dir vorstellen, wie gut es für ihn gewesen sein muss, ein Bad zu nehmen, nachdem er so viele Jahre im Schmutz gelebt und überhaupt nicht gebadet hat?«

»Weißt du«, antwortete Bill. »Ich habe es nie so gesehen. Ich glaube du hast recht.«

Wir verließen Bills Haus mit ein paar weiteren Puzzleteilen.

Bereits 1985 hat meine Mutter, die schon an ihrer eigenen tödlichen Krankheit litt, ihre Erinnerungen an die ersten gemeinsamen Jahre mit ihrem Mann in Amerika an mich weitergegegben.

»Als ich 1950 herüberkam«, sagte Mom, »hatte euer Vater seine einjährige Tätigkeit bei den Schweitzers fast abgeschlossen. Er schätzte es sehr, was die Schweitzers für ihn getan hatten, aber es war wichtig für Abe, einen eigenen Job zu bekommen. Er hatte mehrere befristete Jobs, bis er mit einem Freund, Louis Ehrlich, seinen ersten richtigen Job in Amerika fand. Sie gingen die Broad Street auf und ab und besuchten die vielen jüdischen Kaufleute in der Innenstadt. Als sie Agnes Auto Parts betraten, gaben Jack und Agnes Platzblatt ihm seinen ersten Job. Abe war ein winziger Mann, der kaum Englisch konnte, aber Jack und Aggie haben etwas in Abe gesehen, das ihnen gefallen hat. Sie wollten ihm helfen.

»Jack war streng zu deinem Vater«, fuhr Mom fort. »Er war ein rauer Mann, der immer fluchte und brüllte. Jack hat Abe in ihrer gemeinsamen Zeit oft ans Limit gebracht und ich musste ihn beruhigen, wenn er nach Hause kam. So hart wie Jack an der Oberfläche war, hatte er ein goldenes Herz. Er und Aggie liebten uns und wir liebten sie. Sie nahmen uns als ihre eigene Familie auf.

Als Aggie erfuhr, dass Abe und ich mit Billy und seiner Frau in dieser kleinen Garage zusammen wohnten, sagte sie: »Das ist kein Ort, um eine Familie großzuziehen. Wir ziehen sehr bald in ein neues Zuhause um. Ihr werdet in unserem alten Zuhause wohnen, wenn wir umziehen.« So war es.«

Wie meine Eltern habe ich die Platzblatts geliebt. Jack und Aggie hatten nie Kinder, und als ich geboren wurde, betrachteten sie mich als ihr erstes Enkelkind. Aggie und ich hatten eine besondere Beziehung und ich werde niemals die Liebe vergessen, die wir für einander hatten. Sie war die netteste Person, die ich je gekannt habe. Als mein Bruder und meine Schwester geboren wurden, freuten sie sich über jede von ihnen. Die Platzblatts hatten endlich eine Familie, die sie lieben konnten.

Jack war ein richtiger Unternehmer. Er liebte es herauszugehen und zu verkaufen. Er kaufte alles, was er während des Krieges in die Finger bekommen konnte, darunter Uhren, Radios, Fernseher und Waschmaschinen. Nach dem Krieg war sein Geschäft eines der wenigen, das viel zu verkaufen hatte. Die Leute kommen noch heute zu mir und sagen: »Ich habe meinen ersten Fernseher von Jack Platzblatt bekommen.« Jack war der Verkäufer, der immer etwas verkaufte oder weggab und Aggie war die Ladenbesitzerin.

Unser Papa hat damit angefangen, den Laden zu reinigen und Teile auf einem Fahrrad auszuliefern. Er lernte bald das Teilegeschäft und half bei der Leitung des Geschäfts. Er arbeitete Tag und Nacht und trug wesentlich zum enormen Erfolg des Unternehmens bei. Sie hatten als kleines Geschäft für Autoteile und Reifen angefangen und waren mit Papas Hilfe bald in der Innenstadt. Im Jahr 1955 schlossen sie Agnes Auto Parts und eröffneten die Parts Warehouse Company in einem viel größeren Gebäude, das nur an Wiederverkäufer verkaufte. Als Großhändler für Autoteile haben sie vielen kleinen Unternehmen geholfen, sich im Augusta-Gebiet auf den Weg zu machen und oft ihre anfänglichen Bestände finanziert.

Harold Mays, einer der ehemaligen Kunden unseres Vaters, erinnerte sich daran, wie mein Vater in der Geschäftswelt respektiert wurde. »Abe

wäre in jedem Geschäft, in das er gegangen wäre, ein enormer Erfolg gewesen«, sagte Harold. »Er hatte einen Kopf für Zahlen und eine unglaubliche Erinnerung. Er verstand die Bestandskontrolle und alle Aspekte eines Unternehmens. Außerdem war er ein Workaholic. Am wichtigsten war, dass er mit den Leuten einen erfolgreichen Weg hatte. Er konnte mehr Misstrauen ertragen als alle anderen, die ich kannte, und verlor trotzdem nicht die Geduld bei den Kunden. Er liebte die Menschen.« Zweifellos machten Dads Erfahrungen in den Konzentrationslagern den Umgang mit missmutigen Kunden fast mühelos.

Auf jeden Fall war er ein Workaholic. Er arbeitete den ganzen Tag hart und kam fast immer spät nach Hause. Nach dem Abendessen und einer kurzen Pause, um bei der Familie zu sein und die Nachrichten zu sehen, zog Dad Kästen mit Inventarkarten heraus und begann, Waren zu bestellen, um oft bis spät in die Nacht zu arbeiten. Wenn er Freizeit hatte, arbeitete er im Haus oder half einem Freund bei einem elektrischen Problem und nutzte seine Ausbildung als Elektroingenieur.

Dad arbeitete auch gerne im Garten und pflanzte Sträucher und Bäume. Er mochte ihre Beständigkeit. Ich erinnere mich, wie ich mit Dad im Wald spazierte und nach winzigen Zedernsämlingen suchte. Wir haben einige ausgegraben und in unserem Garten gepflanzt, weil wir dachten, sie würden sich zu großen Büschen entwickeln. Sie sind jetzt mehr als dreißig Meter groß, und ich musste vor Jahren einige von ihnen fällen, damit die anderen Platz zum Wachsen haben.

Am Wochenende fuhren wir Kinder mit Aggie und Mom zu einem nahe gelegenen See, Clark's Hill. Dad erschien am späten Nachmittag immer mit der doppelten Menge an Inventarkarten, die er durcharbeiten musste. Wir schwammen, fuhren und fischten, während Papa arbeitete. Er hasste es, Zeit zu verschwenden, aber er genoss es, mit dem Boot hinaus zu fahren.

Dad wurde bald zum General Manager des Unternehmens, das unter seiner Führung rasch weiterwuchs. Jack verbrachte mehr Zeit auf der Straße und Aggie begann sich das Leben ein wenig leichter zu machen. Als Jack

1962 starb[1], ernannte Aggie Dad zum Vizepräsidenten. Er war so stolz. Bald war er als Präsident voll verantwortlich, als Aggie an den Ruhestand dachte. Sie hatte vollkommenes Vertrauen und glaubte an meinen Vater.

Dad setzte Jacks Arbeit nicht nur fort, indem er neuen Kunden beim Einstieg in das Geschäft half, sondern auch seinen Angestellten beim Kauf von neuen Häusern und neuen Autos. Er wollte ihnen helfen, ihr Leben zu verbessern. Es scheint, als hätten alle meinen Vater geliebt – seine Kunden, seine Mitarbeiter, seine Lieferanten, seine Freunde. Sie wussten, dass er fair und ehrlich war und immer anderen half. »Sanft« ist das Wort, das ich am häufigsten höre, um ihn zu beschreiben. Dad war wirklich ein sanfter Mann.

1965 – sechzehn Jahre nachdem Dad mit nichts als seinem Wunsch nach Erfolg nach Amerika gekommen war – konnten meine Eltern endlich ihr Traumhaus bauen. Dad hatte gesagt, wenn er hart genug in Amerika arbeitete, könnte er alles erreichen. Aggie zog nach Jacks Tod in ein neues Zuhause um und Dad kaufte ein Grundstück gegenüber. Dort bauten wir ein wunderschönes, zweistöckiges Backsteinhaus und konnten noch in der Nähe von Aggie sein. Dads neues Zuhause war ein Symbol für seinen Erfolg. Meine eigene Familie lebte dort noch lange.

Dad hatte nicht nur sein eigenes Haus gebaut, sondern auch immer davon geträumt, dass das Geschäft, das er liebte, ihm gehören würde. Er hatte jahrelang hart für die Platzblatts gearbeitet, und jetzt verlor Aggie einen langen Kampf gegen den Krebs. Im Jahr 1971, als sie schließlich unterlag, vermachte Aggie die Parts Warehouse Company an unseren Vater. Es war ein gemischter Segen. Er war tief betroffen, Aggie zu verlieren, die für ihn und unsere Mutter wie eine eigene Mutter gewesen war, aber nun hatte er sein langjähriges Ziel erreicht, das Geschäft zu besitzen. Geehrt dadurch, dass sie es ihm vermachte, war Dad schließlich der stolze Besitzer der Parts Warehouse Company.

1. Zwei Jahre bevor Abe Vizepräsident wurde, wurde der Eichmann-Prozess in Jerusalem auf der ganzen Welt ausgestrahlt. Adolf Eichmann, der die Vertreibung von Juden aus Großdeutschland und den Transport von Juden in Ghettos, Konzentrationslager und Vernichtungslager beaufsichtigte, wurde für schuldig befunden und zum Tode verurteilt.

Dad konnte sich nur für kurze Zeit in der Herrlichkeit sonnen. Er hatte mehr als zwanzig Jahre gearbeitet, um diesen Traum zu verwirklichen, und er starb nur fünfzehn Monate später.

Mama kam zum ersten Mal in ihrem Leben ins Büro. Als neue Präsidentin lernte sie rasch das Geschäft und wurde allgemein anerkannt. Sie war sogar die erste Frau im Board of Governors eines großen Industrieverbandes. Mein Bruder und ich sind in der Branche aufgewachsen und hatten immer vor, nach dem Schulabschluss einzusteigen. Als unsere Schwester Helen 1983 das College abschloss, verkaufte ich ihr einen Anteil, sich uns anzuschließen, um unser Familienerbe fortzusetzen. Unsere Mutter starb 1985. Mein Bruder, meine Schwester und ich führten das Geschäft weiter. Wir haben erstaunlich gut zusammengearbeitet, da unsere Eltern uns gelehrt hatten, die Familie an die erste Stelle zu setzen.

Im letzten Jahr meiner Mutter auf dieser Erde haben wir beschlossen, unser erstes Einzelhandelsgeschäft für Autoteile zu eröffnen. Mom war so aufgeregt, als wir Pläne für den neuen Laden machten. Sie starb am 26. Mai 1985, fünf Tage vor unserer geplanten Eröffnung. Wir fragten uns, ob wir die Eröffnungsfeier verschieben sollten. Unser Rabbi ermutigte uns, zu Moms Ehre die Eröffnung fortzusetzen. Am 31. Mai, dem Geburtstag von Aggie, haben wir Agnes Auto Parts feierlich neu eröffnet.

Einige Jahre später erhielt ich einen Anruf vom Manager dieses Geschäfts. Ein Mann war gekommen, um mit mir zu sprechen, und der Manager setzte ihn ans Telefon. »Hi, ich bin Tom McEntire. Ich habe den Namen dieses Ladens bemerkt und wusste, dass Sie einer der Korns sein mussten. Ich kannte Ihre Eltern schon vo Jahren. Wir wohnten in Augusta, aber jetzt besitzen wir einen Landgasthof in den Bergen. Warum kommen Sie nicht mal zu uns? Meine Frau und ich würden uns sehr freuen, Sie und Ihre Familie kennenzulernen, und wir haben eine erstaunliche Geschichte, die wir über Ihren Vater erzählen können.« Tom hinterließ seine Karte, und obwohl wir sie ein paar Mal angerufen hatten, war es erst Jahre später, nachdem wir das Geschäft verkauft hatten, dass Jill und ich endlich unseren Besuch machten.

Nachdem wir endlich die Zeit für die Arbeit an dem Buch gefunden hat-

ten, wollten meine Frau und ich so viel wie möglich über meinen Vater erfahren. Als wir im Januar 1993 die McEntires besuchten, konnten Jill und ich es kaum erwarten, zu hören, was sie uns zu sagen hatten.

»Ich bin außerhalb von Augusta aufgewachsen«, begann Tom, »und lebte dort den größten Teil meines Lebens. Mary und ich gingen zu einem öffentlichen Badesee über die Grenze von South Carolina. Ich glaube, es wurde Yonce Lake genannt. Wir saßen eines Tages 1952 am Strand und genossen die Sonne und das Wasser, als ich einen Mann bemerkte, der uns anstarrte. Ich fragte mich, was ein so komisch aussehender kleiner Mann mit einer größeren, schönen Frau machte. Es störte mich, denn dieser Mann starrte mich jedes Mal an, wenn ich hinüberblickte. Schließlich haben wir unsere Handtücher und Stühle eingepackt und sind an einen anderen Ort am Strand gegangen. Dieser Kerl stand jedoch auf und ging auf uns zu.

»Ich war sehr nervös, als er sich erhob. Er kam zu mir und fragte: ›Warst du ein *Panzer*?‹«

»Ja«, sagte ich, »ich bin im Krieg einen Panzer gefahren.«

»Buchenwald?« fragte er.

»Ja«, sagte ich, »ich bin auch in Buchenwald gewesen.«

»Ich war da.«

»Was meinst du damit – du warst dort?«, sagte ich mehr als etwas verblüfft.

»Ich war in Buchenwald. Du hast mir einen Schokoriegel gegeben und ihn mir dann wieder weggenommen.«

»Dann wusste ich, was er meinte«, sagte Tom. »Ich war in einem US-amerikanischen Armeepanzer im Krieg, das 737. Panzer-Bataillon. Sie nannten uns ›Patton's Spearheaders‹. Wir hatten die Strände in der Normandie gestürmt, in der Ardennenoffensive gekämpft und befreiten Dörfer in Deutschland. Ich hatte ein bisschen zu viel getrunken, als sie nach Freiwilligen fragten, die nach Buchenwald wollten, und so meldete ich mich freiwillig. Nun, ich kann Ihnen jetzt sagen, das war das erste und letzte Mal, dass ich mich freiwillig für etwas in der Armee gemeldet habe!

Ich wusste, dass Buchenwald ein Konzentrationslager war, aber ich

wusste nicht wirklich, was ein Konzentrationslager ist. In meinen Augen waren sie wie Kriegsgefangenenlager. Ich hatte keine Ahnung, was mir bevorstand. Wir hatten Gerüchte gehört, aber ihnen nicht wirklich geglaubt.

Wir gingen durch die Tore und ich werde nie vergessen, was ich in diesen Mauern gesehen habe. Das erste, was mir auffiel, war ein unglaublicher Gestank. Überall stapelten sich Leichen wie Kiefernholz. Sogar Kinder waren in diesen Haufen. Wenn Sie diesen Geruch nach verwesenden Körpern riechen, werden Sie ihn nie vergessen. Ich konnte nicht damit umgehen und erbrach mich.

Als ich mich etwas besser fühlte, wollte ich den Menschen dort helfen. Sie waren so schwach. Sie sahen aus wie Skelette, kaum lebendig. Ich verteilte ungefähr sechs D-Bars, Schokoriegel der Armee. Sie sind für das Überleben gedacht, wenn ein Soldat im Krieg isoliert wird. Nachdem ich sie ausgegeben hatte, bat mich ein Sanitäter, sie zurückzunehmen, weil die Schokolade sie töten könnte. Es war zu nahrhaft für ihre verhungerten Körper. Ich hasste es, aber ich fing an, sie von diesen armen, hungernden Menschen zurückzunehmen. Sie bekämpften mich wie Katzen, traten und bissen mich, aber ich bekam den größten Teil der Schokolade zurück.

So erinnerte sich Abe an mich. Er war einer von ihnen. Er hatte mich nur einmal gesehen, ungefähr sieben Jahre vor diesem Tag am See. Ich konnte es nicht glauben

Als ich es Mary erklärte, war sie genauso überrascht wie ich. Wir waren beide fassungslos. Es war das Unheimlichste, was wir je erlebt hatten. Es schüttelte uns von Kopf bis Fuß.

Dann kam Ellie auch zu uns und wir saßen den ganzen Nachmittag zusammen und unterhielten uns. Wir haben die Gesellschaft des anderen so sehr genossen, dass wir schnell Freunde wurden. Ich habe nie verstanden, wie sich Abe nach all den Jahren an mich erinnerte. Ich kann es immer noch kaum glauben, auch wenn ich hier sitze und Ihnen die Geschichte erzähle.«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte ich. »Dad hatte immer eine ausgezeichnete Erinnerung. Mom pflegte zu sagen, er habe eine fotografische Erinnerung. Als er in den Lagern war, hatte er jahrelang um Befreiung gebetet.

Als sich die amerikanische Armee näherte, konnte Dad kaum glauben, dass er befreit wurde. Als Sie und Ihre Mitsoldaten schließlich mit Panzern, Tarnuniformen und Bajonetten angekommen sind, waren Sie echte Helden für Dad und die übrigen Überlebenden. Als Sie ihm eine Tafel Schokolade gegeben und dann weggenommen haben, war Ihr Gesicht für immer in sein Gedächtnis eingebrannt. Das Schicksal brachte euch wieder zusammen, tausende von Kilometern entfernt und viele Jahre später, und er erinnerte sich an Sie.«

»Dein Vater war ein unglaublicher Mann«, sagte Tom. »Er war ein unglaublicher Mann.«

Nachwort

Ich war erst 19, als ich erfuhr, dass mein Vater im Begriff war, an einer seltenen und unheilbaren Krankheit zu sterben. Die Ärzte konnten uns nicht viel über die Krankheit erzählen. Zuerst dachten sie, es sei Tuberkulose, möglicherweise eine Verschleppung aus den Konzentrationslagern, aber dies wurde bald ausgeschlossen. Schließlich nannten sie es »diffuse pulmonale interstitielle Fibrose« – einfach eine Beschreibung der Symptome. Die Ärzte wussten nicht, was die Krankheit verursacht hatte, und sie wussten auch nicht, wie sie behandelt werden sollte. Sie konnten uns nur sagen, dass er sehr bald ersticken würde. Was die Nazis in fünf Jahren nicht schafften, würde das Schicksal in wenigen Monaten erledigen.

Ich habe in den letzten Monaten bevor mein Vater starb viel nachgedacht. Dad bedeutete mir mehr als irgendjemand sonst auf der Welt. Ich erinnere mich, wie ich im Wartezimmer des Krankenhauses saß – tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen. Warum stirbt er? Warum war ich nicht näher bei ihm? Warum habe ich nicht mehr Zeit mit ihm verbracht? Warum bin ich nicht mit ihm nach Israel gegangen, als er

wollte, dass ich mitkomme? Warum habe ich nicht mehr über ihn erfahren? Warum? Warum? Warum!

Ich glaube, ich war meinem Vater so nahe wie der durchschnittliche amerikanische Teenager, aber das war nicht genug. Mein Vater starb und meine Welt fiel um mich herum zusammen.

Ich war zu sehr damit beschäftigt gewesen, mich mit anderen Teenagern gut zu stellen, um meinen Vater wirklich kennenzulernen. Ich habe ihn so sehr geliebt, aber ich hatte ihm das seit Jahren nicht mehr erzählt, weil ich für all das »zu groß« war. Ich wollte Dad mehr als alles andere sagen, dass ich ihn liebte, und ich war mir nicht mal sicher, ob er wusste, dass ich dort war.

Ich ging in den Raum. Papa war ein erbärmlicher Anblick. Unter einem Sauerstoffzelt war sein Körper extrem dünn, mit Schläuchen in seinen Armen, seiner Brust und seiner Nase. Von den vielen Biopsien, die die Ärzte durchgeführt hatten, um die Krankheit zu untersuchen, hatte er überall Schnitte. Er atmete schwer, aber es kam nur sehr wenig Sauerstoff in seinen Blutkreislauf. Er hatte seit Tagen nicht mehr auf uns reagiert. Er sah wie nach der Befreiung aus den Konzentrationslagern aus – nur die Hülle eines Menschen.

Erstaunlicherweise sah er auf und erkannte mich. »Hallo Sohn«, sagte er kleinlaut. »Hallo Papa«, antwortete ich freudig. Jetzt war meine Chance da, aber ich konnte die Worte nicht heraus bekommen. Sie hämmerten in meinem Bewusstsein – ich liebe dich! Ich liebe dich! Ich liebe dich! Sie blieben eingesperrt, bis ich explodieren wollte. Warum konnte ich sie nicht rausbringen? Zum Schluss habe ich es gesagt. »Ich liebe dich, Dad.« Nach all den Qualen schien es so leicht zu sagen, als sie meine Lippen sanft verließen. Diese kleinen Worte können so viel bedeuten. Er hat gehört – und er hat verstanden.

»Ich liebe dich auch, Sohn«, flüsterte er, als er meine Hand drückte und mich durch die transparente Wand des Sauerstoffzeltes ansah. Dieser Moment fühlte sich so gut an. Er starb nur wenige Stunden später. Es gab eine Million Dinge, von denen ich wünschte, ich hätte sie ihm gesagt und mit ihm gemacht. Zumindest hatte ich ihm gesagt, dass ich ihn liebte.

Mein Vater konnte die Konzentrationslager der Nazis verlassen, aber die Erinnerungen verließen ihn nie. Er versuchte sie zu unterdrücken, konnte es aber nicht. Viele Jahre nach dem Krieg kamen sie in seinen Träumen immer noch an die Oberfläche. Ich erinnere mich, wie ich nachts von seinen Schreien aufwachte; ich wusste, dass er einen weiteren Albtraum hatte. Meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester und ich würden mit ihm in diesen schrecklichen Träumen in den Lagern sein. Mein Vater litt während seines gesamten Erwachsenenlebens an Schlaflosigkeit. So sehr er auch schlafen wollte, fürchtete er, dass er einfach wieder aufwachen würde – zurück in den Lagern.

Dad begann 1969, 24 Jahre nach seiner Befreiung, seine Memoiren zu schreiben. Er traf sich so oft wie möglich mit einem lieben Freund der Familie, Jack Wyland, und unserem Rabbiner Benjamin Rosayn. Jack hatte jahrelang versucht, Dad dazu zu bringen, seine Geschichte aufzuschreiben, und er hatte ihn schließlich überzeugt. Seine Memoiren zu schreiben war für meinen Vater eine Therapie. Endlich ließ er los, was er den größten Teil seines Lebens eingesperrt hatte. Er begann besser zu schlafen und die Albträume begannen nachzulassen. Er begann leichter zu leben.

Dad, Jack und Rabbi Rosayn versuchten sich wöchentlich zu treffen, um an dem Buch zu arbeiten, aber manchmal ließen sie es auch ausfallen. Sie nahmen die Sitzungen entweder auf Band auf oder schrieben sie in Langschrift, und eine andere Freundin, Mary Lou Helmly, tippte sie später ab. Bald konnte Mary Lou sie davon überzeugen, dass sie so schnell tippen konnte, wie Dad sprechen konnte, und fing an, sich ihnen anzuschließen. Was auch immer sie an einem Abend erreichten, würde zu einem Kapitel werden. Ursprünglich gab es 36 Kapitel aus 36 Sitzungen. Das kürzeste Kapitel war weniger als drei Seiten lang; das längste war 15. Ich habe viele der Kapitel kombiniert und andere getrennt, um am Ende mit 18 Kapiteln zu enden.

Obwohl ich sicher bin, dass mein Vater dies nicht so geplant hatte, fand ich es sehr interessant, dass es ursprünglich 36 Kapitel gab, da die Zahlen 18 und 36 im Judentum eine besondere Bedeutung haben. Jedem Buch-

staben im hebräischen Alphabet ist eine Zahl zugeordnet. Sie ist geprägt von der Qualität und den Eigenschaften dieser Nummer. Jedes Wort hat also die Bedeutung, die der Summe der Zahlen, die jedem Buchstaben zugeordnet werden, zukommt.

Das Wort »Leben« wird auf Hebräisch als Chai ausgedrückt und durch die Zahl 18 dargestellt, die Summe der Zahlen, die jedem hebräischen Buchstaben zugeordnet werden. Die Zahl 36 steht für Doppel-Chai. Es wird gesagt, dass die Welt von 36 auf der Erde lebenden Gerechten aufrechterhalten wird. Wenn einer stirbt, wird ein anderer geboren. Seit Tausenden von Jahren wird der Chai oder 18 verwendet, um unseren Glauben und unser Gebet zum Ausdruck zu bringen, dass der Ewige uns den Segen des Lebens schenken wird. Die Geschichte meines Vaters handelt vom Leben, nicht vom Tod. Wenn Abes Geschichte nicht die ursprünglichen 36 Kapitel meines Vaters enthalten konnte, habe ich doch dafür gesorgt, dass es 18 hat, um das Leben zu repräsentieren.

Am 12. Januar 1972 traf sich Dad mit Jack, um an Kapitel 35 zu arbeiten. Dies war ihre erste Sitzung seit über fünf Monaten, und sie waren fast am Ende der Geschichte. Jack starb plötzlich, 12 Tage später. Als Papa Ende April das letzte Kapitel schrieb, spürte er bereits die ersten Symptome seiner Krankheit. Er starb am 7. August 1972, einen Tag nach dem dreiundzwanzigsten Hochzeitstag meiner Eltern. Er war erst 49 Jahre alt.

Ich hatte einige Kapitel von Dads Manuskript gelesen, während er es schrieb. Einige Jahre nach seinem Tod, als ich mich gerade im Erwachsenenalter befand, griff ich schließlich das Manuskript auf und las es von Anfang bis Ende durch. Es hatte einen starken Einfluss auf mich. Ich fühlte mich meinem Vater näher als je zuvor und er war nicht mehr an meiner Seite. Ich begann zu verstehen, was an meinem Vater so besonders war, und ich war dankbar, dass er seine Geschichte für mich, für meine Familie und für alle anderen zum Lesen hinterlassen hatte.

Ich wurde zuerst interessiert, Abes Story in den frühen 80ern veröffentlichen zu lassen, nachdem Rabbi Chaim Wender mich gebeten hatte, eine religiöse Schulklasse über den Holocaust zu unterrichten. Es war mir peinlich, ihm zu sagen, dass ich wirklich nicht viel über den Holocaust

wusste. Leider wurden keine detaillierten Informationen über den Holocaust an öffentlichen Schulen gelehrt, und dies ist noch immer nicht der Fall. Es braucht engagierte und inspirierte Lehrer, um Ressourcen in den Unterricht zu bringen. Ich habe nicht einmal in der Religionsschule etwas über den Holocaust gelernt. Rabbi Wender sagte: »Sie kennen das Buch Ihres Vaters, nicht wahr? Das ist genug.« Ich unterrichtete viele Jahre danach Schüler der achten und neunten Klasse. Abwechselnd lasen und diskutierten wir Abes Geschichte und Elie Wiesels außergewöhnliches Buch Night. Wir diskutierten auch aktuelle Ereignisse und verglichen sie mit den Ereignissen des Holocaust und den Ereignissen im Vorkriegs-Europa.

Jedes Jahr fragten meine Schüler: »Wann werden Sie das Buch Ihres Vaters veröffentlichen?«

Jedes Jahr antwortete ich: »Eines Tages werde ich die Zeit finden, daran zu arbeiten – eines Tages.«

Ich wusste, dass dies eine Aufgabe war, die ich selbst annehmen musste. Es war für meine Mutter einfach zu schwierig, damit umzugehen. Der Tod meines Vaters hatte sie schwer getroffen, und sie kam nie darüber hinweg. Mein Bruder und meine Schwester waren einfach nicht so sehr mit dem Manuskript und Holocaust-Fragen beschäftigt wie ich. Es lag an mir und ich wollte es so. Mom starb 1985. Es war 1993, bevor ich mich in meinem Leben der Revision und Veröffentlichung des Buches widmen konnte. ›Eines Tages‹ war da.

Ich hatte mit meiner Frau Jill und meinem Sohn Jason zu Ehren seines Bar Mitzvah eine Reise nach Europa geplant. Diese besondere Zeit im Leben jedes jüdischen Jungen, wenn er alt genug ist, um die Verantwortung eines jüdischen Mannes zu übernehmen. Der Hauptzweck der Reise bestand darin, einige der Konzentrationslager zu besuchen, in denen Dad eingesperrt war. Jill und ich wollten mehr darüber erfahren, was mein Vater durchgemacht hatte, als wir anfingen, mit seinem Manuskript zu arbeiten. Wir wollten auch, dass Jason mehr über sein Familienerbe erfährt.

Unser erster Halt war Warschau, Polen. Wir waren typische Touristen

mit zu viel Gepäck und wir waren naive Reisende. Ein Dieb nahm meine Tasche und stahl unser gesamtes Bargeld. Glücklicherweise war die Hälfte unseres Geldes in Reiseschecks und wir hatten immer noch unsere Kreditkarten. Wir blieben nur im Zug und fuhren nach Auschwitz.

Wir waren fassungslos, als wir am ersten Tag unserer Pilgerfahrt, um einige Schritte meines Vaters nachzufahren, ausgeraubt wurden. Es war schwer, uns wieder zu beruhigen. Als wir uns hinsetzten, wurde mir klar, wie passend es war, dass wir in Warschau, nur 60 Meilen vom Geburtsort meines Vaters entfernt, ausgeraubt worden waren. War mein Vater nicht seines ganzen Besitzes beraubt, einschließlich seines wertvollsten Besitzes – der Freiheit? Wurden seiner Familie und Millionen von Menschen nicht alles genommen, was ihnen lieb war? Ihr ganzes Leben? Jetzt befanden wir uns in einem Zug und fuhren nach Auschwitz, genau wie Dad und so viele andere. Natürlich waren die Umstände sehr unterschiedlich, aber es schien so passend.

Wir kamen in Krakau an und nahmen ein Taxi zu unserem Hotel. Alles schien uns so fremd. Es war Anfang April, aber die Landschaft war düster. Es gab keine Blumen, kein Gras, keine Blätter an den Bäumen. Alles war grau und desolat von jahrelanger Verschmutzung durch die örtliche Kohleindustrie. Als wir endlich das Schild des Holiday Inn sahen, wo wir übernachten wollten, weinten wir fast vor Freude. Es war wunderbar, etwas von zu Hause zu erkennen.

Am nächsten Morgen mieteten wir ein Auto und einen Fahrer, um uns nach Auschwitz und nach Birkenau zu bringen. Wir haben von unserem Fahrer erfahren, dass Steven Spielberg in Krakau war, um die Dreharbeiten zu *Schindlers Liste* abzuschließen. Dies war das erste Mal, dass wir davon gehört hatten. Steven Spielberg! Einen Holocaust-Film machen! Ja, der Zeitpunkt war richtig.

Unser Besuch in Auschwitz war sinnvoll, aber nicht so überwältigend, wie wir erwartet hatten. Wir hatten uns auf unsere Besuche in den Lagern vorbereitet, indem wir *Konnilyn Feigs* hervorragendes Buch *Hitler's Death Camps: The Sanity of Madness* gelesen hatten. Jill und ich stimmten beide mit Feigs Beobachtung überein: Alles war zu steril. Auschwitz auf einer

geführten Tour durch solch einen leblosen, sauberen und ordentlichen Ort zu besuchen, hat uns etwas von dem Erlebnis genommen. Wir haben viel gelernt, aber wir fühlten es einfach nicht. Warum haben wir nichts gefühlt?

Unser Besuch im nur wenige Kilometer entfernten Birkenau war irgendwie anders. Es war nur eine Person in einem Büro am Eingang da. Sie hat uns nicht einmal bemerkt. Es gab keine Führer, keine Ausstellungen, keinen Souvenirshop – nur Birkenau. Sicher, es war aufgeräumt worden. Der knietiefe Schlamm, über den fast alle Überlebenden in Birkenau geschrieben haben, bestand jetzt aus hartem Schmutz – und natürlich Asche – mit Grashalmen, die durchwachsen wollten. Es war jedoch viel mehr so, als hätten die Nazis es gerade erst verlassen, als in Auschwitz. Birkenau war echt.

Dort befanden sich riesige Schornsteine, die Überreste der niedergebrannten Pferdeställe, die die Nazis in eine Kaserne umgewandelt hatten. Ein paar Kasernen standen noch. Wir haben eine von ihnen betreten. In jedem Stall war ein System aus Holzbetten untergebracht, in dem etwa 25 Personen Platz hatten. Ursprünglich waren es nur drei Pferde. In jeder Baracke befanden sich 38 dieser Gestelle mit Platz für bis zu 1000 Personen. In Birkenau gab es einmal 300 solcher Kasernen, von denen einige eher aus Ziegeln als aus Holz gebaut wurden. Sie hielten bis zu 300.000 Gefangene fest, von denen jeder auf die Vernichtung wartete, da Birkenau ein Vernichtungslager war und kein Arbeitslager.

Jill und Jason gingen zum Auto zurück. Sie hatten genug für unseren ersten Tag. Ich ging zu der berüchtigten Rampe der Eisenbahn, wo Millionen von Seelen, die die schrecklichen Viehzüge überlebt hatten, schließlich in Vergessenheit gerieten. Ich sah einen Zug vor meinem geistigen Auge, dessen Insassen nach tagelangen Reisen ohne Essen, Wasser, sanitäre Einrichtungen und ohne frische Luft auf die Rampe rausgingen. Ich hörte das Bellen der Polizeihunde und die wütenden Rufe der Nazis, als sie den Transport von Juden in Reihen trieben und sie durch die »Selektion« führten, mit »Links« oder »Rechts«, »Links« oder »Rechts«. Eine Richtung bedeutete das Leben – für eine Weile. Die andere bedeutete einen kurzen Spaziergang zu den Gaskammern und den Krematorien.

Ich hatte ein unheimliches Gefühl, als ich zum hinteren Teil des Lagers ging, wo einst die Krematorien standen. Ich wusste, dass mein Vater diese Schritte einmal gegangen war. Ich wusste, dass sich die Asche von Millionen Unschuldigen auf diesem heiligen Boden befand. Ich konnte einen brennenden Gestank in der Luft riechen, der stärker wurde, als ich mich den zerstörten Krematorien näherte. War dieser Geruch von den Krematorien nach all den Jahren immer noch dort oder war er aus einer aktuellen industriellen Quelle? So oder so, es war ziemlich passend für meinen Besuch. Jetzt wusste ich, was ich fühlte, als ich durch die Lager ging – Nichts. Das Nichts. Das Wort durchdrang mein Bewusstsein. Warum fühlte ich nichts? Warum war ich nicht überwältigt? Warum wurde ich nicht gekränkt? Warum habe ich nicht geweint? Ich habe es nicht verstanden. Ich fühlte mich schuldig.

Wir haben mehrere Lager besucht, aber ich fühlte mich immer noch genauso. Eine gute Freundin von uns, Susanna Capelouto, traf uns in Buchenwald. Susanna ist in Deutschland geboren und aufgewachsen, lebt aber heute in Atlanta. Sie wollte Buchenwald mit uns besuchen, um Material für einen Dokumentarfilm über Abes Geschichte zu sammeln, den sie für National Public Radio produzierte. Zufällig planten wir unseren Besuch in Buchenwald am 11. April 1993, dem achtundvierzigsten Jahrestag der Befreiung der Gefangenen, einschließlich meines Vaters. Tausende Besucher waren anwesend, darunter viele Überlebende. Wir gingen durch das Lager, und ich hatte so ziemlich das gleiche Gefühl, das ich in den anderen Lagern hatte – Nichts.

Susanna kam mit ihrem Tonbandgerät auf mich zu, nachdem sie eine Diskussion mit meinem Sohn aufgenommen hatte. Sie hielt das Mikrofon in mein Gesicht und fragte: »Wie fühlst du dich, wenn du durch Buchenwald gehst?«

Ich verstand sofort, was ich fühlte. Es war nicht so, dass ich nichts fühlte. Ich fühlte nichts. Das war für mich ein Hinweis darauf, was die Gefangenen fühlen mussten, wenn sie überleben wollten. Mein Vater hatte darüber geschrieben. Sie mussten ihre Gefühle und Emotionen abschalten. Sie mussten ihre Menschlichkeit fallen lassen. Wie konnten sie ihre

quälende Behandlung und die Unmenschlichkeit, die sie erlitten hatten, überleben, wenn sie fühlten, wenn sie rochen, wenn sie sich sorgten? Sie mussten ihre Gefühle auf nichts reduzieren. Sie mussten sich von dem, was sie erlebten, lösen. Nur dann konnten sie die Lager überleben. Ich habe meine Gefühle mit Susanna geteilt. (Susannas Produktion wurde genau zwei Jahre später, am 11. April 1995, als die erste Ausgabe von Abe's Story erschien, auf NPR ausgestrahlt.)

Unsere Besuche in den Lagern hatten sich gelohnt und uns geholfen, stärker mit der Welt in Kontakt zu treten, in der mein Vater leben musste. Glücklicherweise müssen wir heute nicht in dieser Welt leben, obwohl dies an einigen Orten der Erde so ist. Die Welt ist sehr lebendig. Schauen Sie sich die Weltnachrichten im Fernsehen an, und Sie werden es sehen. Konzentrationslager im ehemaligen Jugoslawien. Millionen verhungern in Afrika. Bulldozer drängen Tausende von Leichen in Massengräber in Ruanda, Burundi, Algerien. Hass und Unterdrückung scheinen nie zu enden.

Hoffentlich müssen unsere Kinder und Kinder unserer Kinder niemals selbst erleben, was mein Vater, seine Familie und so viele Millionen Juden, Zeugen Jehovas, Roma, Homosexuelle und andere unschuldige Menschen durchleben mussten. Ich sage »hoffentlich«, weil die Möglichkeit eines solchen Albtraums heute noch besteht. Es ist eine sehr reale Bedrohung, der wir uns alle bewusst sein müssen. Man muss nur die Geschichte näher betrachten, um zu verstehen, warum.

Hitler nutzte eine tiefe Unterströmung des in ganz Europa vorherrschenden Antisemitismus, um das Volk gegen die Juden einzustellen. Er nutzte eine zusammenbrechende Wirtschaft mit Hyperinflation und rasch steigender Arbeitslosigkeit, um an die Spitze der politischen Macht zu gelangen. Deutsches Geld war wertlos. Das deutsche Volk brauchte buchstäblich Koffer voller Geld, um Lebensmittel einzukaufen. Sie waren verzweifelt. Bald schien sich die Lage zu verbessern, und Hitlers Macht ließ nach.

Dann traf die Weltwirtschaftskrise ein und die deutsche Wirtschaft litt erneut. Hitler versprach jedem Mann einen Job, und er beschuldigte die

Juden. Er versprach Brot auf jedem Teller und beschuldigte die Juden. Er versprach in jeder Garage einen Volkswagen und beschuldigte die Juden. Er versprach und versprach und versprach, und er beschuldigte und beschuldigte und beschuldigte. Hitler war ein Meister der Manipulation der Massen. Für sie war er ein Retter. Für Millionen anderer unschuldiger Menschen war er der Zerstörer.

Haben wir heute nicht ähnliche Bedingungen in der Welt? Haben wir keinen aufsteigenden Antisemitismus? Tritt noch kein Völkermord auf, jetzt »ethnische Säuberung«. Haben wir nicht in vielen Ländern Hyperinflation und wirtschaftliche Katastrophen – in Russland, in Asien, in Mittel- und Südamerika?

Viele Menschen, einschließlich führender Ökonomen, sind sehr besorgt über unsere heutige wirtschaftliche Situation in Amerika. Wenn unsere Wirtschaft scheitern würde, würden viele andere Länder mit uns zusammen untergehen, weil die gesamte industrialisierte Welt so sehr von unserem wirtschaftlichen Wohlergehen abhängig ist. Sollte es solch eine weltweite wirtschaftliche Katastrophe geben, könnte nicht ein überzeugender Führer wie Hitler an die Macht gelangen, ein besseres Leben versprechen und den Juden – oder den Schwarzen – oder den Liberalen – oder den Weißen die Schuld geben? Wenn dies heute in unserem globalen politischen Umfeld geschehen würde, könnte dieser Anführer nicht zum Weltmachtführer werden? Eine solche weltweite Katastrophe könnte zu einem Holocaust führen, der den Holocaust, von dem wir heute wissen, in den Schatten stellen kann. Ist es nicht das, vor dem uns fast jede Weltprophetie warnt, einschließlich der christlichen biblischen Prophezeiung?

Sie denken vielleicht: »Das ist unmöglich. In Amerika kann so etwas nicht passieren. Warum leben wir im zivilisiertesten Land der Welt!«

Wenn jemand den Deutschen aus der Vorkriegszeit erzählt hätte, was im Zweiten Weltkrieg bald passieren würde, hätten sie gesagt: »Unmöglich! Nichts dergleichen kann hier passieren. Wir leben in der kultiviertesten Zivilisation der Welt!«

Ich habe das Gefühl, dass es ein Teil von Dads Lebenszweck war, seine

Memoiren zu schreiben. Dad hat sein Ziel klar definiert, als er seine Geschichte in der Widmung schrieb: »... meinen eigenen Kindern und wer auch immer dieses Buch liest, warum ich so dankbar bin, Teil dieses großartigen Landes, der USA, zu sein.« Wie so viele andere Einwanderer in diesem Land aus unterdrückten Gesellschaften hielt er seine Freiheit in Amerika niemals für selbstverständlich. Er liebte Amerika wie kein Einheimischer, weil er wusste, wie es war, in einer Welt ohne die Freiheit zu leben, die wir hier genießen.

Ich trage Papas Absicht noch einen Schritt weiter. Ich beteilige mich an den fortgesetzten weltweiten Bemühungen, um sicherzustellen, dass die Erinnerungen an die Lager lebendig bleiben, damit die Welt niemals vergiss. Das Bearbeiten und Veröffentlichen von Abes Geschichte ist meine eigene Art, ein bisschen Geschichte zu bewahren, um die Welt daran zu erinnern, was wir vor so kurzer Zeit erleben mussten. Um anderen zu helfen, die Lehren aus dem Holocaust zu ziehen und diese in ihr Leben heute einzubauen. Es macht mich zutiefst traurig zu wissen, dass ähnliche Tragödien heute auf der Erde stattfinden. Warum lässt die Welt eine solche Unmenschlichkeit zu, wenn wir nur zu gut wissen, was in Europa vor 50 Jahren passiert ist? Haben wir das schon vergessen? Zu viele Menschen auf der Welt wissen nicht einmal, was der Holocaust war. Einige versuchen sogar, andere davon zu überzeugen, dass er nie passiert ist. Wir müssen daran arbeiten, das zu ändern. Der beste Weg, dies zu tun, ist die Dokumentation der persönlichen Zeugnisse der Überlebenden.

Für alle noch lebenden Überlebenden ist es äußerst wichtig, ihre Geschichten in allen möglichen Formen aufzuzeichnen. Der Zweite Weltkrieg endete vor mehr als 50 Jahren. Heute leben nur noch etwa 300.000 Überlebende. Die meisten davon befanden sich nicht in den Lagern, da nur 170.000 Gefangene aus den Lagern befreit wurden. Andere wurden versteckt. Wieder andere wurden als Kinder aus dem Land verschleppt, von mutigen Eltern, die eine Welt kommen sahen, die sie nicht wollten. Diese Holocaust-Überlebenden werden alt. Wie viele werden in 10 Jahren leben? In 20 Jahren? In 30? Allzu bald werden sie verschwunden sein, daher müssen wir ihre aufgezeichneten Zeugnisse haben, um ihre Erin-

nerungen am Leben zu erhalten. Unabhängig davon, ob Berichte von Überlebenden geschrieben, in Bücher geschrieben, in Computern gespeichert, mit Video aufgezeichnet oder auf Tonband aufgenommen werden, müssen sie aufbewahrt werden.

Wir müssen uns und unsere Kinder über den Holocaust informieren. Wir können nie genug lernen. Sollten die verräterischen Ereignisse erneut auftreten, können wir nur durch ein gebildetes Bewusstsein verhindern, dass ein weiterer Holocaust in der Zukunft stattfindet. Deshalb müssen wir uns an den Holocaust erinnern. Deshalb müssen wir die Tiefen der Verderbtheit erkennen, in die der Mensch versinken kann. Deshalb müssen wir lernen, Führer, die Antisemitismus und Hass unterrichten, zu meiden, egal wie viel Gutes sie auf der Welt zu tun scheinen. Deshalb müssen wir so viele Überlebensberichte aus erster Hand dokumentieren, wie es möglich ist, bevor diese Überlebenden nicht mehr hier sind, um ihre Geschichten zu erzählen. Das ist ein maßgeblicher Grund, warum ich es für so wichtig halte, Abes Geschichte zu so vielen Lesern wie möglich zu bringen.

Nachdem Sie die Geschichte meines Vaters gelesen haben, haben Sie vielleicht das Gefühl, dass es nicht so schlimm war, wie Sie es in den Konzentrationslagern vermutet hatten. Lassen Sie mich Ihnen versichern, dass es so war. Es war viel schlimmer als wir uns jemals vorstellen konnten. Ich habe noch keine persönliche Erzählung über den Holocaust gelesen, auch die meines Vaters, die die Gräueltaten der Überlebenden vollständig beschreibt. Diese Gräueltaten waren so schrecklich, so unvorstellbar, dass die meisten Überlebenden die Worte nicht einmal aussprechen können, geschweige denn sie für die ganze Welt aufschreiben sollten. Es würde uns auch zu sehr belasten, ihre Geschichten zu lesen.

Abes Geschichte ist jedoch keine Geschichte von Untergang und Verzweiflung. Sie konzentriert sich nicht auf die Grausamkeiten. Abes Geschichte ist eine Geschichte der Hoffnung, des menschlichen Potenzials. Es ist eine Lebensgeschichte. Mein Vater dient mir immer wieder als Inspirationsquelle. Wenn ich mich selbst bedaure oder deprimiert bin, denke ich über seine Beharrlichkeit während des Holocaust nach, und

das hebt meine Stimmung. Ich denke an den Kampf von so vielen Millionen seiner Altersgenossen und ich denke: »Weshalb sollte ich depressiv sein?«

Nun, da Sie meinen Vater durch das Lesen seiner Geschichte kennen-

The Korn family today. Abe & Ellie's children still live in Augusta, GA, as well as some of the grandchildren.

gelernt haben, werden Sie vielleicht die Kraft finden, sich Ihren Herausforderungen in einem neuen Licht zu stellen. Mögen wir alle den Segen des Lebens wertschätzen, egal ob groß oder klein, und Hass und Verfolgung auf der ganzen Welt strenger bekämpfen.

Joseph Korn